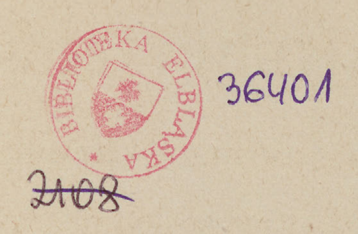
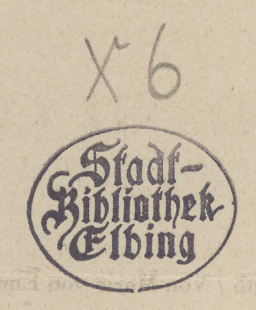
Deutsche Rundschau

BAND CCXLIX

(Oktober—November—Dezember 1936)

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
36401
2108


X 6
Stadt-
Bibliothek
Elbing


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Inhaltsverzeichnis

zum Zweihundertneunundvierzigsten Bande

(Oktober—November—Dezember 1936)

Der Kampf um die Erschließung der Arktis / Von Walther Pahl 1
Lebendige Vergangenheit / Alfred de Vigny 11
Der unbekannte Mensch / Von Rudolf Pechel 13
Prophetie der Kunst / Von Paul Fechter 18
Phantasie am Steuer / Von Eugen Diesel 22
Die Indisierung des Heeres in Britisch-Indien / Von Helmut Papajewski . . 27
Der preußische Strom / Von Hans Pflug 33
Philipp Emanuel Bachs Ruhestätte / Von Konrad Tegtmeier 45
Rundschau 49
Stiefkind. Novelle / Von Antoon Coolen 57
Briefe an einen Freund / Von Marie von Ebner-Eschenbach 67
Literarische Rundschau:
Mut und Gemüt 84
Die Rose von Jericho 85
Lieder der Freundschaft 85
Zwei Journalistenbücher 87
Die Liebesgeschichte Abälards 87
Donoso Cortés 88
Kennerschaft der Wildnis 89
Was fruchtbar ist, ist wahr 90
Zeitverschreib als Zeitvertreib 91
Zwei Bücher vom Auslanddeutschtum und ein Tierskizzenbüchlein 92
Eine Meisterleistung politischer Geschichtsschreibung 93
Leben in Venedig 93
Romane der Weltliteratur 94
Die Vögel unserer Heimat 94
Hübsche Kleinigkeiten 95
Zeugnisse des Frauenschreibens 95
Vor weltpolitischen Entscheidungen / Von Ernst Samhaber 97
Die gespenstische Ursache / Von Eugen Diesel 104
Das große Abenteuer des abendländischen Menschen 109
Das Ende der alten Bildung / Von Paul Fechter 115

Lebendige Vergangenheit: Donoso Cortés 120
Gestalt und Seele / Von Reinhold Schneider 122
Der Sport in den außereuropäischen Kulturen / Von Leonhard Adam 135
Rundschau 145
Das Flügelhaus. Roman I. / Von Kurt Kluge 151
Literarische Rundschau:
Das Inselreich 181
Neue Einführung in Nietzsche. 181
Chiang-Kaishek 182
Ludwig von der Marwitz 183
Der Erforscher der übersinnlichen Welt. 183
Napoleon 184
Unverlierbares Gut. 185
Für den Weihnachtstisch 185
Deutsche Problematik / Von Ernst Samhaber 193
England im victorianischen Zeitalter / Von Hilde Herrmann 199
Arthur James Balfour / Von Wolfgang Windelband 205
Die Kirche und die Worte / Von Paul Fechter 212
Lebendige Vergangenheit: Ignaz von Döllinger 216
„Die Hirnlappen Europas“ / Von Rudolf Pechel 220
Bild oder Schrift? / Von D. R. 225
Photographie und Kunstbetrachtung / Von Eduard Plietzsch 235
Rundschau 241
Ein Vorbild des Charakters. Georg Büchner / Von Gerhart Pohl. 247
Das Flügelhaus. Roman II. / Von Kurt Kluge 251
Randbemerkungen / Von E. P. 268
Literarische Rundschau:
Für den Weihnachtstisch 270
Jugendschriften 275
Von den Königen und der Krone 276
Aufstieg zur Weltmacht 278
„Herrchen“ 279
Die Schattenlinie 279
Erzählendes 283
Bücher zur Kunst 285
Das fleischgewordene Gewissen 286
Große und kleine Kostbarkeiten 286
Grotes Aussaat-Bücher 288
Reden des Marschalls von China 288



Die Erschließung der Nordostpassage
= bezeichnet den Weg, den die russische Ostseeflotte im Russisch-Japanischen Krieg 1904/05 zurücklegte. 7½ Monate brauchte das „Baltische Geschwader", um nach Tsushima zu gelangen, wo es von der japanischen Flotte unter der Führung des Admirals Togo vernichtet wurde. In einem neuen russisch-japanischen Kriege könnte die sowjetische Ostseeflotte in 2 bis 3 Monaten am Kampfplatz sein, wenn sie den arktischen Seeweg benutzt.

Der Kampf um die Erschließung der Arktis

VON WALTHER PAHL

Die Suche nach der Nordostpassage

Die Hoffnung, das fernöstliche Wunderland Cathay aufzufinden, hat Jahrhunderte hindurch die kühnen Seefahrer auf die Meere getrieben. Schon kurz nach der Entdeckung Amerikas tauchte die Idee auf, daß man über den hohen Norden auf dem kürzesten Wege nach Asien gelangen müsse. Als erster versuchte der Engländer Sir Hugh Willoughby auf der arktischen West-Ost-Passage nach Cathay zu gelangen. Am 20. Mai 1553 verließ er London mit seinem Schiff „Edward Bonaventure". An der Murmansk-Küste blieb er stecken und ging mit seiner ganzen Besatzung elend zugrunde.

Erst im Jahre 1878/79, also 326 Jahre später, gelang es dem schwedischen Forscher A. E. Nordenskjöld die Durchfahrt zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit zu bezwingen. 12½ Monate brauchte seine „Vega", um den Weg von Göteborg nach der Beringstraße zurückzulegen. Ebenso wie Nordenskjöld mußten sich auch seine erfolgreichen Nachfolger Witkitskij, Toll, Nansen („Fram") und Amundsen („Maud") einfrieren lassen, da ein Sommer zu kurz war, um die Passage zu bewältigen.

Im Jahre 1932 wurde in dem Kampf um die Erschließung der nordöstlichen Durchfahrt ein entscheidender Fortschritt erzielt: der russische Eisbrecher „Sibirjakow" unter der Expeditionsleitung von Professor Otto Schmidt legte die Strecke von Archangelsk nach Wladiwostok in der Zeit vom 28. Juli bis 1. Oktober zurück, das heißt in einer Navigationsperiode! Die erste Sommerfahrt in der umgekehrten Richtung, von Wladiwostok nach Murmansk, wurde im Jahre 1934 von dem Eisbrecher „Lütke" durchgeführt. Er brauchte 83 Tage.

Seit diesen erfolgreichen Expeditionen sind die Sowjets von der Überzeugung besessen, daß sie die Geographie sozusagen „korrigieren", nämlich die asiatische Eismeerküste für einen regelmäßigen Verkehr erschließen können. In der Tat gelang es im Sommer 1935 schon je zwei Schiffen, die sich von normalen Handelsdampfern nur wenig unterschieden, den großen nördlichen Seeweg in westlicher und östlicher Richtung zu passieren. Dabei wurde die Hilfe der bereitstehenden Eisbrecher kaum beansprucht. Alle vier Schiffe waren schwer beladen, jedes mit etwa 2000 Tonnen Nahrungsmitteln und Ausrüstungsgegenständen für die arktischen Beobachtungsstationen neben einer Anzahl von Passagieren und Tieren.

Die Russen glauben, daß nun das Ziel, die Nordostdurchfahrt der normalen Schiffahrt dienstbar zu machen, endlich greifbar geworden ist.

Strategische Ziele

Die Sowjetunion erblickt heute in der Eroberung der Arktis eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Das im Jahre 1928 gegründete Arktische Institut war noch lediglich ein Zentrum der wissenschaftlichen Polarforschung. Die im Jahre 1932 geschaffene „Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges" („Glawsewmorputj") unter der Leitung der Professoren Schmidt und Samoilowitsch bildet heute ein selbständiges Volkskommissariat, das nicht nur Forschungsaufgaben hat, sondern auch wirtschaftliche und kolonisatorische Aufgaben größten Ausmaßes. Der Herrschaftsbereich dieses neuartigen Ministeriums erstreckt sich auf die 30000 Kilometer lange Eismeerküste und die vorgelagerten Inseln sowie auf das ostsibirische Festland nördlich vom 62. Breitengrad. Der „Hauptverwaltung" stehen ungeheure Mittel zur Verfügung: für das Jahr 1936 allein erhielt sie ½ Milliarde Rubel!

Wo liegen die Antriebe für diesen fieberhaften Drang der Sowjets in den arktischen Raum? Rußland hat es von jeher schmerzlich empfunden, daß es verkehrsgeographisch gesehen gewissermaßen auf der Schattenseite der Alten Welt liegt, wie man es treffend formuliert hat. Ihm fehlt vor allem der freie Zugang zu einem für den Weltverkehr brauchbaren Meer. Der Drang nach einem solchen Meer hat Rußlands Geschichte seit mehr als 200 Jahren bestimmt. Nachdem alle Versuche, zu einem offenen Meer ganz durchzustoßen, mißlungen sind, konzentriert sich heute die



Der Ostsee-Weißmeer-Kanal

Durch den neuen Kanal zwischen der Ostsee und dem Weißen Meer ist es möglich geworden, die Strecke Leningrad—Archangelsk in weniger als einem Viertel der Zeit zu bewältigen, die früher notwendig war (Sm = Seemeilen). Die Ostseeflotte wird in Zukunft auch im Nördlichen Eismeer verfügbar sein. Schon heute kann der Kanal von kleineren Kriegsschiffen und vor allem von Unterseebooten benutzt werden.

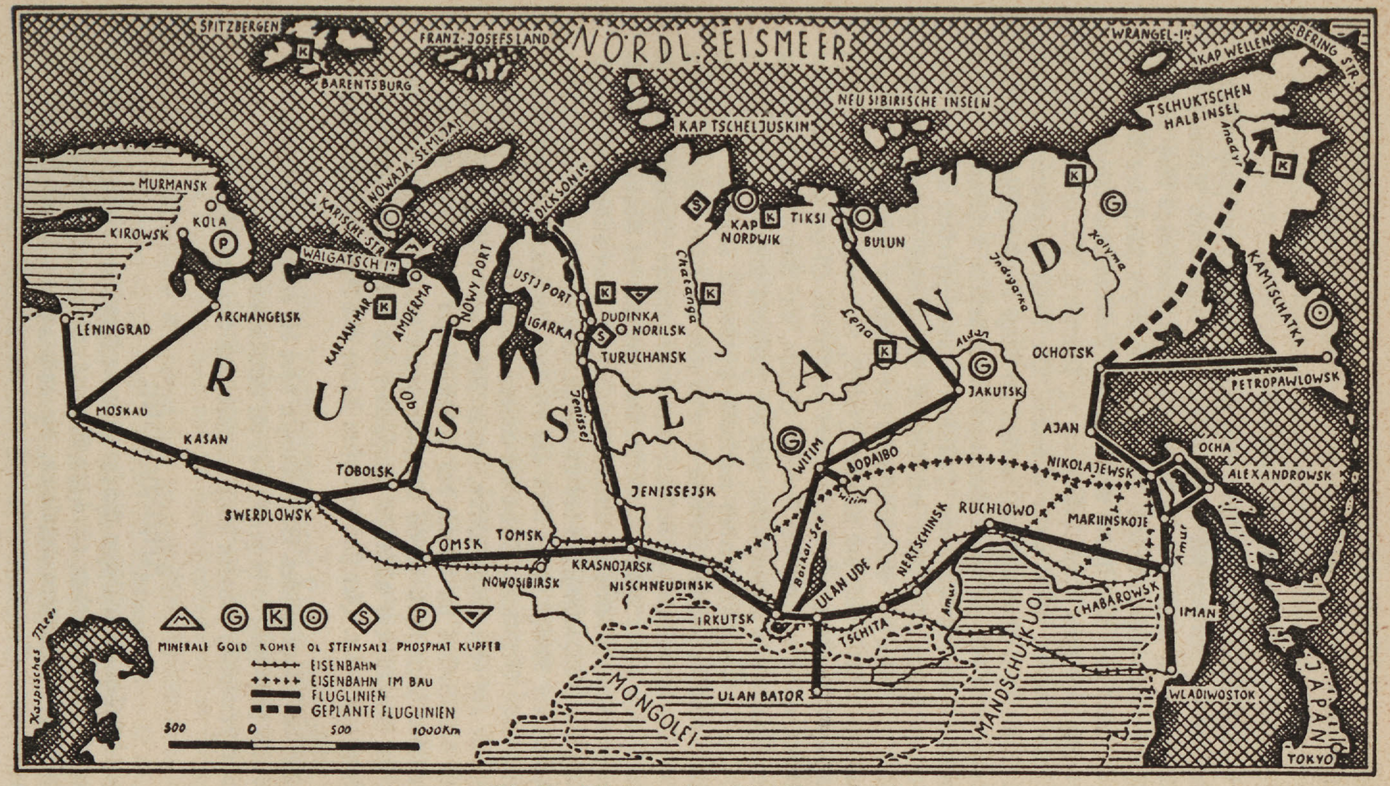
Durch den Ausbau der während des Krieges von deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen errichteten Murmanbahn wird die strategische Bedeutung dieses Raumes unterstrichen. Die 1451 km lange Strecke ist zweigleisig ausgebaut worden und wird heute in 38 Stunden zurückgelegt. Der nördliche Endpunkt, der Kriegshafen Murmansk, zählte im Jahre 1925 nur 2500 Einwohner — heute wird die Stadt von rund 100000 Menschen bewohnt.

Sowjetunion auf die Lösung der Aufgabe, die Nordostdurchfahrt dem Handel dienstbar zu machen. Dem Handel? Ohne Zweifel: auch dem Handel. Der stärkste Motor der arktischen „Kolonisationsversuche" ist aber wohl in der strategisch-militärischen Lage der Sowjetunion zu suchen. Man wird sich erinnern, daß das „Baltische Geschwader" im Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05 vorsichtshalber nicht durch den Suezkanal fuhr, sondern um das Kap der Guten Hoffnung herum nach den japanischen Gewässern gelangte. Wahrhaftig kein kurzer Weg! Vielleicht hätte der Krieg einen wesentlich anderen Verlauf genommen, wenn die Russen am Kampfplatz schneller zur Stelle gewesen wären. Das heißt: wenn der Seeweg von Archangelsk nach Wladiwostok der russischen Ostseeflotte offengestanden hätte. Auch heute wieder droht ein russisch-japanischer Konflikt. Jeden Augenblick kann ein Grenzzwischenfall zum Zünder werden, der die im Fernen Osten angesammelten Konfliktstoffe zur Entladung bringt. In unausgesetzter Kriegsbereitschaft stehen sich die Armeen am Amur gegenüber.

Ohne Unterlaß bauen die Sowjets die Aufnahmestellung für die drohende Auseinandersetzung aus. Bei einem Blick auf die Landkarte erkennt man sofort, daß es den Japanern im Kriegsfall verhältnismäßig leicht sein dürfte, die Verbindung Moskau—Wladiwostok zu unterbrechen und den Sowjets den Zugang zur pazifischen Küste abzuschneiden. Rußland sucht deshalb nach neuen Möglichkeiten zur Sicherung der Verbindung Moskau—Pazifik. 400 Kilometer nördlich von dem am Amur entlang führenden transsibirischen Eisenbahnstrang lassen die Sowjets heute von einigen hunderttausend politischen Strafgefangenen eine Umgehungslinie bauen, deren Fertigstellung allerdings bei den Schwierigkeiten der Arbeit nicht abzusehen ist. In diesem Zusammenhang erweist sich die ungeheure Bedeutung eines wenn auch nur für kurze Zeit befahrbaren — und unangreifbaren! — Nordweges für die Verteidigung Ostsibiriens und der russischen Pazifikküste.

Der neue, in den Jahren 1931 bis 1933 von Zwangsarbeiter-„Brigaden" erbaute Ostsee—Weißmeer-Kanal bildet sozusagen die strategische „Aufnahmestellung" für den nördlichen Seeweg. Die Kühnheit, mit der die Sowjets den Bau dieses Kanals als einen „großen Sieg an der Front der Industrialisierung und der Stärkung der Wehrfähigkeit des Landes" gefeiert haben, offenbart die moralische Gewissenlosigkeit des Bolschewismus in ihrer ganzen Abgründigkeit: Zehntausende von „Verbannten" sind bei diesem Gewaltbau, der „nach den Regeln der Kriegstaktik" durchgeführt wurde, in den Tod gepeitscht worden!

Der Kanal schafft zunächst eine Verbindung zwischen dem Ladogasee und Onegasee, die durch die Kanalisierung des Flusses Swir möglich wurde. Von der Nordspitze des Onegasees führt er dann durch die Tiefe des Telekinanjoki zum Wygsee, dessen gleichnamiger Abfluß sich in das Weiße Meer ergießt. Der Schiffahrtsweg von Leningrad nach Archangelsk ist durch diesen Kanal von 2840 Seemeilen auf 674 Seemeilen abgekürzt worden. Die Sowjets haben den Kanal nicht nur errichtet, um die Holzfrachten aus dem Norden schneller auf den Markt zu bringen. Die Tatsache, daß die Schleusenkammern eine Länge von 115 Meter, eine Breite von 15 Meter und einen Tiefgang von 8 Meter haben, zeigt, daß diese Wasserstraße auch für kleinere Kriegsschiffe und vor allem für Unterseeboote befahrbar ist. Die Er-



Die Erschließung der sibirischen Arktis

Schon die früheren Träger der politischen Gewalt im russischen Raum arbeiteten an der Erschließung der sibirischen Arktis. Die Sowjets haben die geopolitisch gegebene Aufgabe mit vielfach erhöhter Energie in Angriff genommen. Durch den Einsatz der modernen technischen Hilfsmittel, des Flugzeuges und der Funkentelegrafie vor allem, ist es ihnen gelungen, den nördlichen Seeweg teilweise der Schiffahrt dienstbar zu machen. Zehntausende von menschlichen Kreaturen sind dem politisch-strategischen Imperativ, der die arktische Kolonisationsarbeit der Sowjets diktiert, bedenkenlos geopfert worden.

richtung des Ostsee—Weißmeer-Kanales bildet für die Sowjets eine wichtige Etappe in ihrem Kampf um die strategische Mobilisierung des hohen Nordens.

Die arktischen Schätze

Darüber hinaus aber eröffnen sich durch die Erschließung der nordöstlichen Durchfahrt unabsehbare Perspektiven für die Mobilisierung eines toten Raumes von gewaltiger Ausdehnung, dessen wirtschaftlicher Reichtum keineswegs bloß in Pelztieren, Tranfischen und Hölzern besteht. Nach der geologischen Karte des Arktischen Instituts vom Jahre 1934 sind in der Arktis an 228 Punkten Mineralvorkommen festgestellt worden, und zwar Kohle (allein an 73 Punkten!), Öl, Gold, Graphit, Blei, Zink, Zinn, Kupfer, Nickel unter anderem. Die Kohlenbergwerke auf dem norwegischen Spitzbergen (Barentsburg) werden im Wege der Konzession von dem der „Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges" unterstellten Kohlentrust „Arktikugol" abgebaut. 1936 sollen schon etwa ½ Million Tonnen gefördert werden. Diese Kohlenvorkommen bilden zusammen mit der bei Karjan-Mar an der Karischen Straße geförderten Kohle die Brennstoffbasis der arktischen Schiffahrt. Kohlenbergwerke sind ferner in Norilsk am unteren Jenissei, in Sangarchaj an der Lena und am Anadyr an der Küste des Beringmeers in Betrieb. Öl hat man an vielen Stellen gefunden, unter anderen auf Nowaja Semlja, auf Kap Nordwik, an der Mündung der Lena und in Kamtschatka. Auf der Halbinsel Kola in der Nähe von Kirowsk (früher: Chibinogorsk) werden wertvolle Phosphate abgebaut (Apatite). Die Insel Waigatsch, die zwischen Nowaja Semlja und der Küste liegt, soll allein an 200 Stellen Mineralvorkommen besitzen. (Die sowjetrussische Statistik darf man indessen niemals allzu genau nehmen!) Bisher wird hier nur der Abbau von Flußspat in größerem Ausmaße betrieben. Steinsalze finden sich unter anderen im Rayon von Norilsk und im Mündungsgebiet des Chatanga. Den Metallgehalt der Kupfer- und Nickelerzlager bei Norilsk schätzt man auf 160000 Tonnen. Nicht zuletzt aber birgt die Arktis reiche Goldlager. Schon vor einigen Jahrzehnten begann man mit der Goldausbeute auf dem Flusse Witim, einem Nebenfluß des Lena. Neuerdings ist der Abbau des Goldes im Gebiet des Aldan-Flusses in Angriff genommen worden. Hier leben heute schon 50000 Menschen gegen 300 im Jahre 1923. Noch weiter höher im Norden, vor allem im Flußgebiet des Kolyma, entsteht jetzt ein neues Goldbergbau-Revier. Hier sind in diesem Jahre eine Reihe von Forschungsexpeditionen tätig.

Man braucht den phantastischen Vorstellungen über die arktischen Kolonisationsmöglichkeiten nicht zu folgen: es ist gewiß, daß die Erschließung der arktischen Durchfahrt nicht nur strategisch, sondern auch wirtschaftlich eine erhebliche Bedeutung besitzen würde.

Arktische Häfen

Was nützen indessen die arktischen Schätze ohne die Menschen, die sie bergen? Es muß durchaus abgewartet werden, ob es den Sowjets gelingen wird, am Nördlichen Eismeer menschliche Siedlungen anzulegen, die auch auf die Dauer lebensfähig sind. Siedlungen, deren Bewohner nicht bloß mit Lebensmittelkonserven ihr Dasein

fristen müssen. Die Sowjets verstehen sich seit langem ausgezeichnet darauf, die Weltöffentlichkeit mit sensationellen Nachrichten über die Züchtung „arktisfester" Weizensorten, über „Gemüsegärten am Nördlichen Eismeer" usw. zu überschwemmen. Die Wirklichkeit sieht hier meist wesentlich anders aus. In der Praxis ist man bisher jedenfalls über die Anlage einiger Hektar Gemüsepflanzungen in Glashäusern an der Küste nicht hinausgekommen. Es soll nicht geleugnet werden, daß der arktischen landwirtschaftlichen Forschung eine Reihe von erstaunlichen Experimenten gelungen ist. Der Weg vom wissenschaftlichen Laboratorium zum praktischen Erfolg ist aber gewöhnlich länger, als man denkt. Auf alle Fälle kann keine Rede davon sein, daß das Leben in der Arktis seine großen Gefahren — Skorbut! — verloren hat. Die bisherigen arktischen Kolonien bestehen denn auch, sofern es sich nicht um wissenschaftliche Stationen handelt, deren Besatzungen jedes Jahr abgelöst werden (oder wenigstens abgelöst werden sollen), größtenteils aus politischen Strafgefangenen! Im übrigen bemüht man sich, durch das Versprechen von hohen Löhnen und von Rote-Armee-Rationen Freiwillige für den Arktisdienst anzuwerben.

Die wichtigsten Siedlungen sind rund um die neuen „Häfen" entstanden, die in den letzten Jahren in den Mündungsgebieten der sibirischen Flüsse, des Kolyma, Indigarka, Lena und Jenissei angelegt wurden. Der bemerkenswerteste unter ihnen ist der Hafen Igarka, der in den letzten Jahren im breiten Mündungsgebiet des Jenissei, etwa 600 Kilometer vom Meere entfernt, entstanden ist. Im Jahre 1928 war der Flecken von 43 Menschen bewohnt. Heute hat diese „Metropole" der arktischen Welt bereits in der Sommersaison 20000 Einwohner. Igarka ist das wichtigste Ziel der Expeditionen in das Karische Meer, die schon vor dem Kriege gelegentlich stattfanden, aber seit mehr als zehn Jahren regelmäßig und in immer größerem Maßstabe unternommen werden. Im letzten Sommer sollen nicht weniger als 38 Frachtdampfer von Europa nach den neuen Häfen am Ob und Jenissei vorgedrungen sein. In Igarka werden von den Schiffen vor allem die wertvollen Spezialhölzer Sibiriens geladen. Die Ausfuhr von Holz und Holzprodukten aus und über Igarka hat sich von rund 6000 Tonnen im Jahre 1930 auf über 113000 Tonnen im Jahre 1935 gesteigert. Durch die Zusammenarbeit von Radiostationen, Flugzeugen und Eisbrechern ist es den Sowjets gelungen, den Wetterdienst im Karischen Meer so auszubauen, daß die Fahrt von London, Rotterdam und Hamburg zum Jenissei nur noch 18 bis 20 Tage dauert.

Die technischen Voraussetzungen: Radio und Flugzeug

Wie denn überhaupt die bisherigen Erfolge in der Erschließung des hohen Nordens in erster Linie dem großzügigen und planmäßigen Einsatz der modernen technischen Werkzeuge zu danken sind. Von den 70 Radiostationen an der Küste und auf den Inseln des Nördlichen Eismeeres sind 30 ganzjährig besetzte Polarstationen. Die nördlichste Station — sie liegt auf dem 80. Breitengrad — ist diejenige in der Tikhayabay der Hookerinsel, die zu der Franz-Josefs-Land-Gruppe gehört. Sie besteht aus 17 Männern und 5 Frauen. Die Beobachtungsarbeit der Polarstationen vollzieht sich in engster Verbindung mit den Arktisfliegern, die den Lotsendienst versehen. Auf Grund ihrer Beobachtungen der Eisbewegung teilen sie den Kapitänen



Die „Stalinsche Marschroute"

So wurde in Sowjetrußland der arktische Flug genannt, den die Flieger Tschakaloff, Bajdukoff und Beljakoff im Juli 1936 ohne Zwischenlandung zurücklegten. Die 9374 km lange Strecke (davon 5140 km über Wasser) Moskau—Barents-See—Franz-Josefs-Land—Kap Tscheljuskin—Petropawlowsk (Kamtschatka)—Nikolajewsk am Amur wurde in 56 Stunden 20 Minuten bewältigt, obwohl ein heftiger arktischer Zyklon im Gebiete von Sewernaja Semlja und über dem Ochotskischen Meer den kühnen Fliegern schwer zu schaffen machte. Das Flugzeug war ein vom ZAGI (Chefkonstrukteur Prof. Tupoloeff) erbauter ANT 25-Eindecker. Der vom Zentralinstitut für Flugzeugmotorenbau entworfene und vom Frunse-Werk gebaute Motor M-34 P hat eine Leistung von 950 PS bei 1950 Umdrehungen und einem Gewicht von 650 kg.

mit, wo sie einen freien Weg finden können. Darüber hinaus sorgen die Flugzeuge für die Aufrechterhaltung der Verbindung der Polarstationen mit dem Festland und ihre Versorgung mit Lebensmitteln. Mehrere Flugstützpunkte befinden sich z. B. dem Festland gegenüber auf der im Jahre 1924 von den Sowjets annektierten Wrangelinsel, die von 1931 bis 1934 mit Schiffen nicht zugänglich war. Jetzt stehen Flugzeuge für den Besatzungswechsel zur Verfügung, falls Schiffe die Insel nicht erreichen können. Die Arktisflieger haben einen hervorragenden Anteil an der Erkundung des nördlichen Seeweges. Die Sowjets besitzen heute eine größere Anzahl von Piloten, die über reiche Erfahrungen im Polarflug verfügen.

Das Luftfahrtdepartement der „Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges" hat die Absicht, bis zum Ende des Jahres 1937 rund 27000 Kilometer Luftwege in Betrieb zu nehmen. Von der transkontinentalen Luftmagistrale Moskau—Wladiwostok zweigen bereits eine Reihe von (offenbar ausreichend trassierten, wenn auch nur gelegentlich beflogenen) Strecken ab, die in den hohen Norden hinaufführen und dem Lauf der Flüsse folgen: Tobolsk—Nowy Port, Krasnojarsk—Dudinka—(Dicksoninsel) und Irkutsk—Jakutsk—Tiksi. An der pazifischen Küste soll die Linie Chabarowsk—Ochotsk in diesem Jahre bis nach Anadyr und nach Kap Wellen an der Behringstraße verlängert werden. Mehrfach angekündigt wurde auch die Eröffnung eines Luftweges von Kap Wellen entlang der Küste nach Archangelsk, das seit einigen Jahren der Ausgangspunkt einer Reihe von Nebenlinien ist, und nach Murmansk.

Das große Ziel der russischen Arktisfliegerei ist die Erschließung eines Luftweges über den Nordpol nach Amerika. In diesem Zusammenhang verdienen die kühnen Pionierflüge erwähnt zu werden, die die russischen Flieger Wodopjanow und Machotkin im März-April dieses Jahres nach der Polarstation auf Franz-Josefs-Land durchgeführt haben. Die über 4000 Kilometer lange Strecke Moskau — Archangelsk—Karjan Mar—Amderma—Nowaja Semlja—Franz-Josefs-Land wurde in nur etwa 24 Flugstunden bewältigt. Wenn es auch wahrscheinlich ist, daß ein transpolarer Verkehrsflug von Moskau nach San Franzisko die technischen Kräfte der Luftfahrt heute noch übersteigt, so ist doch die Vorstellung, daß wir in ein bis zwei Jahrzehnten planmäßige Verkehrsflüge über den Nordpol erleben werden, keineswegs ein ohnmächtiges Bild eitler Phantasie.

Wird der arktische Ozean wärmer?

Durch den planmäßigen Einsatz von modernen technischen Hilfsmitteln für die Auskundschaftung der Eisbewegung ist es möglich geworden, die Navigationszeit in der Nordostpassage wesentlich zu verlängern. Darin dokumentiert sich der Erfolg der Bemühungen um die Öffnung der Passage am sinnfälligsten. Der Obhafen Nowy Port z. B. war im Jahre 1927 nur an 16 Tagen für Schiffe zugänglich. Im Jahre 1929 war er an 40 Tagen, 1932 an 46 Tagen und 1934 sogar an 54 Tagen erreichbar.

Russische Forscher stützen ihre Hoffnungen auf den Ausbau eines regelmäßigen Sommerverkehrs entlang der nördlichen Wasserstraße nicht zuletzt auf die wissenschaftlichen Feststellungen über die allmähliche Erwärmung des arktischen Ozeans. Die Forschungsexpedition, die im letzten Sommer mit dem Eisbrecher „Sadko" unternommen wurde und bis 82 Grad 40 Minuten hinaufführte — der höchste Punkt, der bisher von einem Eisbrecher erreicht wurde! —, entdeckte etwa 100 Meter unter der Oberfläche des Meeres eine „warme" Wasserschicht, die nach ihrer Auffassung Teil eines „warmen" Stromes ist, der vom Atlantik zu dem Nordeingang des Pazifischen Ozeans fließt. Diese Beobachtungen gewinnen ihre eigentliche Bedeutung im Zusammenhang mit der von Nansen bei seiner berühmten Drift mit der „Fram" (1893—1896) gemachten Feststellung, daß sich etwa 200 Meter unter der Meeresoberfläche eine „warme" Wasserschicht befindet. Die Expedition des „Sadko" hat die Beobachtungen Nansens bestätigt und gleichzeitig ergänzt. Die

Veränderung in der Tiefenlage des „warmen" Stromes wird als ein zusätzlicher Beweis dafür betrachtet, daß die Golfstromdrift den arktischen Ozean erwärmt.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Feststellung, daß die Eismenge in der Barentssee sich seit der Jahrhundertwende bis zu 13 Prozent vermindert hat. Die Gletscher sind nachweisbar zurückgegangen. Der Ostgletscher auf Spitzbergen hat sich seit 1892 sogar um fast 2 Kilometer zurückgezogen. Die Stadt Mesen in Nordrußland, im Mündungsgebiet des gleichnamigen Flusses, der sich in das Nördliche Eismeer ergießt, hatte vor einem Jahrhundert noch ewigen Frostboden. Im Jahre 1933 wurde hier festgestellt, daß die Südgrenze des ewigen Eisbodens heute etwa 40 Kilometer höher nördlich liegt. Ähnliche Beobachtungen sind auch in anderen Teilen des Nördlichen Eismeeres gemacht worden. Selbstverständlich konnten diese Veränderungen auf das Klima nicht ohne Einfluß bleiben. Auch in den weiter östlich gelegenen Gebieten der Arktis, wo die warmen Nordkap- und Spitzbergenströmungen keine unmittelbare Wirkung mehr ausüben können, sind beschränkte Möglichkeiten für die Landwirtschaft vorhanden. Die Beobachtungen über die Veränderungen der Lebensverhältnisse von Tieren und Pflanzen scheinen die Feststellungen über die Erwärmung der Arktis in der Tat zu bestätigen.

Unter diesen Umständen dürfte sich in Zukunft der Kampf der Sowjets um die Eroberung der Arktis wesentlich erleichtern. Vorläufig aber bleiben sie in ihrem Ringen um die Öffnung des nördlichen Seeweges und um die Erschließung des arktischen Raumes in erster Linie auf den Einsatz moderner technischer Hilfsmittel in großem Maßstabe angewiesen. Man kann nicht leugnen, daß die Sowjets sich mit ungeheurer Energie an die Lösung dieser gewaltigen Aufgabe gewagt haben. Der große Krafteinsatz rechtfertigt sich durch den Lohn, der bei einer erfolgreichen Lösung winkt: die Urbarmachung eines menschenleeren Großraums, der mehr als 8 Millionen Quadratkilometer umfaßt! Auch wenn es vorläufig nicht gelingt, den großen Nordostweg dem „normalen" Handelsverkehr dienstbar zu machen, so ergibt sich doch schon heute für die Sowjetunion aus der bloßen Möglichkeit, die Ostseeflotte auf dem Nordwege nach dem Fernen Osten zu dirigieren, ein bedeutender strategischer Kraftzuwachs.

„Arktischer Imperialismus"

Daß der Vorstoß in den arktischen Raum strategische Ziele hat, bestätigt auch der Eifer, mit dem die Sowjetunion die der arktischen Küstenlinie (30000 Kilometer) vorgelagerten Inseln ihrem Territorium einverleibt hat. Am 15. April 1926 machte die Sowjetunion den Regierungen die Mitteilung, daß sie sämtliche Inseln zwischen der nordsibirischen Küste und dem Nordpol, die entdeckten ebenso wie die unentdeckten (!), als russisches Gebiet in Anspruch nimmt, und zwar innerhalb eines Sektors, der sich von 32 Grad 4 Minuten 35 Sekunden östlich von Greenwich bis 168 Grad 49 Minuten 32 Sekunden westlich von Greenwich erstreckt. Ende 1924 war auf der von den Vereinigten Staaten gemäß dem Recht des ersten Entdeckers annektierten Wrangelinsel die Sowjetflagge gehißt worden. 1928 haben sich die Sowjets auch Franz-Josefs-Land einverleibt, das von Österreichern entdeckt worden war. Man sieht: der allrussische Imperialismus der Sowjets greift heute bis zum Nordpol aus!

Alfred de Vigny

(1798—1863)

Soldatenknechtschaft und Soldatengröße

Die Armee ist blind und stumm. Vom Platze aus, darauf man sie stellt, führt sie vor sich hin den Schlag. Sie ist willenlos und handelt auf fremden Anstoß. Sie ist ein großes Etwas, das man in Bewegung setzt und das tötet; aber sie ist auch etwas das leidet.

So zum Beispiel hatte zur Zeit der Schreckensherrschaft ein anderer Schiffskapitän — wie auch die gesamte Marine — den ungeheuerlichen Befehl vom Wohlfahrtsausschuß bekommen, die Kriegsgefangenen zu erschießen; er hatte das Unglück, ein englisches Kriegsschiff zu nehmen, und das noch größere, dem Befehl der Regierung zu gehorchen. An Land zurückgekehrt, erstattete er Meldung von seiner schimpflichen Befehlsausführung, zog sich aus dem Dienste zurück und starb bald darauf aus Gram.

Wird es denn niemals erscheinen, das Gesetz, das in solchen Fällen Pflicht und Gewissen in Einklang bringe? Hat denn die Stimme der Allgemeinheit unrecht, wenn sie sich von Menschenalter zu Menschenalter immer wieder erhebt und den Ungehorsam des Vicomte d'Orte freispricht und ehrt, weil dieser Mann Karl IX., der ihm die Ausdehnung der Pariser Bartholomäusnacht auf Dax befahl, den Bescheid gab: „Sire, ich habe den Befehl Eurer Majestät an Ihre getreuen Untertanen und Kriegsmannen weitergegeben; ich habe nur gute Bürger und brave Soldaten gefunden und nicht einen Henker."

Und, so er dran recht getan, den Gehorsam zu verweigern, wie denn vermögen wir unter Gesetzen zu leben, die wir gar für vernünftig halten und die uns befehlen, den mit dem Tode zu bestrafen, der eben diesen blinden Gehorsam verweigert? Wir bewundern den freien Willen, und wir töten ihn! Das Widersinnige kann nicht lange herrschen, so muß man wohl dahin kommen, die Umstände zu regeln, unter denen auch dem Manne der Waffe eigenes Ermessen statthaft wäre, auch eine Ranggrenze zu ziehen, von der ab es der eigenen Einsicht erlaubt wäre, frei zu schalten, und zugleich damit die Betätigung des Gewissens und der Gerechtigkeit ... Einmal muß man doch aus diesen Nöten herauskommen!

Ich verhehle mir keineswegs, daß das eine äußerst schwierige Frage bedeutet, obendrein noch an nichts Geringeres als die Grundlage der Disziplin rührt. Weit entfernt davon, diese Disziplin schwächen zu wollen, bin ich der Meinung, daß sie in vielen Dingen unter uns noch verschärft werden muß und daß vor dem Feinde die Gesetze nicht drakonisch genug sein können. Kehrt die Armee ihre eiserne Brust dem Ausland zu, dann soll sie wie ein einziger Mann marschieren und handeln; das muß so sein. Ist sie aber zurückgekehrt und hat vor sich nichts anderes als die

mütterliche Heimat, als das Vaterland, dann wäre es nur gut, wenn sie wenigstens weitblickende Gesetze vorfände, die ihr in der Brust ein Herz zu haben erlaubten, wie es Landeskindern ziemt. Auch ist wünschenswert, daß unverrückbare Schranken ein für alle Male dergleichen aus machtvollkommener Willkür erteilten Befehlen gesetzt würden, wie sie von der obersten Staatsgewalt ausgehen, die oft genug in unserer Geschichte in unwürdige Hände geraten ist: auf daß es nie und nimmer irgendwelchen Abenteurern, die zur Diktatur gelangten, möglich wäre, 400000 Ehrenmänner in Mörder zu verwandeln kraft eines Gesetzes — gleich ihrer Regierung — von Eintagsdauer . . .

Derart bemühte ich mich also, vor den ungeheuerlichen Verzichten des passiven Gehorsams zu kapitulieren, indem ich zugleich erwog, auf welchen Urgrund er zurückging und wie doch jegliche öffentliche Ordnung gestützt auf Gehorsam erschien; doch bedurfte es erst gar vieler Vernunftgründe und Paradoxe, um es so weit zu bringen, daß er in meiner Seele einigermaßen Wurzel schlug.

Wir sind wirklich unbarmherzig, wenn wir verlangen, daß ein einziger Mann stark genug sei, allein die Verantwortung für diese bewaffnete Nation zu tragen, die man ihm in die Hand gibt. Das ist auch ein Verhältnis, das den Regierungen selber schadet; denn die heutige Einrichtung, die in solchem Maße diese gesamte elektrische Leitung des passiven Gehorsams an einen einzigen Finger anschließt, vermag gegebenen Falles zu bewirken, daß der völlige Umsturz des Staates ein nur allzu einfaches Unternehmen werde. Eine Revolution, die noch halbwegs im Entstehen wäre und nur halbwegs die nötige Anhängerschaft besäße, brauchte nur einen Kriegsminister zu gewinnen, und schon fehlte ihr nichts mehr . . .

Nein, ich berufe mich auf das empörte Gewissen eines jeden, der das Blut seiner Mitbürger hat fließen sehen oder lassen; ein einziges Haupt genügt nicht, ein so schweres Gewicht wie das so vieler Morde zu tragen; es wäre nicht zuviel, trügen es so viele Häupter, als es Kämpfer gibt. Um die Verantwortung für das Blutgesetz tragen zu können, das sie vollstrecken, wäre es recht und billig, daß sie es zum mindesten richtig verstanden hätten.

Was ließen sich nicht alles für edele Gesinnungen erhalten, gar steigern mittels eines Bewußtseins hoher persönlicher Würde! Ich habe dafür manches Beispiel in meinem Gedächtnis aufgespeichert; ich hatte deren allzeit vor mir in meiner Umgebung, in Gestalt der zahllosen vertrauten Freunde, die sich so heiter in ihre sorglose Unterwerfung gefügt hatten und im Geiste so frei waren bei der Knechtschaft ihres Leibes, daß diese Sorglosigkeit sich auch meiner — nicht anders als ihrer — bemächtigte, und zugleich mit ihr diese vollkommene Ruhe des Soldaten und Offiziers, eine Ruhe, die ganz genau dem Gehaben des Pferdes entspricht, das in edler Haltung seinen Schritt zwischen Zügel und Sporn bemißt und stolz ist, in keiner Weise dafür verantwortlich zu sein.

Das Pflichtgefühl bringt den Geist mit der Zeit dermaßen unter seine Herrschaft, daß es zum Bestandteil des Charakters wird und zu einem seiner vornehmsten Züge, genau so, wie eine gesunde Nahrung, die man immer wieder aufnimmt, die Blutmasse zu verwandeln imstande ist und eine der Grundlagen unserer Leibesbeschaffenheit zu bilden.

Der unbekannte Mensch

VON RUDOLF PECHEL

Über die Tatsache, daß in der Weltwirtschaft fast nichts mehr in Ordnung ist, besteht Übereinstimmung. Die schweren, sich immer wiederholenden Störungen des Wirtschaftslebens: auf der einen Seite Überfluß an erzeugten Gütern, auf der andern großer und dringender Bedarf, ohne daß beide Teile in ein Austauschverhältnis zueinander treten könnten — das sind Beweise genug, wie schwer das gesamte System erschüttert ist. Wenn man mit innerster Erbitterung liest, daß irgendwo in der Welt wertvolle Lebensmittelvorräte oder Vieh vernichtet oder zu unsinnigen Zwecken verwandt werden, um die Absatzkrise zu verringern, während in anderen Ländern Hunderttausende verhungern und Millionen kaum das Nötigste zum Lebensbedarf haben, so begreift man einfach nicht, daß eine solche Tatsache die maßgebenden Staatsmänner nicht zu sofortigem Handeln bringt, im Interesse der von ihnen geführten Völker in einer Generalaussprache solch schreiende Mißstände zu beseitigen.

Damit kommen wir zu dem Problem, das tiefer liegt und ohne dessen Vorliegen vielleicht niemals solche wahnsinnigen wirtschaftlichen Verhältnisse Platz gegriffen hätten: die Wirtschaft und die Weltwirtschaft sind in Unordnung, weil die Menschheit in Unordnung ist.

Wir erleben das Phänomen, daß zwar überall in der ganzen Welt ein viel größeres und besser fundiertes und viel mehr als früher verbreitetes und weitere Schichten ergreifendes Wissen vorhanden ist. In vielen Wissenschaften hat die Erkenntnis eine Tiefe erreicht, daß das menschliche Gehirn oft nicht mehr auszureichen scheint, die Erkenntnis zu bewältigen. Viel mehr Gebiete als früher sind von der Wissenschaft erobert, und viel mehr Schichten und Menschen als früher nehmen an den Ergebnissen der Forschung und der Erkenntnis teil. Aber ebensowenig, wie die technische Entwicklung des Weltverkehrs dazu geführt hat, die materiellen Güter der Menschheit unter allgemeine Verwaltung zu nehmen, genau so wenig haben das weiter verbreitete Wissen und die tiefere Erkenntnis bewirkt, daß die Menschheit auch ihre politischen, geistigen und seelischen Dinge gemeinsam aufeinander abstimmte.

Der allgemeinen Friedenssehnsucht steht ein Zustand gegenüber, der ferner von einem wirklichen Frieden ist als seit langem. Die tiefere Erkenntnis schützt die Menschheit in keiner Weise vor der rapiden Ausbreitung von Massenwahn, wie die Zuckungen, die der Bolschewismus in der ganzen Welt hervorruft, beweisen. Anstatt, daß ein Zusammenschluß aller Menschen guten Willens aus allen Ländern sich ermöglichte, trennen die Staaten die Völker so stark, daß fast von einer Abgeschlossenheit aller gegen alle geredet werden muß. Eine außerordentliche Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit ist die Folge des Massenwahns und seiner herabsetzenden Wirkung. Die Möglichkeit, sich auf Grund tieferer Erkenntnis besser zu verstehen, ist in falschen Händen zu einer ungeheuren Möglichkeit, sich gänzlich mißzuverstehen, geworden.

Dazu trägt wesentlich bei, daß systematisch mit großem und starkem Stimmaufwand an weiterer Verwirrung der Gemüter gearbeitet wird und daß eine Wolke von schlimmsten Schlagworten, die der Wahrheit ganz fern sind, die Menschheit in immer neue, miteinander streitende Lager aufspaltet. Wissen und Erkenntnis sollen im allgemeinen das Verantwortungsgefühl schärfen. Wir sehen statt dessen eine ungeheure Leichtfertigkeit, da das Verantwortungsgefühl von seinem letzten tragenden Urgrund, dem des persönlichen Gewissens, losgelöst erscheint. Die Rufe besonnener Menschen, die das Unheil erkannt und es aufzuhalten versuchen, verhallen ungehört und führen zum Teil nur dazu, daß man Dinge und Probleme, anstatt sie von ihrer eigensten Basis aus zu untersuchen, als Geisteshaltungen gegeneinander ausspielt, was die Verwirrung nur vermehren kann.

Die Geschichte der Menschheit lehrt, daß von der Wissenschaft her noch niemals eine Wendung zur Besserung der Menschheit gekommen ist. Bei der ungeheuren Gefahr aber, auf die die Menschheit zutreibt, und deren Größe niemand ganz ermessen kann, weil sie zu grauenvoll für menschliche Vorstellungskraft ist, erscheint die Verpflichtung um so größer, jeden von ernsthafter Seite und redlichem und ehrlichem Wollen getragenen Versuch, Wandel und Rettung zu schaffen, auf das genaueste zu prüfen.

Schon allein aus diesem Grunde verdient das große Werk von Alexis Carrel: „Man — the unknown", in der deutschen Übersetzung „Der Mensch — das unbekannte Wesen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ernste Beachtung. Alexis Carrel, Professor der Biologie und Physiologie am New-Yorker Rockefeller-Institut, ist Nobelpreisträger. Im wohltuenden Gegensatz zu manchen Kulturkritikern, die ohne ausreichende Kenntnis der Materie, das heißt in diesem Falle einzig und allein des Menschen — denn er ist der einzige Träger der Kultur — an die Frage herangehen, baut Carrel auf dem sicheren Grunde seines biologischen, physiologischen und medizinischen Wissens seine Arbeit auf. Er geht von der Tatsache aus, daß zwar alle die Wissenschaften, die sich mit toter Materie und mit exakten Begriffen beschäftigen, außerordentliche Fortschritte gemacht haben, daß aber die Wissenschaften vom Leben und vom Menschen auch heute noch, verglichen mit dem Stande der anderen Wissenschaften, nicht annähernd den Rang zugeteilt erhalten, auf den sie nur zu begründeten Anspruch haben.

Im Bewußtsein der Menschheit ist noch kein fester und klarer Begriff dessen festgelegt, was der Mensch eigentlich ist. Die Einzelwissenschaften nehmen von dem Komplex Mensch immer nur gerade einen Teil und meist nur den, der ihnen persönlich das Angenehmste ist, das heißt was ihrer speziellen Untersuchungsmethode am besten zugänglich ist. Keine einzige Wissenschaft: Chemie, Physiologie, Psychologie, Pädagogik, Geschichtswissenschaft, Soziologie, politische Ökonomie, erschöpft den Gegenstand ganz. Der Mensch wird nicht als ein Ganzes erfaßt, sondern nur als eine Zusammensetzung einzelner Teile, von denen sich jeder für seinen Erkenntnisdrang den ihm zunächst liegenden heraussucht. Die meisten Fragen, die die Anthropologie stellen muß, sind bisher unbeantwortet geblieben. Entscheidende Klärungen über große Gebiete unserer Innenwelt sind nicht erzielt. Der langsame Fortschritt der Wissenschaft vom Menschen, verglichen mit dem gigantischen Bau, den Physik,

Astronomie, Chemie und Mechanik aufführen konnten, ist zurückzuführen auf mangelnde Muße unserer Vorfahren, die Vielgestalt des Gegenstandes und die sonderbaren Anlagen unserer Denkform. Der Verstand hat ein natürliches Unvermögen, das Leben zu begreifen. Der Mensch ist an die Lösung der schwierigsten Dinge herangegangen, ohne überhaupt das Werkzeug und den Werkstoff, mit denen er arbeitet, den menschlichen Geist wie Körper, vorher untersucht und erkannt zu haben. Er ist vorgestoßen bis an die letzten Grenzen des Alls, ohne seine eigenen Gesetze zu kennen, vergleichbar einem Autofahrer, der die unerhörtesten Geschwindigkeitsrekorde und riesenhafte Strecken bewältigt, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, wie seine Maschine eigentlich beschaffen ist. Das ist wohl typisch menschlich, mit einem bewundernswerten Wagemut sich an Aufgaben zu wagen und sie sogar lösen zu können, ohne das Wesen der Aufgabe überhaupt vorher begriffen zu haben. Eine solche Neugier und ein solcher Wagemut sind sicherlich in ihren Ergebnissen hoch zu werten; sie werden aber zur verwegenen Gedankenlosigkeit, wenn man nicht die Möglichkeit ausnutzt, die Kenntnis des Werkstoffes nachzuholen, wenn sie gegeben ist. Aber hier liegt's im argen. Eine wirkliche Bestandsaufnahme ist noch nicht erfolgt. Man begnügt sich mit Teilwirklichkeiten, zergliedert, setzt zusammen und nimmt doch nur Teilbestände auf. Man kann eben ein Lebewesen wie den Menschen nicht verstehen, wenn man nur seine Krankheiten und seinen Leichnam studiert.

Man hat unendlich viel getan, um Bildungsmöglichkeiten zu schaffen, man hat viel erreicht durch soziale Gesetzgebungen und Schutzmaßnahmen: der Erfolg ist, daß das Wissen nirgends die Antwort auf die letzte entscheidende Frage gibt und daß die Lebensangst und die Sorge um die Zukunft größer sind denn je. Die Seuchen, die die Menschheit früher dezimierten, sind in den Kulturländern auf ein Minimum zurückgedrängt, die Hygiene hat eine grundlegende Umstellung des gesamten menschlichen Lebens mit sich gebracht. In der Ernährung sind großartige Versuche gemacht mit zum Teil überraschenden Erfolgen. Darüber aber hat man nicht beachtet, daß durch Änderungen unserer Lebensweise Entartungserscheinungen von sehr bedenklichem Ausmaß in der gesamten Menschheit eingetreten sind. Es ist wohl so, daß die moderne Zivilisation nicht die Fähigkeit hat, Menschen mit besonderer Verstandesschärfe und Mut hervorzubringen, denn in sehr viel Ländern findet man einen bedenklichen Schwund an intellektuellem und moralischem Format bei den Leuten, die im Vordergrund der Staatsleitung stehen. In allen Ländern und Völkern sind schwerste Probleme gestellt, die den Kern ihres Wesens berühren und sofortige Lösung verlangten. Aber die Kultur, von deren Blüte man nicht Rühmens genug machen konnte, hat leider nur sehr wenig Männer hervorgebracht, die sowohl klug wie mutig genug wären, die Lösung dieser Probleme zu einem glücklichen Ende zu bringen und die in die Irre gehende Menschheit mit fester Hand auf einen sicheren Weg zurückzuführen.

Die Ärzte und Erzieher, die in wirklich großzügiger Arbeit die Lage des Menschengeschlechtes zu bessern versucht haben, konnten das Ziel nicht erreichen, weil auch sie nach schematischen Vorstellungen, die nur eine Teilwirklichkeit umfassen, handelten. Ebenso erleben wir, daß andere Wissenschaften, wie die Soziologie und Nationalökonomie, völlig versagt haben, da wir uns nicht mehr darüber täuschen können, daß

selbst die Gesetze des menschlichen Zusammenlebens noch unbekannt geblieben sind. Der Irrweg, den die Wissenschaften die Menschheit geführt haben, ist deshalb besonders bedenklich, weil sie in ihren Folgerungen und praktischen Maßnahmen zum Teil ohne Rücksicht auf unsere Natur vorgegangen sind und aus dieser Unwissenheit heraus der Mechanik, der Physik, der Chemie gestatteten, die überkommenen und ewigen Lebensformen willkürlich zu verändern. Die Tragödie, die die technische Zivilisation für die Menschheit bedeutet, ist in den Ländern besonders deutlich geworden, in denen die industrielle Zivilisation ihre höchste Entwicklung erreicht hat. Gerade diese erlahmen am ersten und entwickeln nicht mehr genügend moralische Kraft, um einem Rückfall in die Barbarei widerstehen zu können. Die Menschheit in weiten Teilen verkommt moralisch und geistig, und glücklich ist niemand. Die mechanistische Weltauffassung zerstörte die Religion, ohne daß man sich Rechenschaft ablegte von den Folgen für die sittliche Haltung der Menschheit. Bei aller Anerkennung des grandiosen Versuches der Wissenschaften, die Führung zu übernehmen, und der erzielten Teilleistungen, ist Carrels Kritik vernichtend: weil man den Menschen aus dem Auge verlor, ging man in die Irre und gelangte ins Leere.

Carrel entwickelt nach der Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Zustandes eine echte Wissenschaft vom Menschen. Er untersucht den Körper und die physiologischen Lebensformen des Menschen, seine geistigen Lebensäußerungen, die „innere Zeit", die natürlichen Funktionen und das Individuum. Das ist ein klarer und allgemeinverständlich geführter Bau einer Wissenschaft vom Menschen.

Von diesem sicheren Untergrund aus stößt er dann mit edlem Schwung und Mut in die Idee einer Besserung der Menschheit vor. Er meint, daß zum erstenmal in der Geschichte die Menschheit die Möglichkeit hat, mit Hilfe der Naturwissenschaft Herrin ihres Geschickes zu werden, wenn wir das gewonnene Wissen vom Menschen zu unserem wirklichen Vorteil anwenden würden. Das moderne Leben der industriellen Zivilisation hat alle die unerfreulichen Erscheinungen hervorgebracht, unter denen die Menschheit leidet: Intellekt und Moral sind in ihrem Pegel gesunken, die Verbrechen haben riesenhaft zugenommen, ebenso die Zahl der Geistesschwachen und Irrsinnigen. Die Zivilisation bietet alle Zeichen des Verfalls. Helfen soll wiederum die Wissenschaft: die Anthropologie, deren Kern die Biologie ist, und die alle Wissenschaften, auch die Theologie, mit einbezieht.

Wenn man diese Erkenntnisse innerlich verarbeitet hat, so bleibt nach Ansicht Carrels nur eine Aufgabe zu lösen: die natürliche Trägheit zu überwinden, denn er verneint ein grundsätzliches Unvermögen unserer Gattung zu neuem Aufstieg. Eine solche Erneuerung des Menschen kann nur auf einer grundlegenden Umwandlung des modernen Lebens erfolgen in Verbindung mit einer materiellen und geistigen Revolution. Die Frage, die auch ihm unbeantwortet bleibt, ist, ob die Menschheit nur dann zu Ordnung und Frieden gelangen kann, wenn sie den bitteren Weg durch das letzte Chaos gegangen ist. Carrel will anknüpfen an das Denken der Männer der Renaissance mit ihrer Leidenschaft für die empirische Beobachtung und ihrer Verachtung für philosophische Systeme. Er sieht die Notwendigkeit der Ganzheit und lehnt den Primat irgendeiner Seite ab. Alle anderen Doktrinen müssen preisgegeben werden in der Bereitschaft, die Ergebnisse der empirischen Beobachtung willig und

ohne inneres Widerstreben hinzunehmen. Hierüber weiß er viel Nachdenkliches und Wertvolles zu sagen. Er glaubt, daß das Ziel erreicht werden kann, den Menschen wieder in die Harmonie seines physischen und seines geistigen Ichs einzusetzen und so das Weltall zu verwandeln.

* * *

Es ist merkwürdig, einen so exakten Denker in den Reihen der Fortschrittsgläubigen zu finden, mit denen er freilich nicht ihre blassen Theorien und ihre vage Glaubenswilligkeit gemein hat. Fortschrittsgläubigkeit ist in dem zu oft enttäuschten Europa selten geworden. Aber auch der, den die Geschichte gelehrt hat, daß die Menschheit im Sinne eines liberalen Fortschrittsglaubens nicht zu ändern ist, und daß die Summe ihrer Vorzüge ebenso konstant ist wie die ihrer Fehler, ihrer Dummheit und ihrer Gemeinheit, auch der wird sich dem sauberen und redlichen Willen Carrels, der von einem tiefgründigen Wissen und einem hohen geistigen Schwung begleitet ist, nicht entziehen. Um so weniger, wenn er sich mit Carrel einig weiß in der Feststellung, daß von dem Zeitpunkt der Aufgabe des Glaubens an die Ganzheit des Menschen der Gang der Menschheit durch die Geschichte ein furchtbarer und tragischer Irrtum gewesen ist.

Der Glaube an die Führungsmission der von ihm geforderten neuen Wissenschaft hat etwas Bestechendes. Sich ihm ganz hinzugeben, hindert uns die Erfahrung, daß die Wissenschaft noch niemals Entscheidendes, trotz aller ungeheuren Ergebnisse, für die Besserung und Erneuerung des Menschengeschlechtes beigetragen hat. Das soll kein Einwand gegen die Wissenschaft als solche sein, aber gegen die Wissenschaftler. Denn noch zu allen Zeiten haben manche von ihnen sich und ihr Rüstzeug auch verruchten und unsittlichen Systemen zur Verfügung gestellt, und die Hände, welche die großen Geschenke brachten, waren nicht immer rein genug. Carrels Plan würde aber jedenfalls helfen können, die chaotische Zusammenhanglosigkeit der Forschung von heute zu beseitigen und neue Wissenschaftler zu erziehen, die ihre exakte Arbeit in letzter Verpflichtung an die großen Kräfte und Mächte leisten, die jenseits aller Vernunft sind.

Seine Stimme darf nicht die eines Predigers in der Wüste und in dem Lärm, der von Tag zu Tag in der Welt anschwillt und doch das Nahen des Verhängnisses nicht übertönen kann, ungehört bleiben. Sein Buch sollte ein Anlaß werden, daß die in allen Ländern und Völkern vorhandenen Menschen guten Willens zu einem geistigen und moralischen Generalstab der Menschheit sich zusammenfinden, der wertvollere Arbeit für die Menschheit leisten würde als der arme Völkerbund in Genf.

Prophetie der Kunst

VON PAUL FECHTER

Der normale Sterbliche, befragt über das Verhältnis von Geist, von Kunst und Wirklichkeit und ihre zeitliche Verbundenheit, wird sagen: zuerst ist die Wirklichkeit — danach kommt die Kunst. Erst steht das Leben da; dann kommt der Geist, die Kunst, die Dichtung und stellt es dar. Das Leben liefert den Stoff, den Gegenstand, das Problem, die Kunst gibt die Form, die Fassung, die Klärung hinzu.

Das ist ungefähr die allgemeine Betrachtung — und sie ist schief wie die meisten allgemeinen Betrachtungen. Sie gilt allenfalls mit Einschränkungen für den Bereich der bildenden Kunst, obwohl auch da der Naturalismus, die Bindung an die Natur erst eine sehr späte Phase der Entwicklung ist: die Anfänge sind sowohl im Abstrakten wie im Darstellenden geistig. Das germanische Bandgefüge, die Fuge für das Auge, wie Pinder es einmal genannt hat, ist in gleicher Weise geistig bedingt wie die frühen Höhlenzeichnungen und Knochenschnitzereien. Die sind bestimmt nicht naturalistische Wirklichkeitswiederholungen, sondern Fixierungen eidetischer Vorstellungen, die ein Auge auf die Höhlenwand projizierte, eine Hand nachtastend dort auch für andere sichtbar machte. Es ist nun einmal so: am Anfang ist der Geist, ein Geistiges, das sich mit den Mitteln der Kunst, der Dichtung aus seiner geistigen Existenz heraus der Realität einbildet, sich in ihr verwirklicht und damit der Realität überhaupt erst zum Bewußtsein bringt. Die verbindende Abfolge zwischen Kunst und Wirklichkeit ist genau entgegengesetzt bestimmt, wie die allgemeine Betrachtung sie sieht: erst ist die Kunst, die Dichtung da, in der sich ein Geistiges, eine Vorstellungswelt, ein Problem verwirklicht — dann folgt das Leben, zögernd, langsam ihren Bahnen. Nicht die Wirklichkeit ist das erste, sondern die Verwirklichung, von der aus die Wirklichkeit gespeist und das Geistige ihr aufgedrückt wird.

Die Wellenzüge der Geschichte sind von hier aus gesehen zweifach. Die eine Kurve ist die des geistigen Geschehens und seiner Verwirklichungen in Werk und Deutung. Die andere die des Geschehens im Bereich der Wirklichkeit. Die eine schwingt in ihrem Auf und Ab für sich, unabhängig von der anderen, die sie bald in größerem, bald in kleinerem Abstande begleitet. Die Kurve der geistigen Selbstverwirklichung in den Individuen der Kunst und der Dichtung, der Philosophie, geht, erhaben über Kriege und Nöte und Wirren ihren Weg; die andere zeigt, wie das Leben über Kriege und Nöte und Wirren der ersteren folgt und ihre Bahn oft erst viel, viel später schneidet, wenn die des äußeren Geschehens steigt, die andere des geistigen Schicksals sinkt. Das 19. Jahrhundert Deutschlands gibt ein wunderbar anschauliches Bild dieses Gegenlaufes. Zu Beginn dieses Säkulums ist die Kurve des Geistigen, der Durchleuchtung der Lebensprobleme und Lebensformen auf einem Wellengipfel wie kaum je zuvor: die der Realität bewegt sich in Niederungen und Katastrophen, die den Abstand der beiden Linienzüge auf ein Maximum steigern. Eng, klein, ärmlich, bedrückt zieht das Leben im Lande dahin; das Reich zerbricht, Kriege, Elend, Hunger und Not gehen über die deutsche Welt: über diesem Minimum der Realitätskurve zieht das große

Leben des Geistigen mit Goethe und Hegel, Schelling und Beethoven, Schubert und Kaspar David Friedrich, Hölderlin und Schiller und unzähligen anderen erhaben seine Bahn. Langsam, im Verlauf der industriellen Frühentwicklung, beginnt im neuen Frieden nach 1815 die Lebenskurve zu steigen: rasch und immer rascher sinkt zu gleicher Zeit der Wellenzug des Geistigen. Wenige Jahre nach Goethes Tod schon schneiden sich die Linien: nun steigt das Leben rasch über die Nullinie, der Geist sinkt langsam, stetig weiter, um ein gutes Menschenalter später seinerseits wieder die Aufstiegrichtung einzuschlagen — zu einer Zeit, in der auch die Kurve der Realität noch steigt. Der Abstand zwischen beiden aber bleibt sehr groß: das äußere Leben wächst an Glanz und Macht und Größe — die geistige Welt steigt unabhängig von ihr, nur langsam weiter und weiter. Bis der Krieg von 1914 die neue Katastrophe bringt, die Kurve der Realität tief und jäh absinkt — und nun wieder die geistige Welle, ihre Bahn von neuem schneidend, über sie emporsteigt, einem neuen Maximum zu, zu dem auch der Wellenzug des Wirklichen sich, nach dem rasch erreichten Minimum bald wieder zuzuwenden beginnt.

Diese graphische Deutung ist lediglich ein Bild, ein Versuch, dem Verhältnis der beiden Reiche zueinander eine gewisse grobe Anschaulichkeit zu geben. Klarer wird die Lage vielleicht, wenn man aus dem Gesamtkomplex ein Einzelnes heraushebt und an ihm das Verhältnis zwischen Geist, Kunst, Dichtung auf der einen, Realität und Leben auf der anderen Seite zu klären versucht. Wir haben im Lauf der letzten Jahrzehnte, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts etwa auf vielen Gebieten des Lebens wie der Dichtung die Erfahrung gemacht, daß früher problemfreie, gesichert feste Lebensbeziehungen Probleme wurden, Schwierigkeiten offenbarten, die vordem niemand gesehen oder gar dargestellt hatte. Die Beziehungen der Geschlechter zueinander, die Ehe, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, älterer und jüngerer Generation: sie wurden auf einmal Probleme der Dichtung, der Literatur, enthüllten in Dramen und Romanen Schwierigkeiten, deren Möglichkeit vordem niemand bemerkt hatte. Eine ganze Zeit schien, betrachtet im Spiegel ihrer geistig-künstlerischen Erzeugnisse, weitgehend in Unruhe und Unsicherheit geraten. Sieht man aber näher zu, so stellt man fest, daß die Zeit genau wie die vorhergehende von dieser Problematik der geistigen Bezirke gar nicht berührt ist: daß all diese angeblich ins Schwanken geratenen Beziehungen zunächst noch genau so ruhig und fest sind wie bisher. Erst von der Problematik der Dramen, Romane, Erzählungen gleitet langsam eine Unruhe auch in das Leben hinüber. Die zeitliche Verbundenheit von Kunst und Wirklichkeit besteht in entgegengesetzter Ordnung, als die allgemeine Betrachtung es will: am Anfang steht die Kunst, die Dichtung, dann erst folgt das Leben.

Berühmtestes Beispiel dieser Einbildung eines Geistigen in die Realität ist das Fieber, das dem Werther des jungen Goethe folgte. Hier könnte man den Einwand erheben, es handele sich nicht um Probleme, sondern um eine Gefühlsinfektion: die Werther-Sentimentalität mußte auf dem Weg über die Lektüre notwendig zu einer Ansteckung der Leser führen — schon über den lasterhaften Genuß des Gebrauches verwandter Worte und Formeln. Es gibt aber ein Beispiel aus der Literatur des 19. Jahrhunderts, bei dem die Voraussetzungen des Sichberauschens am vorgelebten

Gefühl völlig fehlen und nur ein Eingehen literarischer Probleme in die Realität festzustellen ist — das ist das dramatische Werk Henrik Ibsens. Als Nora erschien, war, soweit man das auf Grund von Biographien, Briefen und Lebenserinnerungen feststellen kann, in der europäischen Wirklichkeit wenig von Noras zu finden: zwanzig Jahre später war die junge Frau Hellmer ein Typus und ihr Verhältnis zu ihrem Mann eine dutzendfach zu beobachtende Wirklichkeit geworden. Als die Frau vom Meer herauskam, meinte der alte Fontane skeptisch wissend, es ginge, aber es ginge ihm zu rasch: ein Jahrzehnt später — und Ellidas Entscheidung in Freiheit war ein vielfaches Postulat des Lebens geworden. Natürlich zunächst nur des Lebens eines dünnen Bereiches im Kontakt mit dem Geistigen: die große kompakte bürgerliche und kleinbürgerliche Welt geht an Nora wie an Ellida, an Frau Alving wie an Hedda Gabler vorüber. Den Problemen, die in der Literatur zuerst geschaffen und aufgezeigt werden, steht zuerst nur ein begrenzter Bereich der Wirklichkeit zur Durchdringung zur Verfügung: von ihm aus sinken sie nachher langsamer ins Ganze ab.

Man könnte sagen: gut, es ist möglich, daß die Dinge so liegen. Einmal aber muß Nora doch Wirklichkeit gewesen sein, bevor sie bei Ibsen Dichtung wurde, einmal muß Frau Alving gelebt haben, bevor sie im Drama eingefangen werden konnte. Das Problem mag von der Dichtung aus in die Wirklichkeit eindringen — einmal aber ist es von ihr aus doch zuerst in die geistige Welt eingedrungen. Das mag im einzelnen Fall, gewissermaßen biographisch, zu Recht bestehen: es liegt dann aber so, daß die Wirklichkeit Problem doch nur auf dem Weg über ein geistiges Element werden kann. Denn der Einzelfall der Realität ist eben Einzelfall, eine Individualangelegenheit: er wird erst allgemeingültig und kann ins Allgemeine wirken, wenn ein geistiges Wesen, ein Dichter, ein Künstler, ihn allgemeingültig gemacht, das heißt vergeistigt hat. Der junge Jerusalem hätte ruhig Selbstmord begehen können: niemand wäre ihm nachgefolgt: erst als Goethe ihn in den Werther wandelte, begann die Ansteckung. Die Urbilder der Nora, der Frau Wangel, der Frau Alving konnten ruhig ihre Freiheit, ihr Wunderbares, ihre große Liebe suchen: sie hätten niemals Noras, Ellidas Probleme zu Problemen von Tausenden gemacht. Das tat erst Ibsen mit seinen Dramen: die Ansteckungskraft des Lebens ist offenbar tausendfach geringer als die der Kunst, der Geist tausendfach gefährlicher als das Leben. Nicht die Realität schafft die Probleme, und die Kunst spiegelt sie wider: das Leben wird vielmehr erst in diesem Spiegel Problem, bekommt erst von ihm aus seine Problematik und damit seine Infektionsfähigkeit für andere und für ganze Zeiten.

Daraus aber ergibt sich, daß die beiden Kurven des Bildes, von dem hier ausgegangen wurde, nicht nur sinnbildlich im Raum weit auseinanderliegen, sondern auch real in der Zeit. Die Wellenlinie des geistigen Geschehens, genauer der geistigen Feststellungen, der Überleitung des Lebens vom Einzelfall in die allgemeingültige Problematik, läuft der Kurve des realen Geschehens voraus, ist immer früher da als diese. Wenn die des realen Geschehens beim Wertherfieber hält, ist die der geistigen über den Werther weit hinaus; wenn der Noratypus Realität wird, ist Nora in der Dichtung lange überholt. Die Zuordnungslinien zwischen den einzelnen einander entsprechenden Kurvenpunkten laufen wahrscheinlich nicht einmal parallel.

Von hier aus gesehen, bekommt das geistige und künstlerische Schaffen für die Allgemeinheit, vor allem aber für den Staat eine Bedeutung, die weit über die üblich zugestandene Wertung künstlerischer Arbeiten hinausgeht. Von hier aus gesehen, werden die Werke der Kunst wie der Dichtung Barometer, die die kommende Wetterentwicklung, wofern man richtig zu lesen und zu deuten versteht, ganz genau anzeigen. Sie sind Seismographen, die nicht vergangene, sondern kommende Erdbeben anzeigen, sind gemalte, gestaltete Prophetie von Entwicklungen, die sich in der Realität erst sehr viel später vollziehen. Das Werk Henrik Ibsens zeigt den Zerfall der bürgerlichen Welt aus einem Ganzen mit noch tragischen Fähigkeiten, wie sie noch der „Brand" spiegelt, in die Individualwelt der allein auf sich gestellten Einzelpersönlichkeit, die keine Bindung mehr eingehen konnte. In den Bildern der Futuristen von 1910 marschiert bereits Mussolini auf Rom, und Marinettis Bataille de Tripoli enthält den ganzen Abessinienkrieg und das neue Imperium. Im Werk Frank Wedekinds von Minehaha von 1898 bis zu Hidalla wird bereits die ganze Entwicklung zum Leben aus dem Körperlichen und zur Verneinung eines nur intellektualistischen Bildungsdaseins klar ausgesprochen sichtbar, die wir zwei Jahrzehnte später in der Realität durchlebt haben. Wer Bilder richtig zu sehen, Bücher richtig zu lesen weiß, empfängt von ihnen die wichtigsten Aufschlüsse über das, was in mehr oder weniger naher Zukunft Problem für mehr oder weniger große Teile des Ganzen werden wird. Die Kunst, die Dichtung sind für den Staat nicht nur ein nobile officium, ihre Pflege ist für ihn nicht nur eine ehrenvolle Aufgabe und eine dekorative Umrahmung seines Daseins: sie können ihm, bei richtiger Beobachtung, Wertung und Deutung, die wichtigsten Fingerzeige für das geben, was in dem zuletzt entscheidenden geistigen Wellenzug des Geschehens vor sich geht — und was sich infolgedessen in der entsprechenden Zeit in der Realität der Geschichte entwickeln wird. Der Staat kann aus den Problemen wie aus den Gestaltungsweisen, den Formen wie den Rhythmen und den Fragen der Kunst und der Dichtung sehr vieles über die Problematik der Zukunft ablesen — wofern es sich um wirklich lebendige, der Zeit gemäße Kunst und Dichtung handelt. Der Rhythmus des geschichtlichen Geschehens ist ein geistiger Rhythmus: er wird immer zuerst in der Sphäre des geistigen Wellenzuges spürbar. Von dort greift er dann hinüber in die Realität, deren Vorläufer und Prophet die Vorgänge im gestalteten und gedeuteten Leben sind — so ist es möglich, bei einigem Instinkt und einiger Witterung aus den Werken der Gegenwart die Probleme der kommenden Geschichte, manchmal sogar schon etwas von dieser Geschichte abzulesen. Der Staat hat als Träger der Macht und als Repräsentant einer Gesamtheit sich an die mehr oder weniger repräsentativen arrivierten Vertreter von Kunst und Dichtung zu halten und sich mit ihren Werken zu erhöhen und zu schmücken. Das ist sein gutes Recht und hat seinen guten Sinn: viel klüger ist es, mit der Jugend, mit dem jeweils der Zeit Gemäßesten, das man früher modern nannte, zusammenzugehen. Von Künstlern und Werken dieser Art empfängt man nicht nur Schmuck und Schönheit, sondern Aufschlüsse und Einblicke in die Zukunft: man erlebt nicht nur Kunst, sondern etwas vom Geist, der lebend sich entwickelt und von seiner Entwicklung aus die kommende des Lebens bestimmt.

Phantaſie am Steuer

VON EUGEN DIESEL

Nach der Jahrhundertwende verſuchte einer der erſten Mercedeswagen einen Geſchwindigkeitsrekord aufzuſtellen. An der Riviera gelang es einem damals berühmten Fahrer, während eines Kilometers die Höchſtgeſchwindigkeit von achtzig Kilometern einzuhalten. In der Preſſe wurde damals eingehend erörtert, wie gefährlich und nervenanſpannend dies Unternehmen geweſen ſei, wie der Fahrer äußerſte Selbſtbeherrſchung habe aufbringen müſſen, um dieſe unglaubliche Leiſtung zuwege zu bringen, die ihn dann aber auch völlig erſchöpft habe. Heutzutage hat faſt jeder Beſitzer eines Führerſcheins und eines halbwegs guten Wagens dieſe Leiſtung vollbracht, ohne ſich im geringſten aufzuregen oder zu ermüden. Das bedeutet natürlich, daß die Wagen, Reifen, Straßen uſw. ſehr viel beſſer geworden ſind, aber es zeigt auch, was die Gewohnheit ausmacht.

Früher war es verpönt, ſich mit dem Fahrer während der Fahrt zu unterhalten. Heute führen wir, während wir ſteuern, die ſchwerſten geſchäftlichen und philoſophiſchen Geſpräche, ja, der Geiſt iſt während des Fahrens beſonders regſam. Ich ſteuerte vor einiger Zeit, mit dem Grafen Hermann Keyſerling neben mir, vom Potsdamer Platz in Berlin bis nach Potsdam. Keyſerling ſtellt bekanntlich keine geringen geiſtigen Anſprüche. An dieſem Tage war er beſonders ſprühender Laune, und während die Alleebäume an uns vorbeirauſchten und ich den Gashebel durchdrückte, rauſchte auch die geiſtige Welt von Plato bis heute an mir vorbei. Natürlich paßte ich beſonders ſcharf auf, ſowohl auf die Straße wie auf Keyſerling mit der Folge, daß ich mir ſowohl das Straßenpflaſter wie Keyſerlings hinreißende und dämoniſche Geiſtesergüſſe für mein ganzes Leben merkte.

*

Überhaupt ſcheint das Autofahren ſeltſame Geiſteskräfte zu erwecken. Ich erinnere mich noch an jeden Wagen, dem ich auf Autoreiſen vor dreißig Jahren begegnete. Aber das war damals, als die Autos ſeltener waren. Zu meiner Verblüffung merken ſich aber meine Kinder zahlloſe der unzählbaren heutigen Begegnungen mit Ort, Zeit, Typ und Inſaſſen. Das iſt nicht intellektuell, da ſind vielmehr Inſtinkte aufgeſtöbert, Hellſichtigkeiten, welche an die Inſtinkte der Wilden im Urwald erinnern, die ſich ja auch zahlloſe Bäume, Äſte, Bachläufe, Vogelneſter uſw. merken. Dieſer Inſtinkt iſt durch den Reiz der Geſchwindigkeit und des Fahrzeuges wieder erweckt worden und hat ſich auf die Wiedererkennung von Automarken geworfen.

*

Vor kurzem ſaß ich an der aſphaltierten Fernverkehrsſtraße Nürnberg—Bayreuth vor dem Gaſthof eines kleinen fränkiſchen Städtchens, das wie vor fünfhundert

Jahren in der Landschaft lag, hätte sich nicht das asphaltierte Band zwischen dem alten Gasthof mit seiner Brauerei und dem auf einem Felsen thronenden ruinenhaften Schloß durchgewunden. Um das Städtlein lagen freilich die Äcker, Wälder und Felsen wie seit je. Aber das seelische und soziale Gefüge vieler Menschen des Ortes selbst wie derer, die sich abends hier zusammenfanden, war ganz anders als noch vor zwanzig Jahren. Vor dem Gasthof stand eine Tankstelle. Alle deutschen Mundarten waren hier zu hören. Fernlastzüge aus ganz Deutschland brausten durch das Städtchen; Wagen aus halb Europa fegten hindurch. Einige hielten abends hier an, und ihre Insassen übernachteten hier. Keine reichen Leute, nur bescheidene Autobesitzer, die nicht in Nürnberg schlafen wollten, sondern in dem billigeren Städtchen. Handel und Wandel des Ortes waren zu einem großen Teil autobedingt, nicht nur um die Tankstelle herum, sondern bis in Scheune, Hinterhof und Behörde hinein war der Autogeist zu spüren. Neue Gruppen von Menschen bilden sich, tauschen Gedanken aus, knüpfen Geschäfte an, erzählen sich von Reisen und führen politische Gespräche. Eine Gruppe sang alte deutsche Volkslieder. In den Pausen zwischen den Gesängen sprach diese Gruppe über Boschkerzen und am nächsten Tische über Fernlastzüge und Dieselmotoren. Heringe, Schokolade, Stückgüter, Baumaterial, Verwaltung — alles und jedes erschien auch in Beziehung zu Motoren, Chassis, Wagenaufbauten und Brennstoffpreis. In erstaunlichstem Maße schienen in der Tat alle Gespräche autobedingt oder von Autovorstellungen begleitet. Die Menschen haben ein deutliches Gefühl dafür, in welches Verhältnis ein Wagentyp sie zum Geschäft, zur Landschaft, zur Geschwindigkeit versetzt. In dieser autobedingten Umwelt wird der Mensch so scharfsinnig und scharfhörig wie der Jäger mit Hinblick auf das Wild und der Bauer mit Hinblick auf die Witterung. Die Kinder betrachten den Wagen ihrer Eltern als fahrende Wohnhütte; besonders wenn es regnet, wird er gemütlich als eine Art von Höhle empfunden, als „Abri", wie die Prähistoriker die zufluchtbringenden Höhlen der Vorzeitmenschen nennen. Der Mensch ist mit seinem Wagen zu einer Lebenseinheit zusammengewachsen, wie der Hofhund mit dem Hause. Er lebt mit dem Wagen in Symbiose wie der Einsiedlerkrebs mit dem Schneckengehäuse. Thüringen und Harz schrumpfen unter dem Druck des Gashebels zu kleinen Erderhebungen zusammen. Deutschlands Relief wird miniaturhaft, denn wir sind mit der Kraft und der Geschwindigkeit des Wagens so zusammengewachsen, daß wir mit ihren Maßstäben sehen, leben, empfinden.

Es wird eine Zeit kommen, in der man dieses Thema der ernstesten biologischen Behandlung für würdig halten wird. In welchem seelischen, politischen, sozialen Zustand wird der Automensch einmal endigen? Die moderne Technik ist erst hundert Jahre alt, und vor uns liegen noch Jahrhunderte und Jahrtausende. Schon aber hat dies erste Jahrhundert genügt, die Verhältnisse so auf den Kopf zu stellen, daß sich viele Leute fragen: Um Gottes willen, was soll denn aus dieser Welt werden? Nun, es wird etwas daraus werden. Aber das ganze Bild ist in seinem wirtschaftlichen, sozialen, politischen und seelischen Zusammenspiel so verwickelt, daß man schlechterdings nicht wissen kann, was daraus wird.

*

Im Jahre 1905 bekamen wir unser erstes Automobil. Es hieß, daß es über 20—24 PS verfügte. Aber eine PS scheint nur sehr bedingt gleich einer PS zu sein. Die 24 PS vor einunddreißig Jahren waren wesentlich matter als die gleiche Anzahl PS, die heute in meinem kleinen Wagen steckt. Diese matteren Pferdekräfte hatten eine dicke hölzerne Karosserie für sechs bis sieben Leute zu schleppen. Wir krochen die Berge hinauf, und unser Reisedurchschnitt betrug im allgemeinen kaum mehr als dreißig, im Flachlande manchmal vierzig Stundenkilometer. Ohne Schofför war nicht auszukommen, weil ein Reifenwechsel eine große Anstrengung bedeutete, zwei Stunden benötigte und oft vorzunehmen war. Jeden Abend war etwas an der Maschine zu tun, an Ventilen, Vergaser, Zündung, Ketten. Der Schofför arbeitete mit einer großen Schmierölkanne. Oft lag er unter dem Wagen oder mit seinem Oberkörper tief in die Eingeweide des Wagens hinabgebeugt. Aber der Wagen tat dafür ordentlich seine Pflicht. Wir machten mit ihm die schönsten Reisen, und er ließ uns nicht im Stich.

Dies Auto des Jahres 1905 hatte 20000 Mark gekostet. An Betriebsunkosten verursachte es mit Schofför, Abschreibung, Garage usw. jährlich 10000 Mark. Da man damals kaum mehr als 10000 Kilometer im Jahr zustande brachte — das war die jährliche Normalleistung eines gut bürgerlichen Autos — so kostete 1 Kilometer 1 Mark. Selbst mit 4 bis 5 Fahrgästen — außer dem Schofför — waren also die Beförderungskosten pro Fahrgast viel höher als der Fahrpreis in der ersten Eisenbahnklasse.

Jetzt fahre ich einen Wagen, der 2700 Mark gekostet hat, also 13,5 Prozent des Preises für das Großbürgerautomobil vor 31 Jahren aus der liberalistisch-kapitalistischen Epoche und aus der Jünglingszeit des Automobils. Die Reifen haben sich ungefähr in dem gleichen Verhältnis verbilligt, und man fährt selbst. Wenn der Wagen voll ist, beträgt der Beförderungspreis pro Kopf einen Bruchteil des Fahrpreises dritter Klasse. Dabei hat sich der Reisedurchschnitt auf fast die doppelte Geschwindigkeit erhöht, und ich habe im ersten Jahre nicht 10000, sondern 20000 Kilometer zurückgelegt.

*

Das Nachdenken über die Autos von 1905 und von 1936 brachte mich auf die alte Frage: Was ist Reichtum? Wie alle allgemeinen Fragen ähnlicher Art hat auch die nach dem Wesen des Reichtums bisher keine Antwort gefunden. 1905 waren wir Millionäre, 1936 sehe ich mich ohne Vermögen, aber zu meiner Verwunderung im Besitz eines besseren Autos als damals, das im Geldwert nur ein Siebentel des ersten Autos darstellt, und dessen Leistung doppelt so hoch ist, so daß für die gleiche Leistung nur ein Vierzehntel des „Kapitals" zu investieren ist. Bin ich reicher oder ärmer als früher? Was das Geld betrifft, bin ich ärmer; was Auto, Fotoapparat, Kühlschrank, Rasierapparat, Klingen, Glühlampen betrifft, zweifellos reicher.

Was bedeutet das? Es bedeutet in banalen Worten, daß in den letzten 30 Jahren die Technik sehr große Fortschritte gemacht hat, und daß viele ihrer Erzeugnisse

viel billiger geworden sind. Pathetischer ausgedrückt: innerhalb von 30 Jahren hat mit Hinblick auf die Qualität, Menge und Preis vieler Güter eine völlige Revolution stattgefunden. Läuft die Kurve der Entwicklung auf ähnliche Weise weiter, so nähern wir uns rasch dem Zustande allgemeinster Erreichbarkeit dieser Güter. Aber einige Güter sträuben sich leider, den schönen Schwung jener Kurve mitzumachen. Die Frauenkleidung zwar ist viel billiger geworden, die Männerkleidung aber nicht. Und die Lebensmittel sind heute nicht billiger, sondern teurer. Mithin sind all die Menschen, deren Einkommen nur gerade für Kleider, Nahrung und Wohnung reicht, nicht besser daran als früher. Aber auch in diese Schicht dringen die verbilligten neuen Güter ein, zum Teil wenigstens. Zum mindesten herrscht dort das Motorrad und der Photoapparat; und an der Elektrizität und dem Gas (das heißt Licht und Wärme verbilligt und vermehrt) hat jeder Anteil. Eine Kraft-durch-Freude-Reise 1936 dürfte pro Kilometer und Sehenswürdigkeit zur Reise des Großbürgers 1905 im gleichen Kostenverhältnis stehen wie das Auto 1936 zum Auto 1905, also etwa 15 : 1. Technik und Organisation haben hier wiederum einen Massenreichtum hervorgerufen, wenn man unter Reichtum einen hohen Anteil an den Glücksgütern dieser Welt versteht. Könnte man nur einige andere Güter, zum Beispiel Korn, Fleisch, Wolle und auch den Mietzins zwingen, diese Kurve mitzumachen, dann wäre das Paradies auf Erden da. Hier aber bockt die Kurve. Was sollte schließlich auch aus den Bauern und Hausbesitzern werden, die Korn und Häuser nicht in dem Maße vermehren können, wie es die Industrie mit ihren Artikeln tut, um sich durch die große Zahl für den gesunkenen Preis schadlos zu halten?

Der Prozeß der Vermehrung und Verbilligung einer großen Anzahl von Gütern scheint (soll man sagen glücklicherweise?) nicht aufgehalten werden zu können. Jedenfalls kennen wir heute noch nicht die Grenze des Stillstandes, es sei denn, daß sie uns durch die Japaner mit ihrem Fahrrad für 16 Mark frei Hamburg schon gezeigt wurde. Neue Erfindungen, Erfahrungen, Organisationen spielen bei der Erreichung der Billigkeits- oder Glücksgrenze eine Rolle, aber auch die Zugänglichkeit der Rohstoffquellen, die von der Politik abhängt. Heute dürften wir in Europa noch recht weit von dieser Glücksgrenze entfernt sein. Man darf annehmen, daß in weiteren dreißig Jahren das Verhältnis des Geldwertes zur Ware sich erneut gründlich verschoben hat, daß die Frage „Was ist Reichtum" sich von neuem stellen wird, und daß wiederum eine große Anzahl von Gütern sehr viel leichter erreichbar geworden ist. Nun verlängere man einmal in seiner Phantasie die Linie der Entwicklung über hundert oder zweihundert Jahre. Man gewinnt dann eine abenteuerliche Vorstellung von den Verschiebungen der Geld- und Sachwerte, wie sie die Zukunft mit sich führen wird. Diese unaufhörliche Verschiebung wird auch das Verhältnis des Menschen zum Geld und zu den Sachgütern verändern. Die Vergemeinschaftung schreitet fort. Ein Sinnbild hierfür ist bereits der elektrische Knipser, der uns mit dem weit entfernten Elektrizitätswerk vergemeinschaftet, das wieder mit der Stadt, dem Bergwerk, der Maschinenfabrik, kurz gesagt dem Volksganzen, vergemeinschaftet ist. Es wird, man verzeihe das hochtrabende Wort, ein durch und durch „funktionales" Dasein werden.

Eine gewisse Art von Volksvermögen nimmt also unter dem Einfluß der Technik und der Organisationsformen, welche durch die Technik hervorgerufen werden, immer mehr zu. Reichsbahn, Reichspost, Domäne, Stadion, Autobahn, Kraftwerk, Gesellschaftsreise — das alles ist schon zu einer schönen Einheit und Ganzheit des Besitzes durch das Volk und des Genusses durch den Einzelnen als Funktion des Volkes, zusammengeflossen. Nur leider hat man die Hervorbringung von Lebensmitteln nicht so in der Hand wie die der mechanisch erzeugbaren Güter. Das liegt im Wesen der Sache. Korn wächst, Vieh weidet, lebendige Abhängigkeiten sind andere als mechanische. Man vermag in einem Volk mit geschichtlich entwickeltem Bauernboden die Scholle nicht zu industrialisieren. Der Versuch der Getreidefabrik gelingt zwar hier und dort. Amerika und Rußland haben es versucht. Aber den Russen geht es schlecht, und den Amerikanern ist, so wird berichtet, von riesigen Landstrecken die Ackerkrume davongeflogen. Korn, Fett, Fleisch, Milch haben geringe Wesensähnlichkeit mit Autos und Fotoapparaten. Darum ist leider ein Zustand denkbar, in dem wir viele Autos, Fotoapparate und Glühlampen, aber wenig Fleisch, Fett, Brot und Wolle haben. Und dieser Zustand wäre den Völkern und Menschen wenig bekömmlich. Er wäre entschieden ungesund.

*

Geht es uns eigentlich besser oder schlechter als vor dreißig Jahren? Im Grunde ist solch eine Frage töricht, denn alle menschlichen Zustände sind im Guten wie im Bösen so miteinander verwoben, daß ein klarer Maßstab für „besser" oder „schlechter" gar nicht angegeben werden kann. Aber einzelne Antworten mit Hinblick auf einige Verhältnisse und Zustände sind möglich. Viele Menschen sind besser angezogen und ernähren sich besser als vor einer Reihe von Jahrzehnten. Zudem haben Millionen von Menschen mehr Anteil an Reisen, Film, Theater, Sport, Hygiene und so weiter. Aber all diese Menschen leben in Angst und Sorge, und die Welt ist im übrigen mit so viel offenkundiger Not und Entbehrung erfüllt, daß man mit ebensoviel Recht von einer Verschlechterung der materiellen wie der seelischen Lage sprechen kann.

Warum spielt aber die soziale Frage nicht mehr die ungeheure Rolle wie früher? Nun, wir leben ganz einfach nicht mehr in der Epoche der sozialen *Frage*, sondern im Zeitalter der praktischen *Beantwortung* der früher gestellten sozialen Frage. Diese unsere Zeit sieht technisch, psychologisch und politisch anders aus als die Zeit, welche die soziale Frage aufwarf. Und diese Versuche der *Beantwortung* sind es, welche die heutige Welt auf den Kopf stellen. Man antwortet in Deutschland, Rußland, Italien, Frankreich, Spanien, England, Amerika, Japan, China und so fort. Es liegt im Wesen der Sache, daß die Antworten der Völker recht verschieden ausfallen, obwohl es sich überall um nichts anderes handelt als um die Bewältigung der durch die Maschinen hervorgerufenen Wirkungen und Erscheinungen. Sogar innerhalb der Völker sind die Antworten noch verschieden, wie es das Beispiel Frankreichs, Amerikas, Spaniens zeigt. Daß bei der Beantwortung der sozialen Frage Maschinengewehre und Bomben eine Rolle spielen, versteht sich

nach allen geschichtlichen Erfahrungen von selbst. Das Zeitalter der sozialen Frage war ziemlich harmlos, ja romantisch, gemessen an unserem Zeitalter der sozialen Antwort. Während die Schlote rauchten und die Eisenbahnen pufften, schrieb Marx „Das Kapital", Zola seine Romane, Hauptmann „Die Weber", und wer wünschte, konnte seine Stimme in einer Urne abgeben. Das Zeitalter der Antwort auf die soziale Frage und Karl Marx ist weniger literarisch und psychologisch als politisch und militärisch.

Endlich müssen somit eine Reihe von Antworten erteilt werden auf die Tatsache der dauernden Vergemeinschaftung und Werteverschiebung, die sich in einer Welt sehr heftig auswirkt, in der die Völker jedes für sich und jedes auf seine Weise die Verschiebung anders erlebt, je nachdem es Quadratkilometer, Rohstoffe, gutes Klima, Fabriken, Kolonien, technische Fähigkeiten, Ideen, Energie hat oder nicht. Die Antwort ist bisher leider nur aus der Sinnesart der einzelnen Völker heraus auf besondere politische und kulturelle Lagen erteilt worden. Näher zugesehen, leben wir also nicht im Zeitalter der Beantwortung schlechthin, sondern in einer Zeit verschiedener Beantwortungen der sozialen Fragen, und diese Antworten können aus erwähnten Gründen nicht übereinstimmen. Da aber eine Art von Vergemeinschaftung und Näherrückung aller Völker auch über die Erde hin nicht abzuleugnen ist, so zeichnet sich jenseits des Zeitalters der verschiedenen Beantwortungen das Zeitalter ab, in dem um eine allgemeine Beantwortung gerungen werden wird. Auch diese Antwort wird nicht ohne viel Blut und Not erteilt werden können, selbst wenn sie religiöser Art sein sollte, was zu erwarten steht.

Die Indisierung des Heeres in Britisch-Indien

VON HELMUT PAPAJEWSKI

Die Beteiligung von Truppenkontingenten der britischen Dominien und Indiens an den Kämpfen auf fast allen Kriegsschauplätzen und die aktive Unterstützung, die England während des Krieges durch sein Weltreich erhalten hat, haben die verschiedenen Reichsteile veranlaßt, größere Forderungen bezüglich ihrer Selbständigkeit zu stellen. Bei den britischen Dominien sind die gestellten Ansprüche vornehmlich politischer Art gewesen, während sie sich bei Indien auch auf den Aufbau und die Zusammensetzung des Heeres beziehen. Mit dem Übergang in den Dominionstatus sind die betreffenden Länder des britischen Weltreichs militärpolitisch selbständig geworden, was unter anderem auch dadurch zum Ausdruck kam, daß diese Gebiete

dann gänzlich von britischen Truppen geräumt wurden. Voraussetzung war allerdings in jedem Falle, daß das Land, das in den Dominionstatus überging, in der Lage war, eine eigene wohldisziplinierte Wehrmacht aufzustellen, die im Inneren Ruhe und Ordnung garantierte und nach außen hin sich gegen jeden Angreifer wenigstens solange verteidigen konnte, bis ihm Hilfe von anderen Reichsteilen oder von England kam. Wo das nicht verbürgt zu sein schien, da mußten gewisse Reservate eingeräumt werden, wie zum Beispiel in jüngster Zeit noch von Irland, das sich vertragsmäßig verpflichtete, der britischen Kriegsmarine solange gewisse Plätze zur Verfügung zu stellen, bis genügend starke Küstenverteidigung geschaffen war.

Da es nun das Bestreben weiter Kreise Indiens ist, den Dominionstatus zu erlangen, und man auch in England, um das Land dem Empire zu erhalten, nicht abgeneigt ist, Indien schließlich doch einmal den Dominionstatus zukommen zu lassen, ist die Frage der künftigen Zusammensetzung des Heeres in Indien zu einem der entscheidendsten Probleme der indischen Politik überhaupt geworden, denn aus der Verselbständigung der aus den Eingeborenen zusammengesetzten Truppenteile würde sich im Falle der Bewährung mit einer gewissen Zwangsläufigkeit ein außerordentlich stichhaltiges Argument für die Zuerkennung einer größeren politischen Selbständigkeit ergeben.

Die Streitkräfte in Indien setzen sich aus fünf großen Gruppen zusammen: 1. die regulären britischen Truppen; 2. die regulären indischen Truppen sowie die indische Armee-Reserve; 3. die britischen Hilfstruppen, die sich aus den in Indien wohnhaften Engländern rekrutieren; 4. die indische Territorialarmee; 5. die Truppen der indischen Fürsten. Von einer wirklichen Umgestaltung im oben angegebenen Sinne wird vor allem die zweite Gruppe berührt, da die Territorialarmee mehr oder weniger nur für einen Notfall in Frage kommt.

Die unmittelbare Befehlsgewalt wird bei der zweiten Gruppe sowohl von britischen wie von indischen Offizieren ausgeübt. Im Durchschnitt setzt sich das Offizierkorps eines Kavallerieregiments aus 14 britischen und 19 indischen Offizieren zusammen, und das Infanterie-Bataillon aus 12 britischen und 20 indischen Offizieren. Es ist nun das Bestreben der Inder, die britischen Offiziere ganz durch indische zu ersetzen, fernerhin auch die Artillerie in den Prozeß der Indisierung einzubeziehen und, wenn möglich, auch Tank- und Fliegereinheiten, die bisher ganz den Engländern vorbehalten waren, zu bekommen.

Nur ein Teil der indischen Offiziere ist aber den englischen gleichgestellt in der Befehlsgewalt bei den indischen Truppen. Es gibt nämlich für die indischen Offiziere im Augenblick zwei Arten von Offizierspatenten: das Patent des englischen Königs, das bis 1917 nur an englische Offiziere der indischen Armee verliehen wurde, und das Patent des Vizekönigs, das den indischen Offizieren übertragen wurde.

Nachdem nun während des Krieges den indischen Offizieren die grundsätzliche Gleichstellung mit den englischen Offizieren zugesichert war, mußte auch Vorsorge für eine Ausbildung der Anwärter auf das Offizierspatent des englischen Königs getroffen werden. Es gab drei Möglichkeiten, sich dieses Patent zu erwerben: 1. der Besuch der englischen Kriegsschulen von Sandhurst oder Woolwich. Zweimal im Jahr wurden die Aufnahmeprüfungen dafür in Indien abgehalten, 2. Unteroffiziere

und Offiziere, die aus dem Mannschaftsstande hervorgegangen waren, wurden nach Sandhurst und Woolwich geschickt und mußten sich dort qualifizieren, und 3. wurden honorary commissions, das heißt Patente an solche Inder abgegeben, die sich besondere Verdienste in der Armee erworben hatten, die aber entweder zu alt waren, um ein reguläres Patent zu erhalten oder ihrem Bildungsstande nach nicht den Anforderungen des Offizierkorps genügten.

War es das Ziel, die indischen Truppeneinheiten ganz mit indischen Offizieren zu versehen und sie so in gewisser Weise den Truppen der Dominien gleichzustellen, deren Offiziere ja auch im Lande geboren und erzogen waren, so war es aber auch offensichtlich, daß der dafür erforderliche Offiziersnachwuchs nicht auf die eben erwähnte Art erreicht werden konnte. Das Royal Military College in Sandhurst wie auch die Royal Military Academy in Woolwich dienten ja in erster Linie der Ausbildung des englischen Offiziersnachwuchses, und es konnten dort nur verhältnismäßig wenige Stellen für die indischen Offiziersanwärter freigehalten werden; in Sandhurst waren es durchschnittlich 10, in Woolwich 3.

Bereits 1923 wurden aber acht Einheiten der regulären indischen Truppen zur Indisierung bestimmt, und 1932 wurde dann eine Division aller Waffengattungen sowie eine Kavalleriebrigade für die Übernahme in die unmittelbare indische Befehlsgewalt ausersehen. Um diese Truppenteile mit den notwendigen indischen Offizieren zu versorgen, mußte man ein Military College, das bereits früher einmal geplant war, errichten. Es begann dann bald der erste Lehrgang der Indian Military Academy in Dehra Dun. Der Ort ist klimatisch sehr günstig gelegen, so daß der Außendienst kaum durch die Witterung beeinträchtigt wird. Außerdem sind in der Nähe Truppeneinheiten der verschiedenen Waffengattungen, die für größere Übungen jederzeit zur Verfügung stehen.

Die Kriegsschulausbildung dauert etwas über zwei Jahre, und man rechnet damit, daß die Lehrgänge, die jeweils abgehalten werden, alle zusammen etwa 200 Anwärter erfassen. Selbst wenn es gelingen würde, die Kriegsschüler so schnell wie möglich in die reguläre Armee zu überführen, würde sich die Indisierung des Heeres doch nur in einem verhältnismäßig langsamen Tempo vollziehen, denn in jedem Falle wird man eine bestimmte Frist in Anschlag bringen müssen, in der sie sich in der Truppe zu bewähren haben.

Die Rekrutierung für die indische Kriegsschule ist außerordentlich schwierig, da die verschiedenen indischen Stämme für den Militärdienst sehr ungleichwertig sind. Die dauernden Kämpfe an der Nordwestgrenze Indiens stellen in diesem Sinne schon eine gewisse Auslese dar, und dazu kommen dann noch die Erfahrungen, die man während des Krieges gemacht hat. Damals wurde fast alles genommen, was man irgendwie für verwendungsfähig hielt, und Tausende mußten während und selbst noch nach der militärischen Ausbildung als völlig unbrauchbar entlassen werden. Es gibt in Indien ganz große Gebiete, deren Bewohner sich auch nicht im geringsten für den Militärdienst im abendländischen Sinne eignen. Zu verwenden ist im wesentlichen die Bevölkerung im Norden des Landes, während der Osten und vor allem auch der Nordosten eine Bevölkerung hat, die für die indische Armee in jeder Beziehung unbrauchbar ist.

Herkunft und Abstammung sind häufig allein schon große Hindernisse, die aber noch dadurch nicht unerheblich vergrößert werden, daß bei dem indischen Offiziersanwärter bestimmte Anforderungen an seine Bildung gestellt werden. So haben sich denn bereits in den ersten Jahren des Bestehens der Indian Military Academy recht erhebliche Schwierigkeiten ergeben, denn die jungen Offiziersanwärter hatten oft entweder eine einigermaßen abgeschlossene Erziehung, aber keinen militärischen Instinkt, oder aber sie kamen aus einer alten Soldatenfamilie und hatten kaum eine nennenswerte Bildung. Man hat versucht, sich dadurch zu helfen, daß man die Anwärter, die sich auch nicht im geringsten für den Soldatenberuf eigneten, ausschaltete, aber für alle übrigen mußte trotzdem noch eine Art von Elementarunterricht in Englisch, Mathematik und Geographie eingerichtet werden. Wie schwierig sich bei all dem die Durchführung der der Kriegsschule gestellten Aufgabe gestaltet, erkennt man daraus, daß von den hundert ersten Schülern zwanzig wegen Unfähigkeit entlassen werden mußten. Man will jetzt versuchen, durch die Erziehungsanstalten für die Söhne der alten Soldaten einen entsprechenden Nachwuchs für Dehra Dun zu bekommen.

Es ist natürlich auch das Bestreben der Ausbildner der neuen Kriegsschule, die Offiziersanwärter zu gentlemen zu erziehen, ihnen neben der militärischen Ausbildung und der bildungsmäßigen Vervollkommnung auch eine entsprechende gesellschaftliche Erziehung zu geben. Die jungen indischen Offiziere, die die Kommandoführung in der Truppe zunächst noch neben ihren englischen Kameraden ausüben werden, sollen auch in ihrer Lebensart und in ihrem äußeren Auftreten dem englischen Offizier angeglichen werden, damit auch für sie ihre außerdienstliche Lebensführung zum integrierenden Bestandteil ihres Berufes wird. Da die Offiziersschüler der indischen Kriegsschule aus sehr verschiedenartigen gesellschaftlichen Schichten kommen, gehört die gesellschaftliche Ausbildung der jungen Inder mit zu den schwierigsten Aufgaben der englischen Offiziere, die Lehrer und Ausbildner in Dehra Dun sind.

Die ganze Situation, vor die England mit dem Problem der Indisierung des Heeres in Britisch-Indien gestellt ist, erinnert in gewisser Weise an eine ähnliche Situation vor hundert Jahren. Damals handelte es sich für England zwar nicht um die Einbeziehung des Heeres in die europäische Art, wohl aber um die Einbeziehung der führenden indischen Schichten in die Welt des britischen Empire. Der Historiker Macaulay glaubte das Problem dadurch zu lösen, daß er die Einführung europäischer Bildungsanstalten und europäischer Bildungsmethoden in Indien empfahl. Dadurch ist zwar eine Anzahl von Indern tatsächlich so weit geschult worden, daß sie am Verwaltungssystem des Landes mitarbeiten konnten, aber Indien als Gesamtheit ist dadurch England keineswegs näher gekommen.

Es muß demnach außerordentlich optimistisch erscheinen, wenn man die Dauer des Prozesses der Indisierung mit 20—25 Jahren angibt, wie es das 'British India-Joint-Memorandum' tut. Und es scheint das mehr ein frommer Wunsch der Politiker zu sein als ein Ergebnis der Beurteilung von Tatsachen. Einer der besten Kenner der Verhältnisse der Armee in Indien, Sir Philip Chetwode, hat kürzlich noch einmal zu dem Problem Stellung genommen ('Fighting Forces', April 1936) und dabei zum Ausdruck gebracht, daß bei vorsichtiger Schätzung sich

die Indisierung in etwa 30 Jahren verdoppeln würde, aber auch das könne heute nicht einmal mit einiger Sicherheit bestimmt werden, weil die ersten neuen, in Indien ausgebildeten Offiziere, die ja zunächst nur den Bestand der alten englischen Offiziere und derjenigen der alten indischen Offiziere ergänzen, die fast alle noch das Patent des indischen Vizekönigs besitzen, erst 1936 ins Heer eintreten werden.

Von indischer Seite wird oft der Einwand erhoben, daß die Engländer aus eigennützigen Motiven die Indisierung des Heeres nicht so intensiv betreiben, wie es im indischen Interesse geboten erscheint. Das Argument hat eine gewisse Berechtigung, ist aber nicht ausschlaggebend. Die bessere wirtschaftliche Stellung in der indischen Armee und eine gewisse Abenteuerlust führen eine ganze Anzahl junger englischer Offiziere immer wieder in den indischen Armeeverband. Es ist selbstverständlich, daß sie die jungen indischen Kameraden, die sie von seiner Stelle verdrängen wollen, nicht gerade sehr fördern werden, und es läßt sich auch nicht vermeiden, daß eine gewisse Spannung zwischen den indischen Offizieren entsteht und den Engländern, die aus ihrer Familie oft eine militärische Tradition mitbringen, und deren Väter für das britische Weltreich fast auf allen Kriegsschauplätzen gekämpft haben. Der 'retired Indian colonel', der Oberst a. D. der indischen Armee, ist ja im englischen Gesellschaftsleben eine bekannte und geachtete Persönlichkeit.

Die Forderungen, die immer wieder von den Indern gestellt werden, müssen die Engländer mit Besorgnis erfüllen: die Indisierung des Heeres wird von Politikern gefordert. Wird dieses Heer später die politische Neutralität wahren? Bei den starken innerpolitischen Spannungen, die in Indien ständig latent vorhanden sind, muß gerade das Heer die unbedingte politische Neutralität einhalten.

Schreitet nun innerhalb der einzelnen Truppenteile die Indisierung fort, so ist der Machtbereich des Oberbefehlshabers und der in englischen Händen liegenden Leitung der indischen Streitkräfte doch nach wie vor gewährleistet. Wenn die neuesten Verfassungsreformen in Indien durchgeführt sein werden, dann hat der Oberbefehlshaber sämtlicher in Indien liegender Truppen immer noch einen sehr großen Einfluß. Die Angelegenheiten der Verteidigung gehören ebenso wie die Außenpolitik und sämtliche kirchlichen Angelegenheiten nicht zum Verfügungskreis des Parlaments. Der Oberbefehlshaber des Heeres, der in Indien zugleich der Oberbefehlshaber der Marine und der Luftstreitkräfte ist, hat dann etwa die Funktion eines technischen Ratgebers des Vizekönigs, der nur dem Vizekönig persönlich für alle die Armee betreffenden Fragen verantwortlich ist.

So hat England sich die letzte Kontrolle in allen Wehrfragen Indiens vorbehalten. Bewährt sich Indien beim Indisierungsprozeß seiner Armee, was sich erst nach Jahren entscheiden läßt, dann ist aber die Zuerkennung der politischen Souveränität zum mindesten in der Form des Dominionstatus nicht mehr zu verweigern. Man muß sich dabei auch vergegenwärtigen, daß die Entwicklung des Heeres der wirklich entscheidende Faktor ist, denn die Verwaltung liegt in Indien auf den verschiedensten Gebieten schon zum großen Teil in den Händen der Inder.

Die Entscheidungen, die in Indien fallen werden, greifen in ihren Wirkungen aber weit über Indien hinaus. Indien ist eine sehr alte Besitzung Englands. Und

die Maßnahmen, die von den Engländern in Indien getroffen wurden, haben vielfach als Vorbild im Kolonialbesitz gedient, der später dem britischen Weltreich zufiel. Es läßt sich auf die Dauer nicht vermeiden, daß mit grundsätzlichen Änderungen in Indien auch die anderen Gebiete des britischen Weltreichs mit farbiger Bevölkerung schließlich analoge Forderungen erheben werden. In den tropischen und subtropischen Gebieten des britischen Empire gibt es nahezu überall starke indische Siedlungen, die, ganz abgesehen vom modernen Zeitungs- und Nachrichtenwesen, die Geschehnisse in Indien dort bekanntmachen und in entsprechender Weise deuten werden. Darüber hinaus ist die Entwicklung in Indien entscheidend für das Schicksal auch der nicht-englischen kolonialen Gebiete, vor allem der Bereiche, die mit dem indischen Bezirk noch in irgendeiner Verbindung stehen. Es ist auffällig, wie zum Beispiel im holländischen Kolonialgebiet sich zum Teil ähnliche Vorgänge abspielen wie in Indien, und die politischen Tendenzen sehr oft gleichlaufend sind, ohne daß sich bestimmte direkte Verbindungen nachweisen lassen. Und weiterhin greifen die von Indien ausgehenden Einflüsse auch auf das französische Indochina über, das in politischer Beziehung möglicherweise eine völlig andere Entwicklung einschlagen wird wie die französischen Kolonialbesitzungen in Afrika, deren Bewohner zum großen Teil durch die Parole der Angleichung an Frankreich gewonnen wurden.

Es bietet sich heute geradezu eine verlockende Perspektive für die jungen Theoretiker des indischen Nationalismus. Sie können sich als Vorkämpfer eines neuen asiatischen, völkisch gebundenen Nationalismus ansehen. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts und in verstärktem Maße nach dem russisch-japanischen Kriege haben die Völker Asiens Japan als den Protagonisten ihrer nationalen Bestrebungen angesehen. Nach den jüngsten Unternehmungen Japans gegen China und andere Gebiete der östlichen Welt sieht man aber in Asien heute in Japan eine Macht, die in ihrer Außenpolitik die Formen des europäischen Imperialismus übernommen hat. Indien ist für sie demgegenüber die Erweckerin des nationalen Selbstbewußtseins.

Einem extremen indischen Nationalismus, der in seinen Forderungen über die Indisierung der indischen Truppenteile und über die Annahme des Dominionstatus hinausgehen würde, fehlt jedoch im allgemeinen heute doch die Möglichkeit zu einer Betätigung mit weitgehenden praktischen Auswirkungen. England erkennt aber, daß das erwachte indische Selbstbewußtsein sich mit den bisherigen Reformmaßnahmen der Verwaltung und der Legislative nicht zufrieden geben kann und daß es daher auch die Exekutive beansprucht. Nun hat man sich zu einem Versuch entschlossen, der möglicherweise ganz unabsehbare Folgen haben kann, besonders dann, wenn England vor entscheidende Fragen seiner nationalen Existenz gestellt würde. Die Anlage des Versuchs erscheint praktisch und die Sicherungen wohl für einigermaßen normale Zeiten ausreichend. Mißglückt aber dieses große militärpolitische Erziehungsexperiment des Westens, was dann?



Aufn. Transocean-Gesellschaft

Küstrin. Oder mit Blick auf das Schloß

Der preußische Strom

VON HANS PFLUG

Der berühmte Oderstrohm soll den Namen vom Rauben und Hinwegführen haben, darum, daß er, wenn er anläufet und ausgehet, die angelegene Felder zu verwüsten und hinweg zu reißen pfleget.

Schneider, Geographisch-historische Beschreibung des Oderstrohms. 1742

Genau östlich von Berlin, an dem innersten Punkt eines Bogens, den die Oder hier um die Reichshauptstadt zieht, liegt an der Stelle, wo sich mit dem Strom sein mächtigster Zubringer, die Warthe, vereinigt, die Festung Küstrin. Es ist kein freundlicher Ort, und er empfängt den Besucher auf keine freundliche Weise. Wer sich auf der Straße von Berlin dem Kern der Stadt nähert, gelangt nach Überschreitung der Oderbrücke plötzlich vor abgeschrägte hohe rote Ziegelmauern, aus grünen Böschungen aufsteigend, die unten wiederum stehendes Wasser begrenzt. Blühende Akazien und üppig wucherndes Strauchwerk und Gras vermögen nicht, mit diesem Anblick zu versöhnen. Zu finster und schweigend sind diese Kasematten, zu drohend die hohen eisernen Gitter, die Stachelreihen nach außen kehren, zu eng und dunkel

ist die Durchfahrt durch das tiefe gemauerte Tor, das nur in etwas hinein-, aber nicht wieder hinauszuführen scheint. Denn was dahinter liegt, bleibt unsichtbar.

Der einzige Schmuck an diesem Tor ist der schwarze preußische Adler aus Eisen über dem Bogen, der im Fluge nach oben strebt. Jenseits beginnt eine schmale schluchtartige Straße, die sich bald rechts zu einem nicht sehr geräumigen Platz öffnet, unter dessen alten Bäumen hin der Weg zum Schloß führt. Dieses ist ein blockhafter, schlichter Bau, der nur im Hof an Türmen und Portalen einigen Renaissancezierat sehen läßt. Zusammen mit der nahen Kommandantur und Kirche verkörpert er die weltlichen und geistlichen Gewalten, die in dieser Stadt geherrscht haben. Neben der Torfahrt des Schlosses ist auf einer in die Mauer eingelassenen Tafel zu lesen:

In diesem Gebäude
ursprünglich das hohe Haus der neumärkischen Vögte
1535—1571 das Schloß des Markgrafen Hans
wohnte der Große Kurfürst als Kurprinz und erhielt
seinen ersten Schulunterricht 1627—1633
Friedrich der Große machte hier die ernste Schule
des Lebens durch 1730—1732

Monumentaler und klassischer hat sich das Preußische nicht dargestellt als in dieser Stadt und ihren Erinnerungen, die in so einfach eindrucksvoller Weise jene Inschrift andeutet; schärfer und deutlicher kündet keine andere von den Licht- und Schattenseiten des Königtums und Staates, die den Osten Deutschlands mit harter Hand, aber nicht aus fürstlicher Willkür, sondern in überpersönlichen und weitreichenden Zielsetzungen zu einem räumlichen und geistigen Gebilde formten, das, wenn auch nicht viel Liebe, so doch Achtung und Ansehen errang. Auf dem Wall dieser Festung ward der grausame Richtspruch an dem Leutnant von Katte vollzogen, dem Sproß einer der vornehmsten und verdientesten Familien des Landes, hier ward ein Erbe der Krone selbst als Gefangener des allmächtigen Herrschers gehalten, dem königliche Pflicht und christliches Gewissen die einzige Richtschnur des Handelns waren. In Küstrin hielt sich über den Zusammenbruch von 1918 hinaus am zähesten preußisches Soldatentum, und hier war es einst am frühesten in Erscheinung getreten in einer Gestalt wie dem Obersthauptmann Hillebrand von Kracht, dem die Erziehung des Großen Kurfürsten anvertraut war und der das älteste Regiment der brandenburg-preußischen Armee befehligte, dessen Fahne die Worte trägt: Lebe beständig, kein Unglück ewig.

Was sich an „Preußischem" durch bedeutsame Geschehnisse und hervorragende Menschen in Küstrin dokumentiert und zugleich durch Jahrhunderte ohne viele Worte täglich als Haltung geübt und gelebt wurde, das widerspiegelt in Landschaft und Geschichte auch der Fluß, an dem diese Festung der preußischen Macht liegt. Mehr als jeder andere Wasserlauf und im eigentlichen Sinne ist die Oder Preußens Strom. Das Staatswesen, zu dem der Deutsche Ritterorden den Grund legte und das die Hohenzollern ausbildeten, ist nicht in einem natürlichen Raum und aus einem stammhaft gefügten Volkstum erwachsen, sondern aus einer auf den Kräften

des Willens ruhenden politischen Idee und Sendung und ihrer realpolitisch geglückten Verwirklichung. In erster Linie von den menschlichen Potenzen der Herrscher und ihrer Diener in Adel, Heer und Beamtentum getragen, bedurfte das Staatsgebiet doch natürlicher Stützpunkte, um der Herrschaftsgewalt in dem rasch sich vergrößernden Gebilde Rückhalt und Sicherung zu geben. Als solche boten sich in dem vorwiegend ebenen Lande in erster Linie die Wasserläufe dar. Dies gab von vornherein dem großen Strom, der östlich der Hauptstadt von Süden nach Norden verlief, eine auszeichnende Stellung. Mit der Konzeption eines großstaatlichen Preußen war die unausweichliche Notwendigkeit gegeben, von der Oder um jeden Preis im weitesten Umfang Besitz zu ergreifen und sie zur tragenden Achse des Staatsgebiets zu machen. In der Verfolgung dieses Plans liegt eine der politischen Leistungen der Hohenzollern als Dynastie, in seiner Erreichung ein Stück Sicherung des Deutschtums im Osten. Friedrich der Große vollendete mit der Besetzung Schlesiens nur, was seine Vorfahren am Mittel- und Unterlauf des Stromes schon begonnen hatten.

Für Preußen als Militärstaat kam bei der langgezogenen Ostgrenze viel auf die fortifikatorische Sicherung der Oderlinie an. Längs des Stromes wurden die vorhandenen Festungen ausgebaut und neue angelegt. Sie schirmten das junge Staatswesen nach Osten und bildeten eine Sperrkette vor dem geschichtlichen Kern des Landes und der nahen Hauptstadt. Sie wird verstärkt durch das breite Flußbett mit den natürlichen Hemmnissen, die es seiner Überquerung entgegensetzt. Den Anfang dieser Kette stellt Kosel dar, ihr Ende ist Stettin. Kosel steht in der preußischen Kriegsgeschichte ebenbürtig neben Kolberg. Im Siebenjährigen Krieg wurde es viermal vergeblich von den Österreichern belagert, und 1806 machte es unter der Verteidigung des tapferen Obersten von Neumann eine der rühmlichen Ausnahmen in dem allgemeinen Niedergang. Auch Brieg und Breslau waren stark befestigt, aber 1807 aufgelassen worden. Erst hundert Jahre später wurden die Werke von Glogau abgetragen; so trägt es noch viel mehr das Gepräge einer Festungsstadt.

Glogau ist darin in manchem ein Seitenstück zu Küstrin. Es ist nicht so eng und finster wie dieses, ermangelt aber der Denkmale und großen Erinnerungen; sein Soldatentum ist namenlos. Immer wiederkehrende Belagerungen haben von der älteren Stadt nicht viel übriggelassen, das meiste in seiner Geschichte waren Leiden, die sich nicht sichtbar niederschlugen. Regelmäßig verlaufen die nicht sehr breiten Straßen der inneren Stadt. Barocke Giebel, ein Erbe der österreichischen Zeit, wechseln mit flachen Dächern auf hohen profillosen Häusern, die in ihrer Uniformität auf militärische Vorschriften schließen lassen. Der Wanderer durch die Stadt sucht vergeblich nach Erinnerungstafeln und Namen aus der preußischen Geschichte. Sie setzt hier erst mit dem nächtlichen Sturm ein, der 1741 unter der Führung des Alten Dessauers Glogau Friedrich dem Großen kriegerisch und im Frieden von Breslau auch für die Dauer erwarb. Im Siebenjährigen Krieg war es einer der wichtigsten Stützpunkte für die Operationen in Schlesien. 1806 folgt dann das übliche Schauspiel: übereilte Kapitulation bei reichem Kriegsmaterial, um so beschämender durch die hartnäckige Verteidigung des Platzes während der Befreiungskriege durch die Franzosen unter dem General Laplane, der Glogau erst am 17. April 1814 räumte.

Eine Gedenktafel aus Preußens Vergangenheit findet sich doch. An einem stattlichen Bürgerhaus in der Mohrenstraße erinnert eine Inschrift unter einer Reliefplastik daran, daß Hindenburg in Glogau einige Jugendjahre verbrachte. War er nicht eine der letzten altpreußischen Gestalten, durch den Zeitraum, den sein Leben umspannt, fast mehr Legende als Wirklichkeit? Damals war Glogau noch Festung. Den tiefen Festungsgraben nehmen jetzt Anlagen ein, die alten Mauern bilden mit ihrem Ziegelrot einen wirkungsvollen Rahmen für das viele Grün. Sie sind so zwecklos geworden wie die hohen dornbewehrten Eisentore auf der Oderbrücke, die wohl schon lange nicht mehr geschlossen wurden. Überall ist so noch das Wirken der vergangenen preußischen Macht zu spüren. Selbst eine Kirche zeigt über dem Portal den preußischen Adler; sie trägt den pietistisch klingenden Namen „Schifflein Christi“. Das Wort Festung hat aber noch einen anderen Klang. Die Hornburg, wo Fritz Reuter einige Wochen seiner „Festungstid“ verbrachte, ist freilich abgerissen, wie auch in Küstrin nur noch im Museum ein Bild von dem Tor zu sehen ist, in dem der Turnvater Jahn als Gefangener untergebracht war. Die Erinnerung an diese Geschehnisse ist nicht so leicht wegzuschaffen wie die Stätten, wo sie sich vollzogen. Diese dunklen Stellen gehören auch zum Bilde Preußens.

Von der hochgelegenen Oderterrasse in Glogau schweift der Blick über die weite Stromlandschaft. Im Vordergrund fließt die Stromoder vorbei, unsichtbar in der Ferne liegt die tote Alte Oder. Auf dem Fluß treiben langsam und lautlos Kähne heran, die von Oberschlesien Kohle bringen. Auch darüber hielt der große König schon seine Hand. Jenseits breiten sich Wiesen aus, auf denen jetzt Heu gemacht wird. Es ist sonderbar, so von der Stadt unmittelbar aufs Land zu blicken, von den Tischen eines Kaffeegartens aus den Heuwagen ruckweise sich bewegen zu sehen und zwischen den Klängen der Musik den Anruf eines Pferdes zu hören. Die Gegensätze machen deutlich, wie hart und schwer das andere Leben da drüben ist, erinnern daran, was es kostete, bis hier der Pflug übers Land gehen und der Bauer ernten konnte. Der Boden mußte erst dem Strom abgewonnen werden, der breit und launenhaft darüber hinfloß. Die an den Anfang dieser Betrachtung gestellte Deutung des Namens weist auf die Fährnisse hin, die die Oder mehr als andere Flüsse ihren Anwohnern bereitet hat.

Was die Oder als Kulturlandschaft ist, dankt sie überwiegend Preußen. Als Friedrich der Große Schlesien in Besitz nahm, bekam auch der Strom seine feste, zielbewußte Hand zu spüren. In der österreichischen Zeit hatten an der schlesischen Oder zahlreiche Mühlenrechte und Wehre die Schiffahrt fast unterbunden. Zwischen den Handelsplätzen hatte ein jahrhundertelanger Kleinkrieg geherrscht. Die Strombettverlagerungen, die bei dem beweglichen Untergrund sehr zahlreich waren und den Fluß zu einem reinen Mäander hatten werden lassen, taten ein übriges. Hochwasser richteten oft furchtbare Verheerungen an, weil bei den mangelhaften Deichbauten örtliche Interessen vorwalteten. Das große Hochwasser von 1736 hatte eine Generalbefahrung des Stromes veranlaßt, unmittelbar vor der Besetzung Schlesiens waren die Protokolle fertiggeworden, deren Ergebnisse Friedrich der Große umsichtig auswertete. Er besaß nun fast den ganzen Oderlauf und konnte ins Große planen. 1746 schuf er das eigene Amt eines Wasserbauinspektors, alle Stapelrechte wurden



Aufn. Ullstein-Archiv

Breslauer Bischofssitz an der Oder

aufgehoben, die Ausräumung des Flusses von Stämmen in Angriff genommen, um die Hinderungen für die Schiffahrt zu beseitigen. In den nächsten Jahrzehnten wurden die dringendsten Wasserbauarbeiten durchgeführt, bis 1782 allein 48 Durchstiche vorgenommen, die eine Laufverkürzung um fast ein Fünftel und eine bedeutende Abflußbeschleunigung brachten.

Alle diese Arbeiten galten vorwiegend der schlesischen Oder. Sie sollte auf den Stand gebracht werden, auf dem die brandenburgische Flußstrecke schon war. Die Strom- und Deichverhältnisse waren hier durch die Obsorge des Staates weit besser. Auf der nichtschlesischen Oder gab es bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts kein einziges Wehr mehr. Hier war auch schon Verkehrspolitik größten Stils getrieben worden. Von 1662—1668 schuf der Große Kurfürst mit dem Friedrich-Wilhelm-Kanal eine Schiffahrtsverbindung von der Oder zur Elbe. „Was eine solche Verbindung in einem straßenarmen Zeitalter bedeutete, davon kann man sich heute kaum noch einen Begriff machen." (A. v. Hofmann.) Der Urenkel nahm ein nicht minder geniales und großartiges Werk auf sich. Zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Krieg hat Friedrich der Große in einem siebenjährigen friedlichen Ringen mit den Elementen die Entwässerung des Oderbruchs, der breiten Sumpfflächen zwischen Reitwein und Oderberg, durchgeführt und 840 Quadratkilometer fruchtbaren Bodens gewonnen. Das Neuland lag nicht weit von dem Ort, wo er ein halbes Menschenalter früher, noch belastet mit einigem Zwang der Haft, in die Staats- und Verwaltungsgeschäfte eingeführt worden war. Wenn uns die Dinge, um die wir

lange und mühevoll gerungen haben, zu eigen werden und etwas von unserem Wesen annehmen, dann ist die Oder folgerichtig und in einem vielseitigen Sinne Preußens Strom geworden. Die Besitzergreifung brauchte nicht mehr als rohe Gewalttat zu sein. Daß sie zu einer wirklichen Kulturtat wurde, das ist das Preußische daran, was den Strom dem Land unverlierbar verbindet.

Was die Oderlandschaft dem Staat war, das trat in dessen großer Notzeit zutage. Küstrin freilich gab 1806 eines der traurigsten Schauspiele. Der Kommandant von Ingersleben hatte dem Königspaar auf seiner Flucht nach Memel noch versichert, daß er die Festung nicht eher übergeben würde, als bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne. Und dann war das feste, wohlversehene, durch Wasser besonders geschützte Küstrin unter den ersten, die den Feind in ihre Tore ließen. Sieben Jahre später aber sammelten sich an der Oder die Widerstandskräfte gegen die Fremdherrschaft, und dies geschah in Schlesien, das gerade fünfzig Jahre erst zu Preußen gehörte. In Breslau kamen die Männer der Befreiung zusammen, wurde der „Aufruf an mein Volk" erlassen, die Stiftung des Eisernen Kreuzes vollzogen. Nicht weit von Breslau war der Sammelort des Lützowschen Freikorps. Selbst wenn für die Wahl der schlesischen Hauptstadt strategisch-taktische Gründe maßgebend waren: solche Geschehnisse wirken tiefer, verleihen dem Ort, wo sie sich vollziehen, Symbolcharakter.

Die Oder blieb diesmal von den Kriegsgeschehnissen selbst verschont. Aber welche Opfer waren hier in den schlesischen Kriegen gebracht worden! Stern und Unstern



Aufn. Ullstein-Archiv

Universität in Breslau

des Königs sind für immer mit den Namen Zorndorf und Leuthen, Kunersdorf und Mollwitz verwoben. In Breslau erinnert mitten in der Stadt das Grabmal Tauentziens, des Verteidigers der Stadt im Siebenjährigen Kriege, an jene Schicksalsstunden Preußens. So verbinden Blut und Gräber die Oderlandschaft mit diesem Staat. In dem erbitterten Ringen um die Oderlinie erreichte der Kampf Friedrichs seinen Höhepunkt. Manchmal schien es, als seien alle Mühen vergeblich gewesen, der Spruch über Preußen und seinen König gesprochen. Alles oder nichts war die Parole. Der Friede brachte ihm alles, und selbst der tiefe Fall, den Preußen im Frieden von Tilsit tat, ließ die Oder territorial unangetastet in preußischem Besitz, wenn auch Napoleon starke Garnisonen in die Festungen Glogau, Küstrin und Stettin legte. Das Schwergewicht war im Staatsgebiet endgültig von der Elbe — Tangermünde war einmal die Hauptstadt Brandenburgs gewesen! — auf die Oder übergegangen. So wurde sie auch in der Erhebung von 1813 die Kraftmitte, von der aus das Verlorene wiedergewonnen wurde. Die Oder selbst war zum sicheren Besitz geworden, der Kräfte entwickelte und ausstrahlte.

An dieser Ausstrahlung hatte vor allem auch die geistige Welt Anteil. Schon mit dem Ende des Mittelalters waren in Schlesien in diesem Bereich mächtige Ströme aufgebrochen. Angelus Silesius, Jakob Böhme, Gryphius, Hofmannswaldau sind hier beheimatet. Und wieviel Köpfe gab dann das Oderland, gab die schlesische Hauptstadt, Preußen und Berlin. Wie mannigfaltig die Begabungen waren, zeigen die paar Namen Gentz, Schleiermacher, Holtei, Willibald Alexis, Adolf Menzel, Borsig, die alle auf Breslau weisen. 1811 wurde die dortige Universität als geistiges Zentrum erneuert und mit bedeutenden Mitteln ausgestattet. Zu ihren Lehrern zählten Steffens, Büsching, v. Raumer und Hoffmann von Fallersleben. Bei wenigen Städten hat sich die preußische Formkraft auf dem Boden eines alten reichen Erbes so fruchtbar ausgewirkt wie bei Breslau. An der kräftigen Entfaltung des preußischen Staates hat die Stadt wirtschaftlich und kulturell in gleichem Schritt teilgenommen.

Eine andere Oderstadt aber hat in diesem Gang der Dinge mehr verloren als gewonnen. Die meisten Städte, die durch ihre Lage in den Schatten Berlins, des wachsenden Kolosses, gerieten, haben darunter gelitten, sind klein geblieben oder verkümmert, indes das eine Gebilde ins Riesenhafte wuchs. Frankfurt an der Oder entwickelte sich schon früh zum wichtigsten Übergangs- und Stapelplatz am Mittellauf des Stroms. Zeitweise Hansestadt, zog es doch mehr Vorteil aus der Gunst der brandenburgischen Markgrafen, die die Stadt mit weitgehenden Vorrechten begabten. Mächtig und reich durch seinen Handel, im Reich bekannt durch seine Messen, dazu noch seit 1506 Sitz der brandenburgischen Landesuniversität, war Frankfurt eine schöne und stolze Stadt, die jahrhundertelang zu den ersten Gemeinwesen des deutschen Ostens zählte. Seit dem Dreißigjährigen Krieg aber neigt sich seine Bahn. Unter Belagerungen, Plünderung und Truppendurchzügen hatte die Stadt, die an dem Kreuzpunkt der Heerstraßen lag, furchtbar zu leiden. Der Siebenjährige Krieg und die napoleonische Zeit griffen sie gleichfalls in ihrem Lebenskern an. Von diesen Schlägen hat sich Frankfurt nie wieder erholt. Es ist, als ob der Aufstieg Berlins der alten Odermetropole der Mark die Wachstumskräfte entziehe. Als die Frank-



Aufn. Transocean-Gesellschaft

Frankfurt a. d. O. Blick auf Oderbrücke und Stadt

furter Universität nach Breslau verlegt wurde und die Messen eingingen, war dies nur der äußere, etwas gewaltsame Abschluß eines schleichenden Prozesses, der sich durch fast zwei Jahrhunderte hingezogen hatte. In dem Maße, wie die Mängel eines überspannten Zentralismus offenbar wurden und die Erkenntnis von der Tragkraft der Landschaften im Volksganzen wuchs, gewann auch Frankfurt von neuem an Lebensraum und Wirkungsmöglichkeiten. Seit einigen Jahrzehnten ist es wieder eine lebendig wachsende, allseitig tätige Stadt, nahe der Ostgrenze nun ein Mittelpunkt wirtschaftlicher Tätigkeit, staatlicher Verwaltung und echter Kulturpflege. Hatte es früher am meisten unter Berlin gelitten, so wurde ihm nun am nachhaltigsten die Besinnung und Umkehr zuteil, die sich in der Haltung der Hauptstadt und ihrer verantwortlichen Männer zur „Provinz" vollzog. Ein preußischer Minister, nicht das Reich, hat Frankfurt wieder eine Hochschule gegeben und die einzigartige Einrichtung des staatlichen Musikheims.

Frankfurt ist aber auch noch durch ein menschliches Schicksal auf besondere Weise mit Preußen verknüpft. Es ist die Heimat des einzigen wirklich großen dichterischen Genius, den dieses hervorgebracht hat, und der in seinem widerspruchsvollen Wesen auch das Preußische neben anderen Potenzen verkörpert. Die Kleists stammen aus Pommern, aber was besagt die provinzielle Herkunft in dem östlichen Kolonialland, wo das germanische Blut aller deutschen Stämme mit dem slawischen sich mischte, und in dem Staat Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II.? Was in Preußen die menschlichen Kräfte formte, verband und fruchtbar machte, waren die Aufgabe und der Dienst, in die der Einzelne nach Verdienst, Rang und Geburt gestellt war. So stand der Vater des Pommern Heinrich von Kleist in Frankfurt als Offizier, stammte

Scharnhorst aus dem Hannoverschen, Gneisenau aus dem Süden, der Freiherr vom Stein von der Lahn. Preußen nahm sie in seine Dienste, für sie alle war es nur eine Stufe zum Deutschen. So könnte auch eine andere Stadt Kleists Geburtsort sein. Frankfurt hat ihm als Heimat nicht viel mitgegeben und spiegelt sich nicht in seinem Werk. Es ist ein düsteres verwinkeltes Gebäude, in dem der Dichter seine Jugend verbrachte, nahe den Stätten, in denen sich Frankfurts große Zeit verkörpert hat. Berlin hat nicht solche Bauten aufzuweisen wie die mächtige Halle der Marienkirche und den edlen Schmuckbau des Rathauses, aber zu Ende des 18. Jahrhunderts bezeugten sie nur vergangene Größe und traurige Gegenwart. Wer vermöchte zu sagen, wo die Wurzeln von Kleists tragischem Geschick zu suchen sind, ob mehr in dem brüchigen Rahmen seiner Zeit und seines äußeren Lebens oder mehr in der inneren Zerspaltenheit seines Wesens? Was ihn mit seiner weiteren Heimat verband, kam in seiner letzten Dichtung zum Ausdruck, im Prinzen von Homburg.

Frankfurt und Küstrin, als Städte benachbart und durch die Oder von der gleichen Stromader durchflossen, sind sich auch in den Dunkelseiten der menschlichen Schicksale verwandt, die in ihnen begonnen und geendet haben. Wer die Oder weiter



Aufn. Transocean-Gesellschaft

Frankfurt a. d. O. Rathaus



Aufn. W. v. Rosenberg

Schwedt a. d. O. Blick vom Schloßpark auf die Oder

hinabfährt, durch die fruchtbare dunkelerdige Ebene des Oderbruchs, auf dem die Kolonistenhöfe verstreut sind und weidendes Vieh zwischen blitzenden Gräben geht, in der Ferne begleitet von dem steilen Talrand, vorbei an dem Finowkanal, in dem sich auch Friedrich der Große ein Denkmal setzte, kommt nahe der pommerschen Grenze in eine Stadt, die heiterer dreinblickt als jene beiden Orte. Schwedt hat nicht die preußische Atmosphäre von Küstrin; es verhält sich dazu wie Potsdam zu Spandau. Für ein Jahrhundert war es Residenz einer hohenzollernschen Nebenlinie, um dann wieder nach dem Aussterben der Markgrafen eine uckermärkische Kleinstadt zu werden, in der zwischen Ackerbürgerei, Handel und Kasernen das Leben seinen alltäglichen ereignisarmen Gang weitergeht. Wer über die königlich breite Schloßfreiheit geht, vor dem verlassenen, großen Schloß niederländischer Bauart steht, durch seine Säle an den Bildern preußischer Fürsten und Prinzen vorbeiwandelt, der Stille des kleinen Parks an der Oder sich hingibt, begreift die Sehnsucht nach einem schöneren, höheren Dasein auf diesem dürftigen Sand- und Luchboden, der von Natur kaum das Nötigste gewährte und den Rahmen des Lebens auf ihm zwischen Mühsal und Not spannte. Und gerade hier, auf der Schwedter Domäne der nachgeborenen Söhne des Großen Kurfürsten, erwuchs in dem „tollen Markgrafen" eine überquellende Barockgestalt, wie sie unter Preußens Fürsten sonst nicht zu finden ist. Vielleicht ist durch ihn in dem jungen Seydlitz, der bei ihm Page war, der kühne Reitergeist geweckt worden. Nicht geringer als der Ruhm, den der Reitergeneral später den preußischen Fahnen brachte, ist der Ruhm des Schwedter Dragonerregiments. Neben anderen Auszeichnungen erhielt es nach der Schlacht bei Kolin als einziges Kavallerieregiment das Recht, den Grenadiermarsch zu schlagen. So ist Schwedt nicht nur als einstige Residenz Potsdam verwandt, sondern auch als überlieferungsreiche Soldatenstadt.

Die Herrschaft Schwedt war durch Kauf (1670) an Brandenburg gekommen, aber es war altes märkisches Gebiet. Als Stettin 1720 an Preußen kam, mußte es mit seinem Hinterland auch innerlich erst dem preußischen Staatswesen eingefügt werden. Welche Bedeutung der Odermündungsstadt zukam, zeigt der zähe Kampf Schwedens um seinen Besitz. Für einen Staat, der sich in seiner größten Gebietserstreckung auf die Oder stützte, war dieser Platz unschätzbar, ganz abgesehen von seiner wirtschaft-

lichen Bedeutung als Hafen. Stettin hat das Unglück gehabt, fast alle seine älteren Bauten zu verlieren. So ermangelt es der das Stadtbild bestimmenden historischen Züge. Bis 1873 als Festung in seiner Entwicklung gehemmt, weitete sich die Stadt im Zeitalter der deutschen Industrialisierung und des Welthandels und nahm in dieser Hauptwachstumsepoche die Züge an, die das ganze Zeitalter bestimmten: es wurde eine neupreußische Stadt mit dem etwas pomphaften Aufputz der Gründerjahre, breiten, geraden Straßen und prunkvollen Bauten, denen aber das Entscheidende fehlte, was nicht einem einzelnen oder dem Gemeinwesen, sondern dem Deutschland jener Jahre zuzuschreiben ist: Kultur. So fügt an der Oder Stettin in das Bild Preußens die Farben, die ihm noch gefehlt haben, vollendet sich hier nicht nur der Lebenslauf des Flusses, sondern auch der geschichtliche Werdegang des Landes, dem er zugehört. Vielleicht darf auch die Stillegung des größten wirtschaftlichen Betriebes Stettins, der Vulkanwerft, so gedeutet werden, daß sie zeitlich bald dem Ereignis folgt, das einen gewissen Abschluß der Geschichte Preußens bedeutete, der Abdankung der Hohenzollern.

Wenn bisher nur wenig von dem Strom selbst und viel von den Städten an seinem Lauf gesprochen wurde, so könnte es scheinen, als sei der Fluß nicht viel mehr als die geographische Linie, an der sich die Städte aufreihen, haben aber kein eigentliches Eigendasein. Die Oder läßt sich darin auch nicht mit den anderen großen Strömen, mit Rhein, Elbe und Donau vergleichen, deren Erscheinungsbild sich verschiedentlich wandelt und die als Verkehrsband und Kulturlinie prägnanter hervortreten. Ihr haftet etwas überaus Gleichförmiges an, und darin bezeigt sie auch in ihrer Flußnatur schlüssig ihren preußischen Charakter. Sie ist der Strom der grenzenlosen Ebene, auch wo aus dem eiszeitlichen Geröll die Talränder steil aufragen. Und sie ist der Strom der Roggenfelder und Kartoffeläcker, die von der Kargheit dieser



Aufn. Staatl. Bildstelle

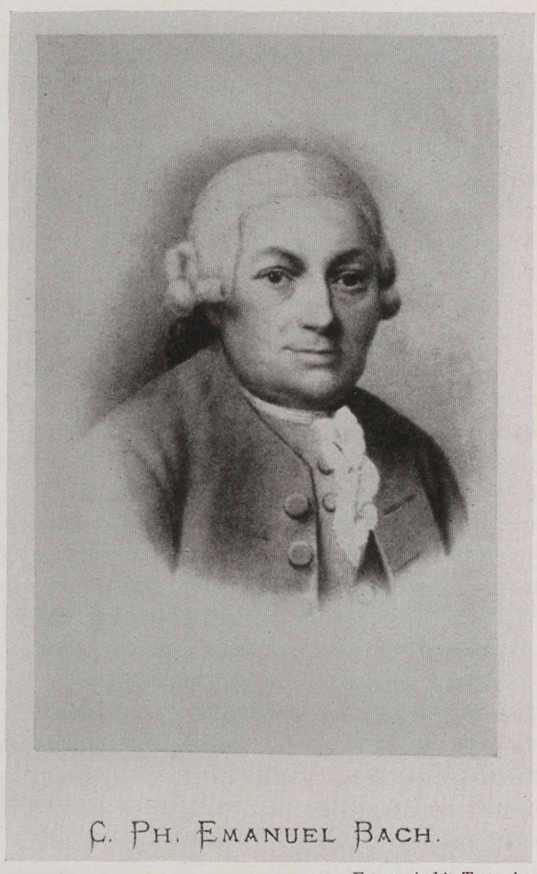
Das Schloß in Schwedt a. d. O.



Aufn. Transocean-Gesellschaft

Stettin. Hakenterrasse und Dampfschiffshafen

Landschaft deutlicher sprechen als alle Bücher und Statistiken. Das Nüchterne und Ernste, Strenge und Harte, was den preußischen Nordosten von dem bunteren, weicheren Süden unterscheidet, drückt sich in der Oderlandschaft aus, eine großartige Einförmigkeit, die nach der übergreifenden symbolischen Deutung verlangt, weil sie von Natur bildlos ist und ohne Anfang und Ende. Auch das „Preußische" ist bildlos und ohne Ursprung. Es wuchs an den Aufgaben, und der Strom, der seinen Namen von der Wildheit seiner Wasser empfangen haben soll, war eine gewaltige Aufgabe, an der sich wieder das Menschentum bewährte, das, aus den verschiedensten Stämmen herkommend, durch Pflicht und Dienst zu einer Einheit verschmolzen wurde und in dem Ringen mit dieser Stromnatur ein Sinnbild schuf: Preußens Strom.



Fotos: Archiv Tegtmeier

Carl Philipp Emanuel Bachs letzte Ruhestätte

VON KONRAD TEGTMEIER

Hoch über Stadt und Hafen ragt die grüne Kuppel des Hamburger „Michels", der St.-Michaelis-Kirche: als Wahrzeichen der meerverbundenen Hansestadt den Seefahrern aller Nationen bekannt und vertraut. Der vielbestiegene Turm dieser schicksalsreichen Kirche, die einst der kühne Baumeister Sonnin mit barockem Prunksinn errichtete, bietet einen weiten Blick auf den belebten Strom, den Torweg zu fernen Meeren und bunten Küsten. Und tief unten, im festen Gruftgewölbe, das den großen Brand von 1906 unbeschadet überstand, liegt das wiederentdeckte Grab Carl

Philipp Emanuel Bachs, der des Johann Sebastians dritter und bedeutendster Sohn war und dessen Kunst uns heute als Inbegriff deutscher Musik erscheint. So wächst diese Kirche gleichsam aus dem Urgrund unseres Nationalbewußtseins zu freier, weltweiter Sicht und ist damit treffendstes Symbol hansischer Geisteshaltung.

Carl Philipp Emanuel, der von der Reichshauptstadt als „Berliner Bach" gleichermaßen in Anspruch genommen wird wie von der Hansestadt an der Elbe als „Hamburger Bach", trat im März 1768 als Nachfolger seines Paten Telemann das Amt des Kirchenmusikdirektors an den fünf Hauptkirchen in Hamburg an. Über 25 Jahre hatte er Friedrich dem Großen als Kammermusikus gedient und während dieser Zeit den musikliebenden Preußenkönig manches liebe Mal zu seinen Flötenkonzerten auf dem Cembalo begleitet. Aber der preußische Drill, der vom Alten Fritz auf das gesamte Hofleben ausgedehnt wurde, behagte ihm nicht fürs ganze Leben, und schließlich gelang es ihm mit List und Tücken, indem er vorgab, krank zu sein, den Abschied zu erhalten. Nur ungern sah ihn der große König scheiden.

Zwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode am 14. Dezember 1788, wirkte Carl Philipp Emanuel dann in Hamburg. Eine glückhafte, segensreiche Zeit, die dieser im Gegensatz zu seinem gleichfalls genialen, aber haltlosen und unsteten Bruder Friedemann so in sich gefestigte, harmonische und ganz dem großen Vorbild seines Vaters nachstrebende Kirchenmusiker in Hamburg verlebte. Neben seiner vielseitigen Wirksamkeit, zu der ihn sein Amt verpflichtete, entfaltete Carl Philipp Emanuel ein ebenso bedeutsames wie umfangreiches kompositorisches Schaffen. Besonders großen Erfolg brachte ihm sein berühmtes Chorwerk, das „Heilig" ein, das 1779 erschien und von dem der Fünfundsechzigjährige an den Verleger Breitkopf schrieb: „Es soll meyn Schwanenlied von dieser Art seyn, und dazu dienen, daß man meiner nach meinem Tode nicht so bald vergessen möge." Als im Jahre 1786 die Sonninsche Michaeliskirche eingeweiht wurde — Carl Philipp Emanuel Bach schrieb die Festmusik dazu —, erklang es noch einmal in einer Wiedergabe von vollendeter Schönheit. Dichter wie Klopstock, Lessing, Claudius und J. H. Voß gehörten zu Carl Philipp Emanuel Bachs engstem Freundeskreis, und wie von anderen Zeitgenossen, so wird auch von Mozart gesagt, daß er nach Hamburg kam, um Johann Sebastians getreuen Sohn aufzusuchen. Neuzeitliche Forschungen und vor allem die Wirksamkeit der Bach-Gesellschaft haben uns die Bedeutsamkeit des Hamburger Bachs in ihrem ganzen Umfange offenbart. Zukunftweisend war sein Wirken auf dem Gebiete der Klaviermusik. In ihm sehen wir den Schöpfer des freien Klavierspiels, er schuf erst die Voraussetzungen für die Kammermusik Haydns und Mozarts, indem er eine verbindende Brücke schlug von der konservativen musikantischen Haltung, wie sein Vater sie bewahrte, zu der modernen, freieren des kommenden Jahrhunderts. Noch immer ruhen wertvolle kammermusikalische Werke handschriftlich in der Berliner Staatsbibliothek, ihrer Veröffentlichung und Wiedererweckung harrend.

Es war im Jahre 1795, als Haydn auf seiner zweiten Londoner Reise über Hamburg kam, um Carl Philipp Emanuel Bach zu besuchen, der aber schon sieben Jahre früher, am 14. Dezember 1788, für immer die Augen geschlossen hatte.

Am 19. Dezember wurde Carl Philipp Emanuel Bach im Gruftgewölbe der St.-Michaelis-Kirche beigesetzt, in dem auch Baumeister Sonnin seine Ruhestätte fand.



Gruftgewölbe der St.-Michaelis-Kirche

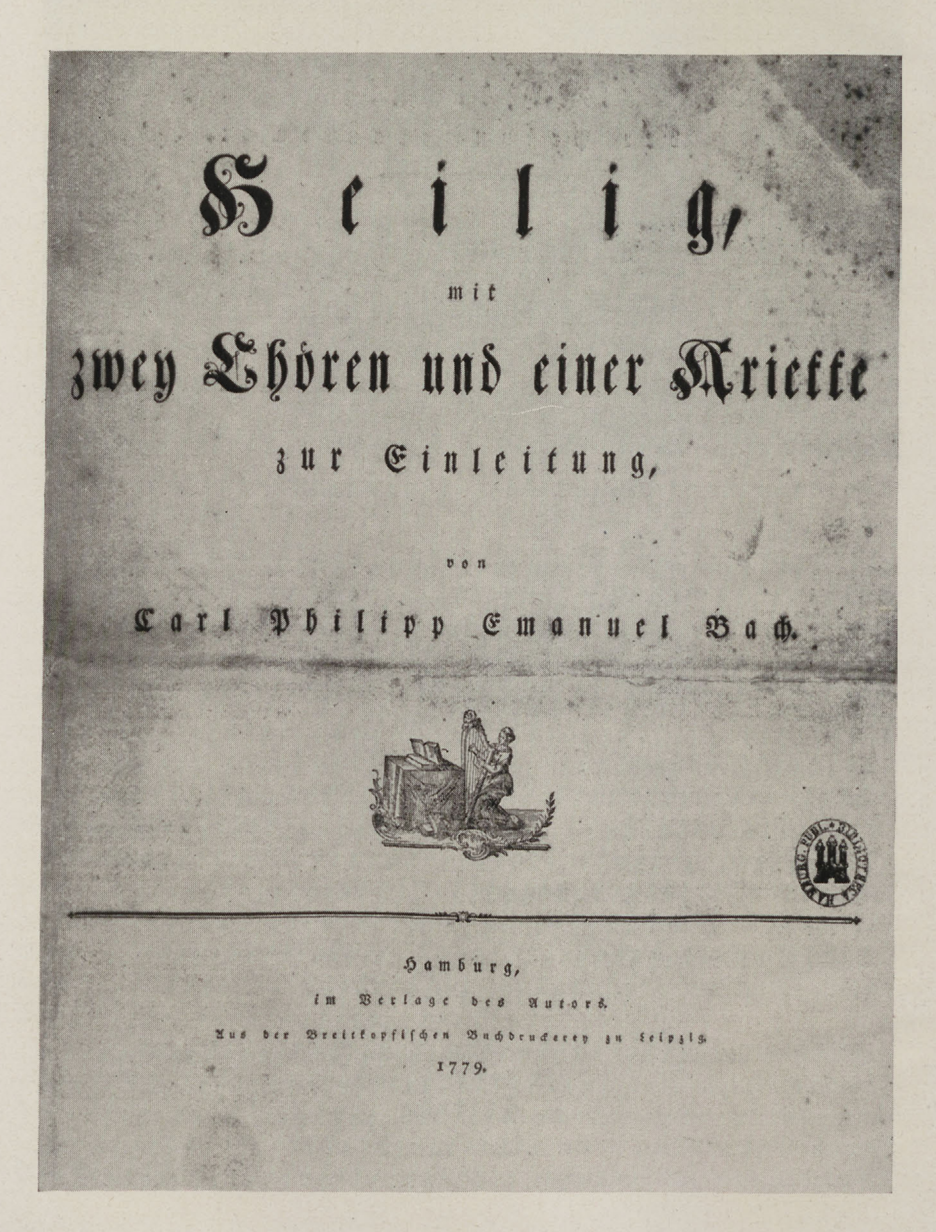
Vier Monate später erhielt die Grabplatte folgende Inschrift: „Ruhe Kammer Carl Philipp Emanuel Bach. Chori Musici Directoris für Sich und Seine Frau und Kinder nach den Letzten Thode in 15 Jahren nicht zu eröfnen den 28 Aprill Ao 1789 Littra" (folgt scheinbar ein Steinmetzzeichen). Klopstock verfaßte für den verstorbenen Freund einen Gedenkvers, als Inschrift gedacht für ein Denkmal in der Sankt-Michaelis-Kirche:

„Steh nicht still, Nachahmer,
Denn Du mußt erröten, wenn Du bleibst.
Carl Philipp Emanuel Bach,
Der tiefsinnigste Harmonist,
Vereinte die Neuheit mit der Schönheit,
War groß
In der vom Worte geleiteten,
Noch größer
In der kühnen sprachlosen Musik;
Übertraf den Erfinder des Klaviers,
Denn er erhob die Kunst des Spiels
Durch Lehre
Und Ausübung
Bis zu dem Vollendeten.

Geboren 1714, gestorben 1788."

Nach dem Brande von 1906 erhielt die St.-Michaelis-Kirche ein neues Gesicht. Die Instandsetzungsarbeiten dauerten Jahre. Das Schicksal der Grabstätte Carl Philipp Emanuel Bachs war ungewiß, und es hat wohl auch niemand danach gefragt. Erst Jahrzehnte später gelang es Dr. Heinrich Miesner aus Heide in Holstein, der eine Dissertation über den Hamburger Bach schrieb, an Hand des Kirchenplanes die

Stätte wieder aufzufinden. Da Bachs Tochter erſt 15 Jahre ſpäter, nämlich 1804, beigeſetzt wurde, hätte das Grab alſo nicht vor 1819 geöffnet werden dürfen. Nach den Befreiungskriegen erfolgten jedoch überhaupt keine Beiſetzungen mehr, und darum iſt wohl anzunehmen, daß das Grab bis auf den heutigen Tag unverſehrt blieb und daß C. Ph. E. Bachs Gebeine nach wie vor in der St.-Michaelis-Kirche zu Hamburg ruhen.



Heilig,

mit

zwey Chören und einer Ariette

zur Einleitung,

von

Carl Philipp Emanuel Bach.

Hamburg,

im Verlage des Autors.

Aus der Breitkopfiſchen Buchdruckerey zu Leipzig.

1779.

Rundschau

Herbststürme. Nach wie vor beherrschen die blutigen und grausigen Ereignisse in Spanien das Interesse der europäischen Öffentlichkeit. Eine Entscheidung ist trotz wesentlicher Erfolge der Generalsgruppe bisher nicht erreicht, und eine begründete Prognose zu stellen, ist dank der bewußten und unbewußten Entstellungen und Falschmeldungen schlechterdings nicht möglich. Man mag aber hoffen, daß trotz der bisherigen lahmen Haltung des Londoner Neutralitätsausschusses die Gefahr einer Entzündung internationaler Konflikte am spanischen Feuer etwas beschworen ist. Derweilen geht aber die Arbeit der Kabinette in festgelegter Richtung weiter: alle Handlungen und Äußerungen zielen mittelbar oder unmittelbar auf die Vorbereitungen der neuen Westpakt-Konferenz. Hat man einigermaßen Grund, zum mindesten an der äußeren Folgerichtigkeit der britischen Politik zu zweifeln, so trifft das für die politische Linie Frankreichs, dessen Schwierigkeiten zu überschätzen man sich wohl hüten sollte, keineswegs zu. In dem Bestreben, ausgebrochene Pfeiler des Sicherheitssystems durch andere zu ersetzen, hat man mit Ruhe den Augenblick abgewartet, bis der erste Staat in dem offenen Wettrüsten zu erliegen drohte, um das alte intime Verhältnis mit Polen wiederherzustellen. Man scheint zu erwarten, daß man mit Italien ähnlich vorgehen könne, und der von der Öffentlichkeit wohl nicht zutreffend kommentierte Schritt des Völkerbundsrates gegen Italien zielt doch wohl nur darauf ab, den jetzigen anscheinenden Gegner und künftigen Bundesgenossen mürber zu machen. Die europäische Situation drängt immer mehr zur Entscheidung, nicht zum wenigsten durch die eindeutige Stellungnahme der deutschen Reichsregierung gegen Moskau. — Auch im Fernen Osten haben sich erneut Herbstgewitter zusammengezogen: die ewigen Zwischenfälle in China, die zu planmäßig erfolgen, als daß man nicht eine überlegte Regie hinter ihnen vermuten sollte, haben die Landung japanischer Marinetruppen auf chinesischem Gebiet ermöglicht. Es steht zu hoffen, daß es dem klugen Führer Chinas, dem Marschall Chiang Kaischek, auch dieses Mal wieder gelingen wird, den Ausbruch militärischer Konflikte zu verhindern. Er würde damit das Spiel europäischer Staatsmänner unterstützen, deren Hoffnung anscheinend nicht mehr dahin geht, den Frieden zu bewahren, sondern den Krieg erst in einem ihnen genehmen Zeitpunkt ausbrechen zu lassen.

Konrad Burdach †. Wie vorsichtig Verantwortungsbewußtsein auch die Vokabel „unersetzlich" handzuhaben heißt, beim Tode Konrad Burdachs muß sie gebraucht werden: die Lebensarbeit des Unermüdlichen, der jetzt 78 Jahre alt die Feder aus der Hand gelegt hat, die gerade der „Deutschen Rundschau" einige seiner kostbarsten Arbeiten zur Erstveröffentlichung anvertraute, ist ein für allemal mit der Einmaligkeit der Forscherpersönlichkeit verknüpft. Und wenn jetzt auch Freunde und Schüler das vielbändige Werk „Vom Mittelalter zur Reformation", Burdachs Lebenswerk, zu Ende führen und aus den Schätzen der Manuskripttruhen des Verstorbenen heben werden, was der immer bedenkliche Gelehrte späterer Publikation

vorbehielt: Idee und Methode des Werkes tragen unverwechſelbar die Zeichen von Burdachs Eigenart, daß nichts anderes mehr möglich iſt, als pietätvolles Beenden ſeiner Intentionen. Er war ein großer Außenſeiter, der gegen jeweils gängige Moden in der Wiſſenſchaft mit zäher Energie ſeine Poſitionen verteidigte, und er konnte ein grimmiger Polemiker ſein, wenn die Zunft ſeine eigenwilligen Theorien über die Bedeutung von Wort und Sache der Renaiſſance bezweifelte. Und ſelbſt die „wiſſenſchaftsgeſchichtlichen Eindrücke eines alten Germaniſten", die er als Feſtgabe zum 250jährigen Jubiläum ſeines Verlages, der Weidmannſchen Buchhandlung, vorlegte, enthalten maſſive Angriffe auf Fachkollegen, die mit ihm anzubinden wagten. Aber die derbe Polemik, die er nur dort handhabte, wo es einer der Gegner an Takt vermiſſen ließ, entſprang einer faſt ängſtlichen Skepſis: er, der jedes Wort hundertfach wog und jeden Einwurf faſt ſchüchtern prüfte, haßte das vorſchnelle Urteil, das flinke Ja und Nein unwiſſenſchaftlicher Haltung.

Er unterſtellte ſich den gleichen ſtrengen Forderungen wie die Gegner, und noch als er den Jüngeren ſchon längſt der Neſtor geiſteswiſſenſchaftlicher Philologie geworden war, freute ihn das Echo — wenn es recht begründet war — faſt ſo wie den Anfänger das Urteil der Lehrer.

Sein äußeres Leben erſchöpft ſich in wenigen dürren Daten. In Königsberg geboren, erklomm er in raſcher Folge die akademiſche Staffel (1880 Promotion in Leipzig, 1884 Habilitation in Halle, ebenda 1887 außerordentlicher und 1892 ordentlicher Profeſſor), bis er 1902 den ehrenvollen Ruf nach Berlin erhielt, der ihm ein reines Forſcheramt ohne Lehrberuf ſicherte. Seither hat er in den Kommiſſionen der preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften unermüdlich gelehrte und organiſatoriſche Arbeit geleiſtet und ſeiner Lebensaufgabe gedient: die Geſchichte der neuhochdeutſchen Schriftſprache als die Geſchichte der nationalen Bildung zu begreifen. Eine Fülle ſchöner Einzelergebniſſe war die Folge der erſtaunlichen, auf weiten Bibliotheksreiſen erworbenen Kenntnis der alten Handſchriften- und Briefſammlungen, und aus ſtrenger philologiſcher Arbeit entſtanden die in ihrer Wirkung weit über die Gelehrſamkeit hinausreichenden Editionen und Studien, unter denen die Neuausgabe, um nicht zu ſagen die Wiederentdeckung, des herrlichen „Ackermann aus Böhmen" des Johannes von Saaz am meiſten bekanntgeworden iſt.

Burdachs Bedeutung beſchränkt ſich nicht auf die engen Grenzen der Erforſchung des Jahrhunderts zwiſchen 1350 und 1450. Sein Arbeitsgebiet reicht von der Volkskunde, der ſeine Unterſuchungen über den Speer des Longinus gelten, über ſein erſtes und ſpäter koſtbar erneutes Buch „Reimar der Alte und Walther von der Vogelweide" bis in die Goethezeit und in die Gegenwart. Die Aufſätze Burdachs zur Erklärung des „Fauſt" und des „Weſtöſtlichen Diwan", ſeine Vorſtudien zu einem Buch über Goethes Sprache und ſeine Aufſätze über das religiöſe Problem im „Fauſt" und über Goethes Feſtſpiel „Epimenides" ſind ſchriftſtelleriſche Meiſterſtücke, und was er für die Kunſt jüngſtvergangener und heutiger Zeit geleiſtet hat, iſt niedergelegt in den ſchönen Arbeiten über Fontane, Richard Wagner und den oſtpreußiſchen Landsmann, den Muſiker Conſtanz Bernecker. Mit beſonderer Liebe hat Burdach ſich des Gedankens der Akademie angenommen: zur Feſtſchrift für Hugo von Hofmannsthal hat er den klaſſiſchen Eſſai „Die deutſchen wiſſenſchaftlichen

Akademien und der schöpferische nationale Geist" beigesteuert und an der Idee der nunmehr verwirklichten Akademie für Dichtkunst lebhaften Anteil genommen.

Es fehlt in Konrad Burdachs erfülltem Gelehrtendasein nicht an einem tragischen Zug: er, der mehrere Generationen jüngerer Forscher angeregt und geleitet hat, der nach Josef Nadlers Wort wie kein Zweiter der Verbindung von Wissenschaft und Leben gedient hat und „dessen Forschungsergebnisse unmittelbar auf das völkische Leben eingewirkt haben", litt unter dem Empfinden, einsam zu sein. Da er das Forscheramt nicht mit dem Lehramt verknüpfte, fehlte ihm der direkte Widerhall einer Schülerschar, und er dünkte sich ein „einsamer Veteran". Jetzt, da sein Leben sich vollendet hat, darf der Satz wiederholt werden, mit dem Julius Petersen den Festgruß im Namen der Freunde und Schüler bei Burdachs goldenem Doktorjubiläum beschloß: „Wir sehen in Ihnen nicht nur den Wahrer alter Traditionen, sondern den Führer zu neuen Taten. Einsamkeit ist die Selbsttäuschung des vorwärtsschauenden Bahnbrechers, der eine große Gefolgschaft nicht sehen kann, die sich an seine Spuren heftet." Burdachs Vermächtnis ist — wenn auch manche seiner Ergebnisse „überholt" sein werden — die Verpflichtung zu sachlicher Arbeit in korrekter philologischer Tradition, die in geistesgeschichtliche Fragestellungen einmündet und darum der steten Verknüpfung von Wissenschaft und Leben dient.

Robert Bosch 75 Jahre alt. Die besten Deutschen aus allen Lagern der Bevölkerung gedachten am 23. September Robert Boschs auf herzliche Weise anläßlich seines fünfundsiebzigsten Geburtstages. Das ist in erster Hinsicht keineswegs dem großen äußeren Erfolg des Industriellen zu verdanken, sondern der Tatsache, daß dieser Erfolg großen menschlichen Eigenschaften zu verdanken ist, die ganz unmittelbar und in einfacher, offenkundiger Weise am Werke waren: stärkste Selbsttreue, eigenwillige Behauptung des Charakters, klares Ehrgefühl, aber auch eine ganz ursprüngliche Tüchtigkeit der Art, wie sie sich seit je, auch längst vor dem industriellen Zeitalter, bewährt hat. Bosch ist nicht den Gründern beizuzählen, die eine intellektuell beobachtete Möglichkeit des Zeitalters spekulativ ausnützten, eine Industrie aus dem Boden stampften und sie mit finanzieller Technik und organisatorischer Findigkeit hochzüchteten. Bei seinem Werk ist nichts gemacht, nichts erzwungen, vielmehr alles gewachsen. Er ist auch nicht etwa ein Erfinder gewesen, der um eine Erfindung herum eine Industrie hätte emporwachsen lassen. Bei ihm leitet sich alles einfach und unpathetisch aus einem gesunden und redlichen Begriff von Arbeit, Leistung und Ehre des Schaffens ab. Aus engen Verhältnissen kommend, von Bauern abstammend, hat er zunächst nur daran gedacht, sein Brot zu verdienen und vorwärts zu kommen, ohne einen brennenden Ehrgeiz zu kennen. Erfindungen hat er nicht um der Erfindungen, sondern um der Arbeit willen gemacht, um fabrizieren zu können und etwas Ordentliches in die Welt zu setzen. Vor allem erfüllte ihn ein Drang, das, was er anderen Menschen verkaufte, so zu machen, daß er sich der Sache nicht zu schämen brauchte. Er folgte also der Überzeugung, daß man als anständiger Mensch nichts anderes tun darf, als seine Pflicht ehrlich und redlich zu erfüllen und den Menschen zu helfen, daß man aber auch das Recht habe, vorwärts zu kommen und sich auf seine Überlegenheit über die vielen Pfuscher

in der Welt zu verlassen. In großartiger Folgerichtigkeit hat diese Überzeugung zu der erstaunlichen Entfaltung der Boschwerke geführt und vieles geschaffen, was das Automobil zu dem machte, was es heute ist. Industrie und Industrielle, Fabriken und Fabrikanten haben wir in Hülle und Fülle, aber wir haben nicht viele Werke, deren sicherer Bestand und hoher Segen für Volk und Menschheit in gleichem Maße aus genial zu nennenden Eigenschaften des Charakters und aus der unzweideutigen Entscheidung für Echtheit und Gediegenheit hervorgegangen sind wie das Boschwerk, das darum mehr ist als eine Fabrik und den großen Kulturleistungen zuzurechnen ist. Darum bedeutet Bosch für Deutschland auch viel mehr als einen erfolgreichen Industriellen wie andere auch. Er ist ein Sinnbild geworden für einen Erfolg, der sich auf höhere Eigenschaften stützt als auf äußerliche Maßnahmen, geschäftliche Spekulationen, organisatorische Fähigkeit und Propaganda. Daß er Menschenwert und -echtheit behauptet und bewährt hat, das wird vom Volk empfunden; darum hat er auch auf das politische und kulturelle Leben eingewirkt und Bedeutung für Deutschland und Europa erlangt.

Britischer Katholizismus. In seiner unlängst im Druck erschienenen Vorlesungsreihe „Religion und Recht", die der ehemalige Reichsgerichtspräsident Walter Simons noch auf eine Anregung des verstorbenen Erzbischofs Nathan Söderblom in der Universität Uppsala gehalten hat, spricht er an einer beiläufigen Stelle der anglikanischen Kirche das Führungsvotum der außerrömischen christlichen Konfessionen in der Welt zu. Man könnte in der Tat dafür halten, daß der christliche Gedanke in der Welt sein organisatorisches Zentrum der Verlagerung der imperialen Schwerpunkte anpassen sollte. Hinzukommt, daß das große kulturelle Spannungsgefüge Europas nirgends offener und gefährdeter erscheint als im britischen Inselreich, wo es die sichtbarste Brücke zur ganzen übrigen Welt geschlagen hat. Offener und gefährdeter, aber gleichzeitig auch lebendiger, abwehr- wie angriffskräftiger, kurz: imperialistischer in jedem Sinne. Es ist kein Zufall, daß gerade England die Gegensätze von Fortschritt und Tradition am kraftvollsten und scheinbar unausgeglichensten zu vereinen weiß. Daß es einerseits die Dynamik der modernen faustischen Weltordnung räumlich am weitesten vorgetrieben hat, andererseits aber doch unter den heutigen europäischen Völkern in der umfänglichsten historisch-seelischen Kontinuität lebt und von hier aus den wuchtigsten Abwehrriegel bildet für alle jene Nach-Eruptionen, die neuerdings von Europa aus die kulturelle abendländische Tradition zersprengen möchten. Schon einmal wurde Mitteleuropa von angelsächsischen Mönchen christianisiert; und es erscheint heute nicht unmöglich, daß dies in sublimierterer Form noch ein zweites Mal geschehen könnte. Sehr aufschlußreich ist in diesem Zusammenhange jedoch nicht nur die Stellung der englischen Staatskirche, sondern auch diejenige des britischen Katholizismus, welcher weniger offiziell und organisatorisch, dafür aber lebendiger zu dem Problem unseres kulturellen Schicksals aus englischer Sicht Stellung nehmen kann. So ist kürzlich in deutscher Übertragung unter dem Titel „Die wahre Einheit der europäischen Kultur" (Friedrich Pustet, Regensburg) ein Buch des britischen Historikers und Kulturphilosophen Christopher Dawson erschienen, wo in lebendigster

Synthese zugleich der britische und der katholische Gesichtspunkt zum Ausdruck kommen. Man hat dem Buche im Deutschen einen anderen Titel gegeben (es heißt im Englischen „Progress and Religion") und damit eine kleine Akzentverlagerung vorgenommen, die jedoch insofern berechtigt war, als sein Inhalt für uns eine etwas verschobene Bedeutung hat und auch zu anderen Auswirkungen kommen kann als innerhalb der englischen Welt selber, wo das Buch vielleicht mehr in bloß wissenschaftliche als in lebendige Diskussionen eingreift. Das Buch ist ein Ereignis, eine Art Missionsakt. Mit einem streng gesichteten, aber locker und gefällig, um nicht zu sagen souverän, verbundenen Tatsachen- und Gedankenmaterial wird in ihm immer wieder der eine große Gesichtspunkt herausgearbeitet und historisch wie systematisch unabweislich gemacht: die europäische Kultur kann nur christlich sein oder gar nicht sein. Sie ist christlich auch in ihren säkularisiertesten Gestaltungen, in dem ganzen gigantischen Entschwebungsakte, der mit Renaissance und Reformation begann und den modernen politischen und kulturellen Partikularismus der europäischen Völker beförderte. Der Schatten des Christentums reicht noch, wie Dawson ungemein deutlich macht, über Nationalismus, Liberalismus, Sozialismus, und er würde erst dort aufhören, wo die abendländische Kultur in ihre Selbstvernichtung überginge. An eine solche glaubt aber der prachtvolle englische Kulturoptimismus Dawsons nicht und noch weniger an das organische, unaufhaltsame Schicksal eines Unterganges des Abendlandes. Andererseits jedoch hat sich der Katholik in Dawson in langem Ringen mit dem national-angelsächsischen Fortschrittsidol und seinen soziologischen, biologischen, politischen Verkleidungen einen Standpunkt tiefer christlicher Skepsis befestigt, dem vielleicht heute schon wieder die Zukunft unseres Erdteiles gehört. Skepsis gegenüber jedem Versuch, die europäische Welt durch kurzatmige, materiegebundene Ideologien zu ordnen; Optimismus aber gerade dann, wenn wir uns der vollen Last unserer geschichtlichen Tradition nicht entziehen.

Dem britischen Christentum im allgemeinen, seinem katholischen Anteil im besonderen erwachsen aus der gegenwärtigen Lage unserer Kultur vielleicht entscheidende Aufgaben, und sie werden drüben erkannt. Dafür spricht unter anderem diese Schrift.

Antlitz und Gesicht. Hegel hat einmal von der Kunst gesagt, daß in ihr „das Aug' dem Auge antworte". Vielleicht ist, wenn man die große Ausstellung deutscher Bildnisse im Kronprinzenpalais durchwandert, nichts so erschütternd wie die Feststellung, daß das in dem Hegelschen Worte charakterisierte menschliche Ur-Verhalten offenbar mit der Neuzeit verlorengegangen ist. Denn wer könnte sich dem Eindruck verschließen, daß viele Jahrhunderte imstande waren, aus einem solchen menschlichen Antworten heraus, welches ein festgegründetes Verhältnis zur Welt überhaupt zur Voraussetzung hat, ein menschliches Antlitz darzustellen, während mit dem 19. Jahrhundert, kurz nach der Romantik, diese Fähigkeit absolut verlorengeht, nur noch leere Gesichter an Stelle geformter Gestalten einem entgegenstarren, oft um so gespenstischer, je vollendeter und „eleganter" sie gemalt sind. Sollte das nicht daran liegen, daß das Auge nur dann wirklich ein Menschenwesen sehen kann, wenn es selber mehr ist als bloß Auge? Es ist von einer schrecklichen Konsequenz, wenn das 19. Jahrhundert

die reine Augentätigkeit, das Sehen an sich, bis zum Impressionismus vortreibt: und doch liegt in dieser Verabsolutierung eines menschlichen Organs, das zwar sinnvoll nur innerhalb einer von innen bedingten Gesamtschau ist, das es hier aber immer noch mit der sinnlichen Substanz der Welt zu tun hat, etwas beinahe Ehrwürdiges, verglichen mit dem, was Fotografie und Filmkamera als Menschengesicht abbilden. Die angebliche Verobjektivierung der Kamera ist im Grunde nur ein Hinausprojizieren — und wovon? Von einem Schein, den kein wirkliches Auge erfaßt hat und dem auch kein Auge mehr antwortet. Aber wundert es uns, daß es dazu kommen konnte? Sehen wir die Porträts von Lenbach an (der seine Modelle fotografierte, ehe er sie malte), sehen wir irgendeinen anderen dieser konventionellen und an sich „großen" Porträtmaler des vorigen Jahrhunderts an, so wissen wir, warum wir heute das Filmgesicht haben mit seiner neuen Maskenhaftigkeit, mit seinem Suchen nach Bedeutung in einer Richtung, in der Bedeutung niemals zu finden sein wird, denn sie liegt niemals in der von der Kamera hervorgerufenen Verobjektivierung nach außen, sondern nur in der Verobjektivierung nach innen: in der Verdichtung, in der Intensivierung. Und die bringt eher noch der zuwege, der nicht im landläufigen Sinne „Künstler" ist, aber über eine Gesamtschau des Lebens verfügt, die sein Menschenauge einem Menschenauge verwandt macht (wie viele im Kunstsinne mittelmäßigen Bilder auf jener Ausstellung beweisen das!), als wer mit der Kamera nach „künstlerischen" Effekten sucht. Es wäre ungeheuer aufschlußreich gewesen und hätte die Bedeutung der Ausstellung noch nach einer anderen Richtung erweitert, wenn man den Bildern einige Fotografien oder frühe Daguerreotypien hinzugefügt hätte. Dann wäre, wie es kürzlich jemand wundervoll formuliert hat, noch deutlicher geworden, daß man vor den Bildern früherer Jahrhunderte fast ausnahmslos empfinden konnte: so war er! Während das 19. Jahrhundert es fertiggebracht hat, daß wir nur noch feststellen können: so sah er aus!

Harnack. Wer die fünf, sechs größten Gelehrten des wilhelminischen Zeitalters aufzählen sollte, würde unter ihnen, wie die Auswahl auch sonst immer ausfallen mag, in jedem Falle Adolf von Harnack nennen müssen, den als „Überflüssiger" am 7. Mai 1851 zu Dorpat geborenen deutsch-baltischen Theologen, Kirchenhistoriker und ersten Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Es war erst kürzlich auf der wundervollen Ausstellung „Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit" einmal wieder ein Anlaß gegeben, die das Wesentliche so gut herausbringende Bronzebüste Harnacks von Georg Kolbe zu betrachten. Nun ist uns obendrein auch das erste, umfassende Lebensbild dieses Mannes von seiner Tochter geschenkt worden. Die als Schriftstellerin schon mehrfach hervorgetretene Agnes von Zahn-Harnack hat eine 580 Seiten starke Biographie „Adolf von Harnack" (Hans Bott, Berlin-Tempelhof) herausgegeben und damit ein Werk geschaffen, das gewissermaßen a priori außergewöhnliches und mannigfaltiges Interesse erwarten durfte. Wenn unter den Verwandten eines bedeutenden Menschen jemand mit schriftstellerischen Talenten ist, so ist er auch meistens sein prädestinierter Biograph. Agnes von Zahn-Harnack hat allerdings eine ungewöhnlich schwierige biographische Aufgabe zu lösen gehabt, ist es doch sicherlich fünfmal leichter, ein Dichter-Philosophen-Politiker-Leben

fesselnd zu beschreiben als das eines Gelehrten, wo es auch im interessantesten Falle weniger „Leben" und dafür mehr abstrakten allgemeinen Geist zu verarbeiten gibt. Die vorliegende Harnack-Biographie vermochte daher schlechterdings nicht in allen Partien ein erbauliches Buch zu werden. Es gibt Strecken darin, die nur den Theologen oder den Kulturhistoriker fesseln werden; dafür aber haben wir es vielleicht gerade heute, in der Hochflut biographischer und historischer Belletristik nötig, unser allzu genußsüchtig gewordenes Bildungsideal an wirklich guten, sachverwobenen Lebensbeschreibungen zu läutern. Harnacks Lebensgang von den Jugendjahren im Baltikum über Leipzig, Gießen, Marburg zur Metropole Berlin ist nicht zu trennen von einer der inhaltsreichen Phasen deutscher, genauer preußischer Kulturgeschichte, die heute mehr abgeschlossen ist, als es vielleicht im Augenblick noch scheinen könnte. Auch dies hebt nur den Wert einer solchen Biographie, wenn es vielleicht auch ihrem augenblicklichen Publikumserfolg nicht zustatten kommt. Das Buch ist mit Liebe, aber keineswegs mit Adoration geschrieben. Man spürt die „Tochter" kaum einmal in eigenen Werturteilen oder Apologien, wie sie der ungemein konfliktereiche Lebensgang Harnacks von seinen frühesten theologischen bis zu den letzten kulturpolitischen Kämpfen nahelegen könnte. Dafür aber trägt alles Häusliche, Persönliche, Menschliche in seiner Darstellung das Zeichen allernächster Beobachtung, innigsten Mitlebens. Man könnte aus dem dicken Band hundert Seiten herauslösen und hätte ein Menschenbild, welchem nihil humanum alienum gewesen ist. Man könnte andere hundert Seiten herauslösen und hätte einen lebendigen Aufriß der protestantischen Theologie mit allen ihren Strömungen und Problemen in den Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende. Oder schließlich könnte ein dritter solcher Abschnitt die Entwicklung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in ihren entscheidenden Akten illustrieren, wenn nicht eben Harnack doch über alle seine unübersehbaren Teilleistungen hinaus eine zu universale, in sich geschlossene Kraft gewesen wäre. Als er vor dem Kriege einmal mit Gerhart Hauptmann in Sylt zusammentraf, versprachen beide einander, dasjenige ihrer Werke zu übersenden, das sie für ihr bestes hielten. Hauptmann schickte „Und Pippa tanzt", Harnack „Das Wesen des Christentums". Man hätte bei einem so breit gefalteten Leben erwarten können, daß ihm allmählich vor lauter „Endlichkeit" und Arbeit das Ewige, vor lauter Theologie und Kirchengeschichte Gott verdunkelt würde; aber eine der letzten Randbemerkungen Harnacks an seine Bibel kurz vor seinem Tode bestätigt es, daß ihm das „Wesen des Christentums" allezeit das tiefste Anliegen gewesen ist: „Ich weiß vor großer Traurigkeit nicht, wo ich mich hinwende." Man kann diese Worte gut als seine letzte Lebensäußerung nehmen. Er starb „mit einem Ausdruck jünglingshaften Glückes in die Ferne schauend".

Der Plan, diese Lebensgeschichte zu schreiben, wurde von Agnes von Zahn-Harnack wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters, im Sommer 1930, gefaßt. Ein Nachlaß von mehreren hundert Akten- und Briefpaketen war durchzusehen, die Archive der Preußischen Unterrichtsverwaltung und der Akademie enthielten weiteres Material, ebenso wie die verstreute Korrespondenz und last not least die große Reihe der veröffentlichten Schriften und Werke Harnacks. Man muß es aufrichtig bewundern, daß bei einer solchen Vorarbeit und der erdrückenden Materialfülle das Werk so rasch und so straff gediehen ist.

Bolschewisierung der Arktis. Die neuere Zeit hat uns verschiedentlich irre gemacht an den veralteten Vorstellungen, daß das Regieren und Politikmachen immer eine höchst verantwortliche, die Kraft der betreffenden Menschen restlos in Anspruch nehmende Tätigkeit sein müßte. Von Perikles geht die uns kaum mehr glaubliche Sage herum, daß er mit dem Augenblick, wo er die alleinige Führung der atheniſchen Demokratie übernahm, für nichts, aber auch gar nichts anderes mehr auch nur das geringste Interesse aufbrachte als nur für die Staatsgeschäfte. Heute haben sich diese Verhältnisse vielfach gerade in ihr Gegenteil umgekehrt; man spürt die „Aktivität" mancher Regierungen am deutlichsten auf Gebieten, die mit ihrem eigentlichen Aufgabenkreise kaum in Beziehung stehen. Wie schrecklich viel Zeit und nicht nur Zeit, sondern sogar Langeweile muß man z. B. zwischen allen „Verschwörungsprozessen", allem Aufrüstungszauber und aller Völkerbundsaktivität im Kreml noch gehabt haben, wenn sich das Zentralexekutivkomitee der USSR auch heute noch nach bald zwanzig Jahren Revolutionierung mit „Taten" und Anordnungen beschäftigen kann, die normalerweise in die Pubertätszeit einer Revolution hineingehören. So hat man in Rußland kürzlich wieder einmal großzügige Umbenennungen vorgenommen. Da jedoch die Städte, Provinzen, Straßen, Plätze und so weiter längst in ihren Namen revolutioniert sind, entsann man sich, daß ja auch die menschenleere Arktis zu einem großen Teile vom Kreml aus beherrscht wird. Herrschen aber heißt nun einmal in seiner ursprünglichsten Form, wenn sonst kein Ansatzpunkt gegeben ist: den Namen geben. So führten die arktischen, an Nordrußland grenzenden Meeresteile in den Karten der Welt bisher teils neutrale, teils irgendwie an die bürgerliche Weltordnung erinnernde Namen, die den Moskauer Machthabern Anstoß erregen konnten. Hinzukam, daß verdiente Bolschewiken geehrt werden wollten und daß solche ideellen Dotierungsmöglichkeiten auch in dem riesigen russischen Reich mittlerweile knapp geworden sind. So ist denn jüngst eine Verordnung mit neuen geographischen Bezeichnungen herausgekommen, nach der sich künftig alle russischen Karteninstitute, Schulen, Zeitungen und so weiter zu richten haben. Die Verordnung räumt unter einziger Ausnahme der „Beringstraße" mit sämtlichen bisherigen Bezeichnungen nordrussischer Meeresteile auf. Das Nördliche Eismeer zum Beispiel heißt in Rußland fortan nur noch „Arktischer Ozean" (offenbar eine überaus geistreiche Umbenennung, so ungefähr, als ob wir für Pferd nur noch Roß sagen würden); es verschwinden weiterhin das Murmanmeer, die Nordenskiöldsee, das Viktoriameer, das Karische Meer, die Barentssee und viele andere, und statt ihrer gibt es jetzt irgendwo zwischen dem Nordkap und den Aleuten eine Schikalski-straße, eine Boris-Wilkitzki-Straße, eine Demetrius-Laptew-Straße und als schönste Blüte der Bolschewisierung des Eises eine Jungsturmstraße und eine Rotarmee-straße. Wie lange? Bis zur nächsten Revolution und nächsten Umtaufe? Mögen schon Plätze und Straßen, in deren Namensbezeichnungen bestimmte Geschichtsauffassungen lebendig sind, bei politischen Umgestaltungen ihr Schild wechseln; wo soll es hinführen, wenn auch die international gültigen geographischen Bezeichnungen in dieser Weise für die plumpeste politische Reklame nutzbar gemacht werden!

Stiefkind

ERZÄHLUNG VON ANTOON COOLEN

Berechtigte Übertragung aus dem
Flämischen von Georg Kurt Schauer

Der junge Goossens war gestorben. Verheiratet war er und Vater von zwei Kindern, zwei kleinen Mädchen. Daß er starb, war schlimm, sehr schlimm. Jeder mühte sich um die junge Witwe. Sie kam nicht aus dem Weinen heraus. Die Nachbarn hatten ihr abgeraten, den Toten auf dem letzten Wege zu begleiten, aber sie war nicht zu halten. Der Totenschrein ward aus der Bauernstube getragen, angehoben und geschultert. Mühsam war es, und er ging kaum durch die schmale Tür. Draußen lud man den Sarg auf den Karren. Dann gingen alle hinter ihm her, schweigend, manche mit dem Rosenkranz in der Hand, erst die Mannsleute, dann die Frauen in ihren tief herabhängenden Tüchern, die Kopf und Gesicht verhüllten. Als die erste von den Frauen schritt die junge Witwe Goossens dahin, mühselig und vor Kummer wankend, zwischen den Karrenspuren des aufgeweichten Weges. Ein matter Regen wehte, und in der Ferne begannen schwach die Glocken zu läuten. Die junge Witwe hielt sich gut, auch später noch in der Kirche. Man sah ihr Tuch wohl zittern, sah, wie ihr Kopf sich neigte und immer wieder tief herabsank, und mochte sich's ausdenken, wie es an ihr fraß und wie sie sich im Dunkel ihres Herzens härmte. Die Leute gingen unter der Totenmesse an den drei Opferstöcken vorbei hin zur Abendmahlsbank.

Jacob van den Eerden war unter ihnen, ein junger Bauer, ein Witwer. Er wohnte nahe genug beim Sterbehause, daß er noch zur Nachbarschaft gehörte, und als Nachbar ging er mit zum Begräbnis. Als er vor dem mittleren Opferstock, das Gesicht zum Hochaltar gekehrt, kurz das Knie gebeugt und den Blick durch den Chor hatte gleiten lassen, war es ihm wieder gegenwärtig, wie er vor länger als einem Jahr bei einem Begräbnis hier als erster an den Opferstöcken entlang gegangen war. Damals hatte er seine Frau begraben. Er kam zu seiner Bank zurück und blickte zu Drieka hin, die hier nun saß beim Begräbnis ihres Mannes. Der Priester fuhr fort die Messe zu lesen im schwarzen Meßgewand, man sah die kleinen Ministranten und hörte ab und zu das Klingeln unterm Singen des Requiems. Jacob van den Eerden wußte, was es heißt, wenn man verheiratet ist und einer muß den anderen hergeben. Sein Rosenkranz klopfte leise gegen das Holz der Betbank, der Priester am Altar sang. Jacob van den Eerden fühlte, wie sein Söhnchen, der kleine Willem, neben ihm unachtsam wurde und anfing zu spielen. Es störte ihn, daß das Bürschchen mit seinen Füßchen an die Bank zu stupsen begann. Er zupfte das Kind am Arm und mahnte es mit gerunzelten Brauen, still zu sitzen.

Was dann auf dem Kirchhof geschah — das war ja leicht zu ahnen. Als die junge Witwe Goossens den Sarg sich in die Tiefe senken sah und das dumpfe Weggleiten

der Seile hörte — nach Tod und ewigem Verlieren klang der Laut —, da ſchnitt zu tief der Schmerz, den Mann nun laſſen zu müſſen, und ſie brach ohnmächtig zuſammen. Eine Bewegung ging durch die Trauerleute, ſie mußten die Frau wegtragen.

Der kleine Willem war mit einigen Kameraden tiefer in den Kirchhof hineingegangen. Sie ſuchten etwas. Mit Mühe ſtapften ſie durch das hohe Gras, das ſich hob und neigte. „Hier", ſagte Willem, „hier liegt unſere Mutter begraben." Die älteſten konnten leſen, was auf dem Schildchen an dem ſchwarzen Grabkreuz geſchrieben ſtand, der Name von Willems Mutter, Ehegemahl von Jacobus van den Eerden, und die Jahreszahlen ihrer Geburt und ihres Todes. Sie ruhe in Frieden. Die Jungen ſtanden ein Weilchen an dem Hügel. Ringsum ſchoſſen Brenneſſeln in die Höhe. Ein paar Regentropfen fielen auf das trockengewehte Holz des Kniebänkchens vor dem Grab.

Die Leute verließen unterdes den Kirchhof, und die Jungen gingen mit, um in der Kirche die vierzehn Stationen des Kreuzweges für den Verſtorbenen zu beten. Die ins Sterbehaus Geladenen hatten nach dem Begräbnis den Kaffee getrunken, am folgenden Tag kamen dem Brauch gemäß die Kinder aus der Nachbarſchaft zum Tellerchenbeſuch. In dem Trauerhaus gab es ein großes Gedränge, und es ging lebhaft zu, denn die Kinder hielten nur mit Mühe an ſich und vergaßen es jeden Augenblick, daß ſie in einem Trauerhaus beiſammen waren. Ein paar junge Mädchen aus der nächſten Nachbarſchaft waren zur Hilfe beim Austeilen und Geſchirrwaſchen gekommen. Die junge Witwe, Drieka Gooſſens, ſtrich ſelbſt die Butterbrote für die Jungen. Sie ſtand am Tiſch, den großen Brotlaib vor der Bruſt und ſchnitt die Scheiben herunter. Sie brachte es wohl fertig, den munteren Kindern ein lächelndes Geſicht zu zeigen, aber ſie konnte doch nicht an ſich halten, wenn es ab und zu heiß in ihr aufſtieg, ſo daß ſie ſich über die Augen und an der Naſe entlang wiſchen mußte. Der kleine Willem van den Eerden, ihr gegenüber am Tiſch, ſah ſtill und ſcharf aufmerkend zu ihr hin, ſie ſpürte ſeinen Blick auf ſich gerichtet. Sie ſah den Jungen einmal an: „Du biſt ein kleiner van den Eerden", ſagte ſie, „ſoll ich ein Brot für dich ſtreichen?" Willem nickte. Der Junge folgte ihr mit dem Blick, als ſie das Brot ſtrich und ſich darauf niederbeugte. Dabei iſt gewiß für ein Kind nicht viel Merkwürdiges zu ſehen, er aber bemerkte genau, daß der Frau, vornüber geneigt, wie ſie daſtand, ein Tropfen unter der Naſe hing und wie die Tränen herabfielen. Als er ſeine Brotſchnitte hatte, ſah er darauf drei dunkle feuchte Flecken, dort waren die Tränen niedergefallen. Es machte ihn verlegen und widerſtand ihm. Er ſaß da und mühte ſich angeſtrengt, ſich das Brot widerwärtig zu machen. Dann warf er es heimlich weg, warf es, um es los zu ſein, auf den Boden. Was lag daran, an dem bißchen Brot! Die Frau ſah augenblicklich, daß er es nicht mehr hatte.

„Haſt du dein Brot ſchon auf?" fragte ſie. „Ja", ſagte er. Sie kam zu ihm hin, um nachzuſehen, und bückte ſich. Da gewahrte ſie, daß er mit ſeinem kleinen Holzſchuh auf dem Brot ſtand. Sie erboſte ſich nicht, ſie verwies es dem kleinen Willem nur: „Sünde iſt es gegen das Brot, jetzt kriegſt du keines mehr."

Sein Geſichtchen wurde rot. Er ſtemmte die Ellenbogen auf den Tiſch und die Fäuſtchen gegen die Wangen und ſah ſtörriſch vor ſich hin. Er hielt es ſo nicht lange aus. Ein Weilchen ſpäter ging er hinaus. Er ging um die Hausecke herum. Da ſtand

ein Regenfaß. Dagegen lehnte er sich, während ihn die Tränen in der Kehle drückten, trat mit dem Fuß an die Dauben und tat sich gut an seinem Trotz. Er hob sich auf die Zehen und blickte über den Rand der Tonne. In der schwarzen Tiefe sah er Regenwasser stehen und, als er mit den Knien an den Faßbauch stieß, die flüchtigen Wellenkringel, kleine Spinnen und allerlei Tierchen, die rasch über die Fläche hin und her schossen oder sich fortschlängelten. Das begann ihn zu beschäftigen, aber seinen Verdruß wurde er nicht los. Er hörte den Lärm der Kinder im Haus. Er suchte sich einen Stein und warf ihn gegen die Haustür. Als die Tür aufging, lief er flugs davon.

Warum war das dem Kleinen so nah gegangen, und warum spürte er so etwas wie eine schmerzende Schmähung und ein Unrecht? Es war doch eigentlich nichts Besonderes geschehen. Später, auf dem Schulweg, wie er vor Drieka Goossens' Haus vorbeikam, mußte er dennoch daran denken. Er hatte es noch genau vor den Augen, die feuchten Flecken auf dem Brot und das Blinken des Tropfens an ihrer Nase, und er spürte noch jetzt, wie groß sein Widerwillen war. Heimlich gab er der Frau einen Schimpfnamen, Triefnase nannte er sie.

Wenn es Frühjahr war, gab er sich mit den Müllersknechten ab, man hatte Gewürznägelchen, die warme Sonne, das Klickerspielen und Vogelnester, im Sommer machte er sich seine Ratschen, zog sich Pfeifchen aus Kornhalmen, im Herbst waren es die Kartoffelfeuerchen und Drachen, dann die Äpfel und Birnen, hundert Dinge, tausend Vergnügungen — und doch ging ihm das kleine Geschehnis aus dem Trauerhaus nicht aus dem Sinn, er mußte jedesmal daran denken, so oft er die Frau sah. Keinem Menschen erzählte er davon, fühlte genau, daß man über so etwas nicht sprechen konnte. Um so schlimmer war ihm zumute, als sein Vater ihn eines Tages mitnahm zu Frau Goossens.

Was alles schoß ihm durch den Kopf? Hatte es die Frau so lange für sich behalten und jetzt dem Vater erzählt? Er ließ nicht ab, daran zu denken, so lang er hier im Haus war, und sann sich alle Möglichkeiten aus. Er spielte auch nicht mit den zwei kleinen Mädchen von Drieka, mit Namen Anne und Ciska. Er hatte das Gefühl, es wäre besser, mit niemandem hier etwas zu tun zu haben. Manchmal blickte er scheu zu der Frau auf, aber sie achtete nicht darauf. Sie sprach mit dem Vater. Schließlich wurden die Kinder hinausgeschickt. Willem ging wieder zu seinem Regenfaß, aber es stand kein Wasser drin, es klang hohl und noch hohler, wenn man dagegen trat. Er wartete hier, bis sein Vater kam, ging an seiner Hand mit nach Haus.

Es war Sonntagabend. Ein paar Kinder mit sonntäglich weißen Schürzchen spielten noch vor den Häusern, über die flach die Sonnenstrahlen glitten. Viel heller als sonst klang in dieser stillen Stunde des endenden Tages ihr Schreien und Rufen. Der Junge folgte dem langen Schatten seines Vaters und seinem eigenen mit dem Blick; der seines Vaters war so gewaltig viel länger. Es waren Schatten wie von dünnen Riesen, von einem kleinen Riesen und von einem großen. Das Brüllen einer Kuh klang gedämpft von einer entlegenen Wiese her, und das Angelusglöckchen schlug eilig und schmächtig in der Ferne.

Er hatte sich weiter keine Gedanken gemacht. Aber von nun an nahm sein Vater ihn oft mit zu dem Haus der Frau; er mußte dann mit Anne und Ciska spielen.

Eines Tages sagte der Vater auf dem Heimweg: „Was meinst du wohl, wenn du eine neue Mutter bekämst?" Er antwortete nicht darauf, er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er konnte nichts sagen. Er fühlte, wie der Vater seine Hand fester hielt. „Annes und Ciskas Mutter, das wird auch deine Mutter, Junge", sagte der Vater.

Er antwortete nicht. Er wußte nur, daß ihm das eben auch gerade eingefallen war. Es wurde ihm plötzlich so traurig zumute, er spürte, wie sich etwas in ihm heftig auflehnte, und ein Schmerz wie von einer Kränkung befiel ihn. Er begriff es nicht, wie es möglich war, daß diese Frau seine Mutter wurde. Das lag ihm schwer auf dem Sinn. Es verdroß ihn, daß es ihm geschehen mußte, nicht mehr so wie andere Jungen seine richtige Mutter zu haben. Anders wäre es nie dahin gekommen. Es verdroß ihn, und eine heftige Abneigung gegen die Frau, die seine Mutter werden sollte, stieg in ihm auf, aber er vermochte nicht, seinem Vater Widerspruch zu geben. Der Vater bemerkte das Schweigen. Er wird es noch nicht verstehen, dachte er. Der Junge aber lief neben ihm her und dachte an seine tote Mutter.

Wieviel Zeit ging darüber hin? Der Sommer reifte dem August entgegen. Die Stoppeläcker lagen in ihrem harten Gelb, bald sollte der Pflug über sie gehen. In van den Eerdens Haus war nun die zweite Mutter eingezogen mit ihren beiden kleinen Mädchen. Sie hatte ein paar Möbelstücke verkauft und einigen Hausrat und etwas Geschirr mitgebracht. Alles war klug geregelt und besorgt. Van den Eerdens kleiner Junge hatte wieder eine Mutter, Drieka Goossens' Kinder hatten wieder einen Vater. Sicher nicht nur um der Kinder willen war all dies geschehen. Es ist nicht gut für uns Menschen, wenn wir allein sind.

Der Herbst kommt, die Blätter der Linde vor dem Haus fallen ab. Am Abend schlägt der Regen gegen die dunklen Fenster. Drinnen wird die Lampe angezündet und breitet ihren Schein über Mensch und Ding, über den Mann und die Frau und die drei Kinder. Ihre Hände langen übern Tisch hin zu dem Brot. Von der Wand hebt sich das Kreuz. Das Leben unter seinem Segen sei gepriesen.

Wie aber steht es um den kleinen Jungen? Er sträubt sich, gemeinsam mit den Mädchen von der Mutter zu Bett gebracht zu werden, hinauf in das schrägwandige Kämmerchen unterm Dach. Als er allein die Treppe hinaufgeht, kommt er an einer Bodenkammer vorbei. In die geht er hinein. Hier steht ein Schrank, dessen Geheimnis er kennt, das zieht ihn zu sich. Er hat es entdeckt auf der Flucht, auf der Flucht in seine heimliche Einsamkeit. Im Grund des Schranks stehen Schuhe, die seine tote Mutter getragen hat, Schuhe, in denen noch ihr Fuß, ihr Schritt sich abzeichnet, er merkt es ihnen an, der Junge. Ein Rock und ein Mantel hängen über den Schuhen, beides hat seine tote Mutter getragen. Wie sie sich bewegte, wie sie sich hielt, ihre ganze Gutheit und ihr schmerzvolles Weggehen, all das ist darin beschlossen. Ein Hauch von Traurigkeit, der kleine Bursche mag ihn spüren, liegt darüber. Anzufassen wagt er nichts. Es macht scheu und ängstigt, und die Mutter ist tot. Aber er kann sich nicht zwingen wegzusehen und muß sich's ausdenken, wie die tote Mutter war.

Dann geht er ins Bett, ganz allein, und kriecht ins Dunkel unter die Decke. Er flüchtet das Gesicht in das Kissen, flüchtet sich, die Fäuste in die Augen hart ein-

gepreßt, hinüber in den tropfend glühend roten Lichtbereich, der ins Grüne wechselt, ins Gelbe und ins blendende Weiß mit den verschwebenden Rändern und Spitzenbändern von leuchtendem Violett und dunklen Tiefen. Weiße Rosen tauchen unter, treiben träg vorbei, wenden sich und stehen strahlend still, krümmen sich fort und blühen schwach von neuem auf. Sie füllen Sternenhimmel, Gärten und Wiesen, und mitten in den Strahlenkranz tritt die Mutter, die tote, lebend und lachend ein, umflossen vom Licht ihres reinen Kleides. Die Hände des Knaben wollen sich zu ihr aufheben: er stammelt Worte ohne Laut, sein Atem dringt heiß in das Kissen. Ganz dicht ist sein Mund und sein gepreßtes Reden, weit fort aus aller Zeit, bei der Mutter Mund und ihrem toten Wort. Der Knabe weint nicht, sein Kummer ist nicht einer, der quält und quälend sticht. Es ist ein großes ungewisses Wohl und Weh in einem. Er hüllt sich in Trotz und Abweisung, hat seinen Sinn auf Widerstand gestellt und ist dessen stolz gewiß, daß es gut so ist. Er verrät die tote Mutter nicht.

Seine zweite Mutter kann es nicht begreifen. Sie spürt des Jungen Abwehr. Es beunruhigt sie tief und läßt sie aufs schärfste achthaben, an ihm nichts zu versäumen, um ihm keinen Grund zu geben, ihr feind zu sein. Ängstlich wacht sie darüber, die beiden Mädchen nicht vorzuziehen, eher läßt sie die eigenen Kinder hinter ihm zurückstehen. Der Junge ärgert die Mädchen und stört sie, wenn sie Schule spielen. Er wischt aus, was sie auf die Tafel geschrieben haben. Sie gehen dann weinend zur Mutter. Aber die Mutter schickt sie weg, sie seien kleine Hosenschisser und sollten sich nicht so haben. Und die Kinder wischen sich die Tränen ab.

Wenn der Herbstregen niedergeht, ist es recht lustig, sich aus Kisten und Säcken ein Haus zu bauen. Es kann aufs Bretterdach regnen, und man sitzt schön und geborgen in dem Haus, das man sich selbst gebaut hat. Kauflädchen spielen die Mädchen, und sie kochen, und eine ist die Mutter, die hat ihre Kinderschar um sich, denn sie haben Puppen von mancherlei Art. Ciska ist es, die sie kleidet, hegt und pflegt. Sie hält sie an die Brust gedrückt, blickt nach draußen wie aus einem richtigen Haus und träumt in den Regen hinaus. Dann singen sie beide, ihre Stimmchen klingen fein und leise in dem verborgenen und eng beschlossenen Raum, seltsam und traulich klingen sie, wenn man sich's von draußen anhört.

Der Junge kommt vorbei und hört es. Woher kommt nun die trübe, bitterböse Lust an ihn, so rasch und tückisch das ganze wohlgebaute Häuschen der Mädchen übern Haufen zu werfen und auseinander zu reißen? Da stehen sie nun erschreckt und verdutzt mit ihrem ganzen Puppenkram hilflos im Regen und Wind. Der Junge nimmt ihnen auch die Puppen ab, wirft sie zu Boden und trampelt darauf herum. Die schönste Puppe nimmt er und wirft sie in die Mistpfütze. Da liegt sie mit zerrauftem Kleidchen, alle viere von sich gestreckt, ausgebeutelt und farblos zwischen dem Unrat und den Blasen des fettig-schmutzigen Wassers.

Unsäglich traurig ist das. Die zwei kleinen Mädchen haben sich an die Hauswand gedrückt, haben die Schürzchen über den Kopf gezogen. Der Junge betrachtet sie. Sein böses Tun, so gierig er dabei war, beginnt ihn selbst zu schmerzen. Er kneift die Augen zusammen, dreht sich um und geht langsam weg. Auf das Gejammer der Mädchen hin ist die Mutter herausgekommen. Der Junge hört die Tür gehen und bleibt stehen. Die Mutter hat es gleich erraten und erkannt, was da geschehen ist.

Nun kommt sie mit großen Schritten auf den Jungen zu. Sie hat es nicht eilig. Nein, der Starrsinn und die Widerspenstigkeit des Jungen lähmen sie, hindern sie, heftig zu werden. Traurig macht es sie, den Jungen strafen zu müssen, aber es muß wohl sein. Ihr Schritt ist drohend. Noch hofft sie, er werde vielleicht weglaufen, wie recht wäre ihr's, dann entginge sie diesem Widerwärtigen und hätte ihn aus den Augen.

Aber der Junge läuft nicht weg. Er läßt die Frau ruhig herankommen und bleibt trotzig stehen mit dem undeutlichen Gefühl — plötzlich ging es ihm auf —, er könne ihr damit etwas antun. Sie muß sich also mit ihm herumquälen. „Was hast du da getan", sagt sie, „du häßlicher Nichtsnutz?"

Sie blickt ihm in die Augen, sieht deutlich, daß er sie ein wenig zugekniffen hält. Da vergißt sie, daß er ein kleiner, ein ganz kleiner Bursche ist, sieht nicht mehr, wie er sich selbst zwingt und quält, sieht nur Falschheit und Bosheit. Kein Gedanke bringt sie mehr darauf, daß er ja ein Kind ist. Drum kann sie sich nicht mehr halten. Sie packt ihn am Arm, zerrt und stößt ihn hin und her, haut ihm mit vollen Händen Ohrfeigen herunter, daß es laut von den kindlichen Wangen schallt, stößt ihn weg, schlägt mit den Fäusten auf ihn. Er wankt unter den Hieben, taumelt und stürzt hin, aber hastig erhebt er sich wieder und sieht sie weggehen.

Er hat gut an sich gehalten und keinen Schrei von sich gegeben. Die Ohren und die Wangen glühen ihm, und es saust ihm im Kopf. Er trottet zum Haus hin und lehnt sich an die Mauer, holt einen Nagel aus der Hosentasche und fängt an, die Mörtelfugen aufzukratzen. Ganz dicht bei den Backsteinen ist sein Gesicht. Die Steine riechen naß, der losgekratzte Mörtel stäubt und geht in Wölkchen nieder. Während es ihm an der Kehle würgt, schießen ihm hundert Gedanken durch den Kopf: wie er von neuem Ciska und Anne quälen, wie er sich an der Frau rächen könnte, vielleicht würde er das Haus in Brand stecken oder sich was antun, ins Wasser gehen oder sich aufhängen, dann wüßte sie wohl und nähme sich's zu Herzen, was sie an ihm getan hat. Er zittert, und während er so grübelt, überläuft ihn manchmal ein Frösteln, und seine Schultern zucken von inwendigem Schluchzen.

Drieka drinnen im Haus läßt es nicht ruhen. Sie sagt sich immer wieder, daß das nur Jungensstreiche sind, die schließlich nichts heißen wollen. Nein, einem erwachsenen Menschen sollte das nicht nahegehen. Aber es liegt ihr so schwer im Sinn, wie ein Stein im Herzen. Sie spürt es in der Kehle aufsteigen. Es zwängt ihr die Brust ein wie ein tiefes und schlimmes Ungemach. Sie denkt nicht an ihre Töchterchen, nicht an die mißhandelten Puppen, denkt nur an eins: an den kleinen Jungen mit seinen böse verkniffenen Augen, an seinen schweigenden Starrsinn und seine Verschlossenheit, auf die sie vergeblich eingeschlagen hat. Sie hat verloren. Was denn verloren? Was denn nicht erlangt? Es ist so mühsam, die Gedanken zusammenzubringen.

Vielleicht könnte sie sich am Abend, wenn ihr Mann vom Feld heimkommt, über den Jungen beklagen und ihr Herz ausschütten. Aber als er ins Haus tritt und sie ihm erzählen will, was geschehen ist, bringt sie kein Wort heraus. Es geht um etwas allzu Schweres, dafür findet sie die Rede nicht. Sie weiß es wohl gar nicht, daß es eine kindliche Hand ist, die ihr heimlich den Mund zuhält, damit sie nichts sage.

Ihr Mann hat eine nasse, zerschundene Puppe mit hereingebracht: „Da ist etwas von den Kindern, das lag draußen im Dreck." Er weiß natürlich ganz gut, daß es nichts von seinem Jungen ist, sondern daß die Puppe einem der Mädchen gehört. Auf deren Spielsachen gibt er acht, als gehörten sie dem eigenen Kinde. So gut und so ahnungslos ist er, gänzlich unkundig dessen, was sich zwischen seiner Frau und seinem Jungen abspielt.

Sein Junge sieht ihn schweigend an, sitzt still da und folgt dann der Frau mit dem Blick: Sag es nur ruhig, wenn du willst, sag es nur, daß ich die Puppe kaputt gemacht und in die Pfütze geworfen habe. Nein, sie sagt es nicht, sagt kein Wort davon, und nun hat wohl der Junge verloren.

Sie möchte die Hände ringen, die Frau, wie sie so die drei Kinder in der gesegneten Abendbrotstunde am Tisch sitzen sieht, möchte sie irgend etwas stammeln. Als dann die Kinder zu Bett sind, setzt sie die kleinen Holzschuhe von dem Jungen dahin und dorthin, stellt sie zueinander, sie nimmt sie in die Hände und setzt sie wieder zu Boden. Sie holt seine zerrissenen Strümpfe herbei, struppt einen nach dem anderen über den ganzen Arm und stopft sorgsam die Löcher. Ihr Mann sitzt bei ihr unter der Lampe und raucht seine Pfeife. Sie schweigen beide, sprechen nur ein karges Wort miteinander. Mühsam nur verbirgt die Frau ihren Kummer. Manchmal wischt sie sich mit dem Strumpf über die Augen.

Man kann sich wohl vorstellen, daß eine zweite Mutter keine richtige ist, dann fehlt dem Kind seine eigene Mutter sehr. Wie anders ist das bei Drieka, ihr fehlt dieser kleine Junge. Sie versäumt doch nichts, was ihr seine Anhänglichkeit und Freundschaft bringen könnte, es grämt sie, daß alles an ihr den Jungen abstößt und fernhält. Ganz fern und abgeschlossen sitzt er, sucht heimlich böse Worte gegen sie zusammen, wenn er sieht, wie frech und frei sie im Hause hantiert und herumläuft. Bei allem, was sie trägt und anfaßt und herumstellt und betastet, hat das Kind das Gefühl, daß Unrecht geschieht und daß die Frau etwas tut, was sie eigentlich nicht darf, weil es für ewig das Anrecht seiner toten Mutter ist. Ein Eindringling ist diese Frau. Du darfst das nicht tun, denkt er, bleib doch weg davon. Hinzu denkt er das häßliche Wort, womit er sie heimlich beschimpft.

Sie spürt seinen Blick und ahnt die Gedanken, die ihr nachgehen. Sie läßt Dinge hinfallen und zerbrechen, fängt an, sich für anmaßlich anzusehen, sieht sich so, wie der Junge es tut. So verstört ist sie, so arg ist ihr Zweifel, so furchtbar machtlos ist sie, daß sie zu dem Jungen hingehen könnte, sich weinend zu ihm setzen und ihn um Hilfe anflehen, damit es anders werde, und es könnte doch alles so gut und schön sein.

Eines Tages geschah etwas, was vielleicht in der Verzweiflung und Spannung, die zwischen ihnen war, seine Ursache hatte.

Der Roggen ist eingebracht. Beim ersten Frost fangen sie in der Scheuer an zu dreschen. Die Windstöße fahren hoch herein. Die dicken Spinnweben im Gebälk und unterm Strohdach werden durcheinandergewirbelt. Die Dreschmaschine rattert. Sie dröhnt und macht ein Getöse, daß keiner des anderen Wort versteht. Weit offen steht das Scheunentor, aber der Staub ist so dicht, daß es in der Kehle juckt und prickelt, in die Augen beißt und den Blick verschleiert. Willem ist zu seinem Vater gekommen,

macht sich heran, als wolle er helfen und mit die Garben aufbinden, damit sie in die Maschine treiben und bündelweise ergriffen werden. Durch den Staub hindurch erblickt er halb und halb den Vater in seinem blauen Kittel, das rote Tuch um den Hals. Die Maschine dröhnt, und das Rattern steigert sich, saust durchdringend hell, wenn die Maschine in ihrem Innern das Korn faßt und die trockenen Ähren ausklopft.

Drieka ist in die Scheuer gekommen und sieht plötzlich das Bürschchen in dem staubigen Halbdunkel. Mehr noch sieht sie. Das kann doch nicht sein, fährt es ihr durch den Kopf. Doch sie packt zu, blitzschnell, wie's die Sekunde ihr eingibt. Denn sie sieht, wie der Junge rasch zu ihr gewendet sich vornüberbeugt und mit den Enden seines gestrickten Halstuchs in ein Zahnrad gerät. In diesem Augenblick ist sie da. In einer Sekunde ist es geschehen. Sie hat zugepackt, und durch das regelmäßige Rattern der Maschine hört man zweimal knackend härtere Stöße. Der Junge macht sein Halstuch los, das sich ihm um den Hals zugezogen hat, als er mit einem Ruck nach hinten gerissen worden ist. Er sieht im Kreisen der ineinandergreifenden Zahnräder Fetzen zerrissenen Zeugs. Einen Augenblick will's ihm scheinen, als habe er noch etwas anderes gesehen, etwas Schreckliches. Er blickt nach der Frau um. Er sieht sie ihr Gesicht weiß und gelb wegwenden. Sie hat ihre Schürze ergriffen und um die Hand geschlagen, läuft wankend, steil aufgerichtet in ihren Holzschuhen durchs Stroh zum offenen Scheunentor hinaus ins Freie.

Die Dreschmaschine wird angehalten, der Vater hat wohl etwas gemerkt. Als der Junge hinauskommt, sieht er seine Mutter mit abgewendetem Kopf still und regungslos an der Wand kauern. Ihre Schürze gleitet langsam herab. Sie trieft von Blut. Der Arm sinkt und hängt schlaff herunter. Die rechte Hand ist zerschmettert und auseinandergerenkt, drei Finger sind abgequetscht, plattgedrückt und zerrissen, hängen in Fetzen an der blau und schwarz gewalzten Hand. Das sieht der Junge einen Augenblick lang. Ein Grauen, ein Weh, wie eine Welt so riesenhaft, geht in ihm auf. Um ihn flimmert das graue Licht, die Farbe des stillen Tages. Keinen Laut hört man als das leise Gegacker der Hühner und einen Hahn, der hell dazwischen kräht. Sein Vater hat die Frau ins Haus geholt, ein großes aufgeregtes Herumrennen geht plötzlich an, die kleinen Mädchen schreien und weinen. Ein herbeigerufener Knecht spannt ein, dann fährt man die Frau in dem leichten Wägelchen weg. Hand und Arm sind hastig mit großen Tüchern umwunden worden, die durch Klammernadeln fest zusammengehalten werden. Das Blut sickert durch das weiße Zeug. Ein fahles Grau hat sich über die Blässe des Frauengesichts gelegt, die Augen starren dunkel über den eingefallenen Wangen, die rissigen, toten Lippen sind blaurot angelaufen. Bebend sitzt sie da, zähneklappernd vor Frost und Qual. Manchmal sinkt sie ohnmächtig zusammen, und die Augen fallen ihr zu. Ihr Mann sitzt neben ihr. Er stützt sie und redet ihr freundlich zu, närrische Worte, gute närrische Worte. Sie fahren zum Arzt.

Erst zum Arzt, dann mußten sie weiter zur Stadt ins Krankenhaus, wo die Chirurgen sind. Sie blieb eine Zeitlang fort, nun ja, so bald konnte sie nicht wieder nach Hause kommen.

Es war tiefer Winter inzwischen geworden. Im Hause ist es still. Der Vater sitzt abends bei den Kindern, den beiden Mädchen und dem Jungen. Die Mutter ist

nötig, wenn Zusammenhalt da sein soll, ohne sie werden die Mädchen ein bißchen fremd im Haus, so will's dem Vater scheinen. Die Uhr tickt langsam und deutlich. Am Fenster rumort leise der Wind. Unsere Mutter ist fort. Das ist sehr schlimm. Nach dem ersten heftigen Anprall des Geschehnisses, nach dem Grausen und der Sorge, dem Trösten und Bemitleiden fängt nun das Unglück an, böse und harte Umrisse zu bekommen, die Mutter wird ihr Leben lang verkrüppelt bleiben. Der Vater blickt auf die Hände der zwei Mädchen, auf die kleinen hellen Hände, die sich so gesund und lebhaft bewegen. Er blickt auf die Hände seines Sohnes. Sie sind fest und schon ein wenig männlich und so gesund. Gott bewahre uns unsere Hände. Jederzeit kann ein Unglück geschehen, jeden Tag, in jeder Stunde. Eben stand die Frau noch da, mit ihren schützenden Händen. Eine Bewegung, ein Griff hatte genügt, sie zu verstümmeln. Gott sei uns gnädig. Der Vater steht auf. Die Kinder sollen für sie beten, die durch das Unglück fern von der Familie weilen muß.

Nach dem Abendgebet liegt der kleine Junge im Dunkel seiner Decken oben unter den Dachsparren und würgt an einem Schluchzen, das seinen trostlosen Kummer lösen will. Weiße Rosen blühen vor seinen Augen, er tritt in einen Garten von Licht, der sich in die Weite dehnt. Zwei Bilder von einer Mutter verschwimmen ineinander und bleiben stehen. Rosen, immer mehr Rosen, umringen eine verstümmelte Strahlenhand. Weinen nur, zum Weinen ist das, und kein Wort und kein Gedanke ist genug, die Hand zu liebkosen. Ganz still und willenlos gibt er sich hin an seine Traurigkeit.

Es kommt ihm etwas in den Sinn, nicht von ihm selbst, in einem Schulbuch hat er's wohl gelesen, von einem Kind, das hat seiner Mutter Blumen geschenkt. Wenn die Mutter aus dem Krankenhaus kommt, dann werden sie alle sie abholen. Der Junge hat nichts dazu gesagt. Er hat sich nur hingestellt und mit einem Stein seine Sparbüchse entzweigehämmert.

Sie fahren mit dem Zug in die Stadt, der Vater und die drei Kinder. Der Junge sagt es sich vor: ich muß etwas kaufen. Als sie an einem Blumenladen vorbeikommen, da muß es sein. Aber er kann es dem Vater nicht deutlich sagen, sagt nur: „Ich möchte was kaufen." Da stehen sie nun in ihren bäuerlichen Sonntagskleidern beisammen auf dem Fußsteig vor der Häuserreihe. Der Vater sagt: „Komm jetzt mal mit, wir gehen doch die Mutter abholen." Die Mädchen sehen den Jungen an. Sie meinen wohl, es sei Unartigkeit und Dickköpfigkeit von ihm, daß er nicht mitgehen will, und nur, um Verdruß zu schaffen, sei ihm der dumme Einfall gekommen, jetzt etwas kaufen zu wollen. Aber sie schweigen, weil der Junge so traurig, so bedrückt und verlegen den Kopf hängen läßt und zu Boden blickt. „Ich will was für die Mutter kaufen", sagt er leise.

Nun sind der Vater und die Mädchen ein wenig verlegen, weil sich das so schön anhört und weil der kleine Junge so ordentlich ist. Der geht in den Laden und zählt das Geld aus seinem Spartopf hin: „Blumen". Der Mann in dem Laden sieht ihn dabei nach links und rechts deuten. Der kleine Junge blickt zu Boden. „Blumen", hat er gesagt. Er kriegt ein paar Fliederzweige und Tulpen in die Hand gedrückt, damit steht er dann auf der Straße, ja, was ist denn mit dem Bürschchen los?

Sie finden sich etwas betreten wieder zusammen, der Vater und die Kinder, trotten dann weiter und kommen zu dem Krankenhaus, an dem der Vater klingelt, worauf sie hineingehen. Ein leises und stilles Wiedersehen und eine schüchterne Begrüßung. Die Mädchen waren ziemlich kleinlaut, und der Junge blieb scheu und verlegen. Er wagte es nicht, die Blumen gleich zu geben.

Als sie weggingen aus dem Krankenhaus, schleiften die Fliederzweige in seiner unsicheren Hand über die Flurziegel hinterher. Endlich, als sie im Zug saßen, kam er mit seinem Geschenk zum Vorschein, weil der Vater sagte, er hätte doch Blumen gekauft. Die Frau hatte die Blumen wohl gesehen, aber auch sie war davon verlegen gemacht worden. Sie nahm sie mit der linken Hand. Gott weiß, was sie dabei dachte, vielleicht jubelte es in ihr, vielleicht brach etwas auf. Sie hielt die verstümmelte Hand möglichst abseits, der Junge suchte sie manchmal mit einem Blick. Später, zu Hause, schimmerten die Fliederblüten so weiß und blühten die Tulpen so hell auf in der irdenen Kanne auf dem Tisch, es war etwas sehr Freundliches in der sauberen Stube, wo der Flursand zu schönen Mustern gekehrt glitzerte.

Als die Mutter ihren Mantel abgelegt hatte, bekamen sie die verstümmelte Hand zu sehen. Man hatte ein schwarzes Tuch fest um die Hand gebunden, ein schwarzes Tuch, ja, es zeichnete sich alles ab daran. Man sprach von Mutters Hand. Der Junge ließ sie nicht aus den Augen, nicht einen Augenblick aus dem Sinn. Vielleicht ging's ihm auf, daß sie ihn beschirmt hatte, um seinetwillen zerstört worden war.

Er ging später an den Schrank, darinnen die Kleider seiner verstorbenen Mutter hingen. Die Haltung, in der sie die Kleider getragen hatte, ihre Gebärden und ihr eigener Gang, es war da wie je. Vielleicht aber war es etwas weniger ihr Eigenes, vielleicht fing das an, dem Bild der zweiten Mutter zu gleichen, so schien es ihm, als er betrachtend davorstand. Es mochte so sein, daß die Sorge, der Kummer, die Trautheit und Gutheit seiner eigenen Mutter hineinstrahlte in das andere Bild.

Er ging seiner zweiten Mutter bei allem zur Hand, tat ihr allerlei kleine Dienste: „Du, mit deiner Hand ..." Das sagten sie nun immer so, wenn sie der Mutter im einen oder anderen zuvorkommen und behilflich sein wollten. Das wurde Brauch so im Hause, und ausgegangen war es sicher von dem Jungen.

Es konnte nicht anders sein, sie mußten sich einmal finden, das Kind und die Stiefmutter. Aus dem Kind war ja nun auch ein großer Junge geworden, der Einfälle hatte, so wie mit den Blumen. Immer noch hatte er das Gefühl von Angst und Bedrücktheit und von einer lastenden Schuld, es drängte ihn, diese Last loszuwerden.

Endlich saßen sie einmal allein in der Stube. Wie oft und wie sehr hatte er das erwartet! Es arbeitete langsam und mühselig in ihm. Er kam mit schleppenden Füßen auf sie zu: „Mutter, Mutter ..." Er fiel halb über sie hin, vergrub, wie sie da auf ihrem Stuhl saß, sein verweintes Gesicht in ihre Schürze und sagte: „Deine Hand, Mutter, deine Hand ..." Still nur, still, sie hatte so lange schon begriffen, hatte gewartet, hatte zugleich Angst davor. Über seine struppigen Jungenshaare strich sie mit ihrer verstümmelten, ihrer mütterlichen Hand: „Sei nur still, du bist mein Junge, ganz mein Junge." Ihre Stimme klang wie seiner Mutter Stimme, nur näher, lebendiger, ganz nahe. Es tat gut, still bei ihr zu werden. Aber er begann von neuem zu weinen, als er spürte, wie ihre Tränen niedertropften.

Aus Briefen an einen Freund

VON MARIE VON EBNER-ESCHENBACH

Kissingen, 4. Sept. 868.

Verehrtester Herr,

. . . daß ich unwissend bin, haben Sie gewiß schon lange weg, daß ich nicht besonders gescheit bin, werden Sie bald weg haben. Ich bin jetzt nur sehr traurig, sehr müde, sehr leidend, verlasse Kissingen weit kränker, als ich es betrat. — — —

Weinen möchten Sie, daß Sie leben müssen? — Nun ich weiß doch, wenn Ihnen heut die Gewißheit würde: In einem Jahre bist du nicht mehr! es wäre Ihnen schmerzlich wehe ums Herz. Leben nicht Menschen, für die Sie Ihr Blut tropfenweise vergießen möchten? Haben Sie keine Arbeit angefangen, in die Sie Ihre Seele hineindichten? — und das alles verlassen? Man trägt die Welt in sich u. soll sterben? Verjagen Sie so traurige Gedanken! — —

Hier lese ich (zum erstenmale! und bin 38 Jahre alt) den Tacitus, und dachte mir bei jeder Zeile: wir armen kleinen Österreicher taugen doch mehr als die großen Römer. — — —

Wien, 1. Mai 869.

— — — Der Verkehr mit den meisten Menschen ist eine undankbare Mühe, sie haben nichts von uns, wir nichts von ihnen, u. man schleppt dennoch unverdrossen bis an sein Ende die schwere Kette von Schuldigkeiten gegen Menschen, denen man nichts schuldet, am Fuße nach wie ein Galeerensklave. Wenn ich eine neue Arbeit angefangen habe, (wie eben jetzt) da erfaßt mich, weiß Gott, manchmal eine wahre Verzweiflung über die Vergeudung, die ich mit meiner Zeit treibe. — Für Ihren letzten Brief hätte ich Ihnen so gerne gleich gedankt! Sie zeigen mir ein immer gleiches, wohltuendes, herzliches Interesse für meine armen Theaterstücke. Sehen Sie, die Freude, die es mir macht, daß sich Menschen von Ihrer Bedeutung dafür erwärmen können, ist wol größer als die, welche mir der flüchtige Beifall Vieler gewähren könnte. Ich habe meinen Lohn dahin: Einige der Besten — das ist mein Publikum, ein anderes kann ich gut entbehren. —

Wien, 5. 12. 75.

Jeder Mensch muß etwas haben, worin er wenigstens glauben darf, zu excelliren — ich halte mich für eine Leserin von unseres Herrgott's Gnaden. Soviel Freude wie mir kann nur sehr Wenigen ein Brief oder ein Buch machen — davon bin ich überzeugt. — — —

Wien, 18. 1. 1876.

Ich weiß wirklich nicht, woher ich den Mut nehme, Ihnen zu schreiben. Sie imponieren mir mehr denn je, seitdem ich Ida Ihr Manuscript vorlesen darf. Es enthält einen solchen Reichtum an Schönheit u. an Weisheit u. ist dabei so herrlich klar u.

verständlich, daß ich mich nur beugen kann vor dem Geiste, der diese Gedanken ersann, u. nicht verschmäht, sie uns in einer Sprache mitzutheilen, die uns ein Bereich erschließt, hoch erhaben über dem, in welchem wir, unserer eignen Anlage u. Ausbildung nach, zu wandeln berechtigt wären. Wenn ich mir eine Einwendung gegen eines der vorgebrachten Citate erlauben dürfte, so wäre es gegen jenes Pascal's, in welchem er die Welt mit einem dunklen Keller vergleicht. Die Welt mag die schlechteste aller denkbaren sein, daß sie wunderbar schön ist, kann man ihr nicht nehmen. Die Natur ist grausam, — wer hat sich davon nicht tausendmal überzeugt? — ihr letztes Wort ist immer der Schmerz, aber (es gehört zu den Schlauheiten, die sie anwendet, um uns an das Leben zu feßeln) schön ist sie sogar da, wo sie fürchterlich ist. Das Ungewitter, das tausende von fleißigen Menschen zu Bettlern macht, man muß es schaudernd bewundern. Das einzige Wesen, in der Schöpfung, das ich haße: die Katze, quält unter den zierlichsten, graciösesten Bewegungen die arme Maus zu Tode. Aber solche Beispiele braucht man Ihnen nicht zu bringen. — — — Mich haben Sie zu dem Peßimismus, der die Güte zu der edelsten aller menschlichen Eigenschaften erhebt, der zu der seligsten Entsagung führt, völlig bekehrt. — — —

Zdislawitz, d. 13. Okt. 876.

Ich danke Ihnen, lieber guter Herr Doktor, daß Sie „Božena" mit dem Herzen lasen, u. will Ihnen allgemeine Geheimnisse sagen. Meine Absicht war, eine Frau hinzustellen, so ehrlich u. wahr, daß sie es endlich dahin bringt, mit den Worten: „Ich werde es sagen u. mir wird man glauben!" die Entscheidung herbeizuführen, die gewöhnlich ein zur rechten Zeit entdecktes Dokument oder dergleichen, zu bringen pflegt. Božena hat nur in meiner Seele gelebt, hingegen sind Ronald, der Graf u. seine Frau, ihre beiden Diener u. der Jäger Bernhard nach dem Leben gezeichnet. Die übrigen Personen haben nur Züge von solchen, die ich persönlich kenne. Möge die Erzählung Ihnen bis zu Ende zusagen! Sie müßen wissen, wie stolz Ihre Beistimmung mich macht, ich uralte Person war glückselig wie mit 16 Jahren als ich zu den Worten kam: „Ich bin bewegt." — — —

Wien, 2. Nov. 76.

— — — Ich will Sie, verehrter lieber Herr Doktor, mit der Mittheilung all meiner Sorgen nicht quälen, nur eine davon erwähne ich — es ist die, ob meine „Božena" die Theilnahme verdient, mit welcher Sie sich nach ihr erkundigen? Jetzt, wo die Erzählung gedruckt ist, scheint sie mir voll von Mängeln! Cottas ersuchten mich, die Buchhändler-Anzeige selbst zu machen u. ich habe dieser Anforderung — wie die Beilage beweist — auf das ungeschickteste entsprochen. Ida behauptet, sie sei ganz danach angethan, von dem Ankaufe des Buches abzuschrecken. Je nun! Darüber werde ich mich nicht kränken, ein anderes wär's, wenn Sie mir schrieben: Sie haben einen Rückschritt gemacht. Finden Sie es aber, lieber Herr Doktor, dann sagen Sie es mir auch! Ein ehrlicher Mensch erträgt alles leichter als unverdientes Lob. Übrigens ist es keine Phrase, wenn ich Ihnen die Versicherung ausspreche, daß ich es als eine Ehre empfinde, wenn Sie sich überhaupt einen Augenblick mit einer meiner Arbeiten beschäftigen. — — —

Wien, 30. Nov. 876.

Betty Paoli's Aufſatz über „Božena" in der Allgemeinen Zeitung haben Sie gewiß geleſen. Ich weiß jetzt — nachdem was Sie u. ſie über das Buch ſagten, nichts mehr, was ich noch für die Erzählung wünſchen dürfte, es ſei denn, daß Niemand mehr — wenigſtens laut — darüber ſpräche. Meine Bekannten natürlich finden es „de rigueur", ihre Meinung abzugeben, die mich manchmal ein klein wenig lächeln macht. „Charmant, wißen Sie, Ihre Zenoba oder Božena, recht charmant, nur die Charakteriſtik — die hätte ich ſchärfer gewünſcht, im Ganzen aber — charmant!"

— oder: „Sehr hübſch — nein, nein! im Ernſte — — aber ſagen Sie mir, wie alt iſt der Ronald? Und iſt Röschen wirklich ſeine erſte Liebe?" endlich, u. das kommt am häufigſten vor: „Sehr ſchön geſchrieben! — und jetzt ſagen Sie mir, wen haben Sie gemeint mit Dem u. mit Jener?"

So lautet, lieber, verehrter Freund, alles was ich bisher über die Erzählung hörte in meinem kleinen, kleinwinzigen Kreiſe! Ich ganzen kann ich nur dem Schirmgott der Poeten danken und ihn anflehen, mich vor Unheil zu bewahren. Was ich unter Unheil verſtehe? Spott u. Hohn. Wenn ich davor bewahrt bleibe, ſo verdanke ich's dem mächtigen Schutze, den eine Beſprechung des Büchleins in der Abendpoſt mir gewährte, für die ich aber nicht danken darf. 's iſt mir — möchten Sie es glauben? von dem Verfaſſer verboten worden.

d. 3. Juni 877.

Ich bin die unfreieſte Perſon, die es auf der ganzen Welt giebt; über jeden Tag meines Lebens iſt ſchon verfügt, meine ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigungen, u. alles was mit ihnen in Beziehung ſteht, ſind denen, die ich liebe, denen ich angehöre, doch eigentlich ein Dorn im Auge. Die „Dichterei" wird mir nur unter der Bedingung verziehen, daß keine meiner angeborenen Pflichten im geringſten dadurch beeinträchtigt werde. Auf alle Freuden der Geſelligkeit habe ich deshalb längſt verzichtet. Aber keine Winſeleien! Wenn ich unter den vorhandenen Verhältniſſen mir einen Brief verdienen kann wie Ihr heutiger, ſo iſt alles gut, alles herrlich, u. ich fühle mich glückſelig. — — —

Die Biographie Hebbel's iſt eines der peinlichſten Bücher, das ich in meinem Leben geleſen habe. Es hat mich eine ganz troſtloſe Empfindung kennen gelehrt, die, einem Menſchen, der ausbündig unglücklich iſt, den man heiß bedauert, nicht lieben zu können. Hebbel flößt einem etwas Schreckliches ein: Mitleid ohne Liebe. — — —

Wien, d. 12. Juni 77.

Verehrter, lieber Freund,

— — — Sie laßen alſo meine Gründe, nicht nach Dresden zu kommen, nicht gelten. — Mich ſchmerzt das, u. beſchäftigt mich ſehr, aber ich fürchte, daß wir uns gegenſeitig nicht überzeugen werden, da wir ja Beide recht haben. Alles, was Sie ſagen, verehrter Freund, iſt vollkommen wahr u. richtig, paßt aber nicht für den beſonderen Fall, in dem ich mich befinde. Ida wird Ihnen in München das alles auseinanderſetzen. Sie kennt meine Verhältniſſe u. weiß, daß die Familie den

Mittelpunkt von meinen u. von meines Mannes Intereßen ausmacht. Wenn wir Beide in unseren alten Tagen noch etwas thun können für den besten Bruder, den es jemals auf der Welt gegeben hat u. für seine mutterlosen Kinder, dann glauben wir nur eine Schuld abzutragen, die er bei uns durch unsägliche Liebe u. Sorge angelegt hat. Ich bin ein unfreies Wesen, aber freiwillig unfrei, deshalb sollte ich nie darüber klagen, daß ich es bin. — — —

Zdislawitz, 10. Sept. 77.

Sie sagen, ich hätte in den letzten zehn Jahren Ruhm erworben; dagegen protestiere ich! Der Ruhm sieht anders aus als die freundliche Theilnahme, die ein kleiner, kleinwinziger Kreis mir wohlwollender Menschen meinen Arbeiten entgegenbringt. Diese Menschen sind mir werth, diese Theilnahme macht mein Glück, die höchste Freude meines Lebens aus; sie ist mehr, als ich verdiene, verpflichtet mich zu Dank, den ich ihr freudigst leiste. Ruhm zu erringen steh ich nicht in Gefahr, fiele er mir aber vom Himmel, ich wäre in größter Verlegenheit, was ich mit ihm anfangen sollte.

Wißen Sie was ich hier — zu meiner Schande sei's gesagt, zum ersten Male lese? — Die Briefe der Sévigné. Vieles darin entzückt mich, beßere, schönere Briefe schrieben nur Hieronymus Lorm u. Anne Du-Deffant, die beide unvergleichlich gescheidter sind als die Sévigné. Merkwürdig bei den beiden großen Stylistinnen des 17. u. 18. Jahrhunderts ist ihre stählerne Herzenshärte. Bei aller Bewunderung, die ich für sie habe, möchte ich die beiden Weiber manchmal prügeln. Sie haben für das grenzenlose Elend ihres Volkes kein Auge, keinen Sinn. „Je hais le peuple", sagt die Du-Deffant — sie wäre gleich bereit, Fréron henken zu lassen, weil er eine Schrift Walpoles scharf kritisierte. Mme de Sévigné macht Witze über die geräderten, geviertheilten Meuterer in Rennes . . . Da schaudert's einen doch.

Im großen Ganzen, lieber Herr Doktor, sind die Menschen seitdem beßer geworden, das laße ich mir nicht nehmen. Leben Sie wohl! Aus treuester Seele

grüßt Ihre ergebene

Marie E.

Wien, den 27. März 1878

— — — Wenn Sie wüßten, wie so gar selten mir ein Stündchen übrig bleibt, das ich zu einer anderen als einer pflichtmäßigen Korrespondenz verwenden kann. Meine kleinen Leute nehmen mich sehr in Anspruch, freilich, muß ich gleich dazu sagen, weil ich mich gern von ihnen in Anspruch nehmen laße. Ich folge darin dem Beispiele meines Mannes, es thut uns beiden, alten, kinderlosen Leuten unendlich wohl, plötzlich eine große Wichtigkeit erlangt zu haben in dem Leben von drei, uns selbst so wichtigen Persönchen. Schreibe ich dieser Kinder wegen um einige Novellen weniger, so ist das Unglück sehr klein; gelingt es mir, etwas dazu beizutragen, daß sie gute, hilf- u. liebreiche Menschen werden, so ist das Glück sehr groß.

5. Juni 878.

Nun, lieber Freund, ich habe mir vielleicht vorgenommen, auf eine andere Art als durch schlecht geschriebene Bücher zu documentieren, daß ich ein rechtschaffenes Frauenzimmer bin! — Nein, nein, ohne Scherz — wenn es etwas giebt, das mir die Freude am poetischen Schaffen in Grund u. Boden verderben kann, ja in der That schon längst verdorben hat, so ist es die Geringschätzung, mit welcher in Deutschland (Gottlob nur in Deutschland) alles was Frauen schreiben behandelt wird. In dem Lande des Faustrecht's findet das starke Geschlecht es eben sehr natürlich, dem schwachen Geschlechte eines der Menschenrechte abzusprechen — das Recht, Talent zu haben. — — —

Sind Sie nicht auch tief erschüttert worden durch die Nachricht des neuerlichen Attentats auf Kaiser Wilhelm? Die Zeitungen ergehen sich in Zornesausbrüchen, die manchmal einen anderen Eindruck hervorbringen als den, welchen sie hervorbringen wollen u. sollten. Wenn man der ganzen deutschen Nation zuruft: „Dieses Attentat ist eine Schmach für jeden Einzelnen deiner Angehörigen!" so kann die deutsche Nation antworten: „Verzeihung, daß ich es nicht gleich empfand — die Unterschlagung der Prozesse Puttbus u. Ratibor, das Bismarck-Beleidigungs-Gesetz, die 16 Millionen, um welche „wir" die Kasse unseres Verwandten erleichterten, die Freundschafts-Versicherungen, mit denen „wir" einen Nachbarn überschütteten, dem wir alles denkbare Übel angethan haben u. wieder zu thun entschlossen sind — verwirrten ein wenig unsere Rechts- u. Ehrbegriffe." — — —

Königswart, d. 17. Juni 878.

Eine Ausnahme? ich eine Ausnahme? O lieber Herr Doktor, wie käme ich dazu? Ich protestiere auf das heftigste gegen das entwürdigende Vorrecht, ungestraft thun zu dürfen, wofür andere bitter büßen müßen. Das „allgemeine Urtheil über Frauenschriftstellerei", nicht ein besonderes über mich, das ist's, was ich bekämpfe, u. daß S i e, ein Dichter, ein Philosoph, in dieses allgemeine Urtheil einstimmen, das ist's, was mich schmerzt und verwirrt. Wer weiß besser als Sie, daß die Kritik sich nur um das Hervorgebrachte, nicht um den hervorbringenden zu bekümmern hat? Daß Kunstwerke geschaffen werden, daran liegt alles, u. garnichts daran, ob Männer oder Frauen sie schufen. Den besten Roman, den die neue Zeit hervorgebracht hat, „Die letzte Reckenburgerin", verdanken wir einer Frau, u. ich möchte darauf schwören, daß Sie ihn trotz seiner Abkunft mit demselben Entzücken gelesen haben wie ich, mit derselben Bewunderung des künstlerischen Könnens, des mächtigen Darstellungstalentes, das eine vergangene Zeit zur gegenwärtigen zu machen u. uns mitten in dieselbe zu versetzen weiß. Ich möchte auch darauf schwören, daß Sie die Größe und Reinheit der Seele, die sich in diesem Werke offenbart, tief empfunden, u. während Sie die Reckenburgerin lasen, gewiß nicht gemeint haben, eine brave Frau sei nicht im Stande, der Welt ein braves Buch zu schenken. — — — Ihre Ausfälle gegen die Frauen nehmen mir mehr den Mut, Ihnen zu schreiben — u. schon gar von meinen literarischen Bestrebungen zu schreiben! Ich habe überdies nur beschämendes zu melden, eine Novelle, die ich eine zeitlang für gut hielt, deren große Mängel ich aber bald erkannte, ist das ganze Resultat meines letztjährigen Fleißes. Mein Talent ist

im verlöschen begriffen, u. ich freue mich deſſen, denn wahrlich es war die Martern nicht werth, die es mich gekoſtet hat. Mög' es in Frieden ruhen u. mich fortan in Frieden laßen! — — —

Wien, 19. März 1879.

Unſeren Kaiſer, den ich liebe, muß ich gegen Sie in Schutz nehmen! Ofenheim hat an ihm gewiß keinen Freund, Ofenheim beſitzt aber eine Freundin, viel, viel mächtiger als ein conſtitutioneller Kaiſer: die Preße! Und noch dazu die „neue freie!" Das iſt eine curioſe Großmacht, aber die abſoluteſte, die es in Europa giebt, ſo abſolut wie die Macht des Sohnes der Sonne, des Schah in Schah, der Ofenheim zu ſeinem Konſul gemacht hat. — O lieber Freund! Lieber guter Doktor, was gäbe ich darum, wenn Sie ſolche Märchen, wie die von den bezahlten Schulden eines Hochgeſtellten durch Ofenheim, nicht glaubten! Die Sache iſt einfach unmöglich, weil ſie ohne Wißen des Kaiſers nicht geſchehen konnte, u. mit ſeinem Wiſſen noch unendlich weniger. Mir thut es weh, im Herzen weh, wenn ich unſeren Kaiſer einer niedrigen Handlung bezichten höre, dieſer Mann iſt edel u. rein wie wenige, u. unglücklich wie Keiner.

Wien, 24. März 79.

Mangel an Zeit u. Mangel an Raum ſind die Gründe, warum ich mich zur Abnegation dreßieren muß in Bezug auf das Halten von Journalen. Sind ſie einmal da, ſo blickt man doch hinein, findet Intereſſantes, kann ſich nicht entſchließen, ſie zu verſchenken, weil man doch immer hofft, den Augenblick zu finden, in dem man dazu kommen wird, ſie zu leſen. Aber der Augenblick kommt nicht, u. um nur etwas von dem Eigenthum zu haben, das man nicht ordentlich zu genießen vermag, fängt man an, davon zu naſchen. Und wehe demjenigen, der ſich dieſe, für einen Leſer ſchlechteſte von allen Gewohnheiten aneignet.

Zdislawitz 5/8 880.

Sehr verehrter Freund!

Nun iſt alles gut ausgefallen, ſtatt des gefürchteten Tadels wird mir Lob zu Theil, u. keines thut ſo wohl wie ein unverhofftes. Es freut mich denn auch mehr als ich ſagen kann. Die Unſicherheit, das bange Zagen das aus ihr entſteht, das iſt die große Traurigkeit meines Schaffens, u. die Urſache der Selbſtquälerei, die Ida ſo oft u. mit ſo gutem Rechte an mir rügt. Könnte dies alles anders ſein? Unter den gegebenen Verhältniſſen vielleicht kaum. Ich möchte daß Sie ſich in die meinen recht hineindenken würden, wie mir manchmal ſcheint, ſtellen Sie ſich dieſelben viel großartiger vor, als ſie ſind. Ich lebe hier in meinem heimatlichen Neſt nicht etwa auf ſtattlichem Beſitz, mit Forſten u. Wildgärten, mit uraltem Schloß u. herrlichem Park. Zdislawitz iſt ein freundliches Gut, in fruchtbarer, rationell bewirtſchafteter Gegend, das Haus, in dem wir wohnen verdient wol kaum den Namen eines Schloßes, der ihm allerdings gegeben wird. Es iſt ein längliches, einen Stock hohes Gebäude, das leider nicht in der Mitte, ſondern am Rande eines netten Gartens ſteht. Ich bewohne darin ein Eckzimmer mit vier Fenſtern, und das Schönſte, was ich aus den gegen Weſten gelegenen erblicke, iſt eine große Linde, der älteſte Baum des Gartens, ein

ehrwürdiger Greis, der Himmel blickt bereits gar zu ungehindert durch die Zweige. Ich seh' ihn niemals an ohne der schönen Verse Rückerts zu gedenken:

Mein Baum war schattendicht,
O Herbstwind komm' u. zeige
Indem du ihn entlaubst,
Den Himmel durch die Zweige.

So viel meine Gesundheit es erlaubt, gehe ich spazieren; zu fahren liebe ich nicht, es ist bei uns wegen der vollkommenen Abwesenheit von gut gebauten Straßen immer eine Buße für mich, der ich mich nur unterziehe, wenn einmal durchaus ein Besuch in der Nachbarschaft nicht mehr aufgeschoben werden darf. Das kommt drei- oder viermal im Jahre vor . . . Schöne Pferde könnten wir nicht brauchen, wir müßten uns mit einem sehr anspruchslosen Landschlag behelfen, der es von Kindheit an nicht beßer gekonnt hat, als die schlechten Wege in unserer guten Hanna es bieten. Praktisch! praktisch und niemals poetisch! Das ist unsere Devise. Von allem, was uns umgiebt, wird es uns gepredigt: Nur praktisch! es war mein Wiegenlied, und jetzt noch muß ich sehr oft Lanzen dafür brechen, daß die Poesie im Leben doch auch einige Berechtigung hat. — — —

Wien, den 2. April 1882.

— — Ich habe so eben von Rodenberg Antwort erhalten. Er ist leidend, u. im Begriff, nach Carlsbad abzureisen. Begreiflicherweise hat er in diesem Augenblick über u. über zu thun, verspricht mir aber nach seiner Rückkehr sich ernstlich mit unserer Angelegenheit zu beschäftigen. Warten wir also ab. Was mich betrifft, ich thue es in der besten Hoffnung u. Zuversicht.

. . . Und nun zu dem „Raubnest".

In letzter Zeit kommt bei den Herren Gelehrten etwas in Schwung, das mir besonders verhaßt ist. Sie verlästern die Liebe und das Mitleid. Nietzsche sagt, wie ich höre (denn ich selbst bin nicht gebildet genug, um seine Bücher zu lesen) in seiner „Morgenröthe": Das Mitleiden, sofern es wirklich Leiden schafft, ist eine Schwäche, wie jedes Sich-Verlieren an einen schädigenden Affekt.

Und ferner: von der Liebe reden die Menschen im Ganzen so emphatisch, so ver- vergöttlichend, weil sie wenig davon haben u. sich niemals an dieser Kost satt eßen dürfen. Möge ein Dichter in einer Utopie die allgemeine Menschenliebe als vorhanden zeigen, gewiß, er wird einen qualvollen u. lächerlichen Zustand zu beschreiben haben.

Daß Sie, verehrter Freund, in Ihrer Novelle einer solchen Anschauung direkt entgegen treten, daß Sie die Liebe u. das Mitleid in Ihrer höchsten Verklärung u. Selbstlosigkeit zu zeigen suchen, das ist es, was mir so besonders gefallen hat. Gaston verzichtet nicht nur auf die Geliebte, er erspart ihr sogar den Schmerz, zu erfahren, wie er durch seine Entsagung leidet. — — —

Zdislawitz, 27/7 83.

Verehrter Herr Doktor,

Wenn Sie wüßten, wie schwer ich Nein sage! Und nun muß es gesagt — u. zur Verschärfung der Peinlichkeit Ihnen gesagt werden: Herrn Procheska habe ich bereits

ablehnend geschrieben, wie ich seit längerer Zeit jedem ablehnend schreibe, der mich zur Beteiligung an einem neuen literarischen Unternehmen einlädt.

„Wenn etwas auf Erden heilig ist, so ist es eines Blaustrumpfs Wort."

Das meine ist verpfändet an einige sehr getreue Gönner, denen ich vor Jahren Beiträge für ihre Zeitschriften versprochen u. bis zur Stunde nicht geleistet habe. Bevor die alten Schulden getilgt sind, darf ich neue um so weniger eingehen, als mir oft vorkommt, daß ich mich glücklich werde schätzen müssen, wenn Lust und Talent zum Fabulieren bei mir lange genug ausreichen, um den eingegangenen Verbindlichkeiten mit Ehren nachzukommen.

Sollte mir dies jedoch wider Erwarten gelingen, so könnte ich diese Arbeiten zur Veröffentlichung als Buch doch nur wieder meinen früheren Verlegern, mit denen ich in den besten Beziehungen stehe, den Herren Paetel u. Ebhardt übergeben.

Über den Kreisphysikus u. Krambambuli habe ich bereits verfügt, sie erscheinen um Weihnachten bei Paetel. — — Sie lassen, verehrter Freund, die Gründe gewiß gelten, die mich bestimmen, für eine literarische Laufbahn, die zu Ende geht, keine neuen Pfade mehr aufzusuchen. — Mögen nun alle diejenigen, die mir während des Verlaufes derselben Wohlwollen u. Theilnahme gezeigt haben, bis zum Ausgang getreu bei mir ausharren. Daß Sie zu diesen gehören werden, darauf zähle ich, sowie ich Sie bitte, auf meine unveränderliche Freundschaft zu bauen. — — —

Zdislawitz, d. 18. 9. 1890.

Es ist nicht lügenhafte Bescheidenheit, sondern meine ehrliche Herzensmeinung, daß ich in diesem Augenblick als Künstlerin überschätzt werde. Die Menschen fühlen aus jeder meiner Zeilen die unendliche Liebe heraus, die ich für sie habe, das ist ihnen sympathisch und sie vergelten es, indem sie meine Kunst höher schätzen, als sie es eigentlich verdient. Ihr schreiben sie zu, was aus meiner Natur kommt, meiner angeborenen, für die ich garnichts kann. Auch Sie, auch alle die Ihren tragen ihr redlich Teil dazu bei, mich zu verwöhnen, aber es gelingt Euch doch nicht, meine lieben Verehrten, und wenn Ihr mich noch so hoch erhebt, ich stelle mich nicht um eine einzige Stufe höher, als diejenige, von der ich weiß, daß sie mir gebührt.

Literarische Rundschau

Österreichs deutsche Leistung

Wenn je ein Buch just im rechten Augenblick erschien, dann darf man es von Erwin Straniks „Österreichs deutsche Leistung" (Ad. Luser, Wien 1936) sagen. In formvollendeter Sprache oft mitreißenden Schwunges führt Stranik — nach einleitenden Kapiteln über die politische Geschichte des südostdeutschen Raumes und über seine wichtigsten kulturhistorischen Epochen (Gotik, Barock, Romantik) — die glänzende Reihe der Namen und Leistungen jener Männer und Frauen an, die von Anbeginn an bis auf den heutigen Tag auf welchem Gebiete menschlichen Schaffens immer durch ihr Wirken Deutsch-Österreich zu einem Kernland deutscher und damit europäischer wie menschheitlicher Kultur geadelt haben. Selbst dem Kenner Österreichs ist manches neu — wieviel erst dem Ausländer, ja vielleicht auch den Reichsdeutschen! Gerade im Reich muß dieses Buch allerweiteste Verbreitung finden, welches „Brücken bauen will zu möglichster Daseinsnähe". Wunderbar zeigt es deshalb, wie die Kulturleistungen dieses Raumes sowohl von bodenständigen Spitzenmenschen, aber auch von einer Unzahl Zugewanderter aus anderen deutschen Stammesgebieten geschaffen wurden und vom Donaulande aus wiederum weit in diese hineinwirkten. „Damit schließt sich der Kreis, tief bedeutsam und immer Gleiches erweisend: daß der deutsche Geist stets um seine Einheit wußte und ihr Ausdruck verlieh, wo es nur möglich war!" Die Südostdeutschen und die Nordwestdeutschen kennen einander noch viel zu wenig; vielleicht trugen auch gegenseitige „Minderwertigkeitskomplexe" — politisch-organisatorischer Tüchtigkeit dort, kultureller Weltläufigkeit hier — dazu bei, daß sie sich voneinander allzusehr abkapselten. Aus dem Nicht-Kennen entsprang dann manches Nicht-Verstehen, verschärft durch Unterschiedlichkeiten des Charakters, den katholisch-protestantischen und Habsburg-Hohenzollernschen Gegensatz. Gerade Straniks Buch aber ist ein köstlicher, leuchtender Beweis dafür, daß für alle Deutschen in unserer Volksgemeinschaft Platz ist als „Gleiche unter Gleichen" — und damit wird das Werk von Erwin Stranik selbst zu einem wertvollen Baustein für diese gesamtdeutsche Volksgemeinschaft, selber ein nicht dankbar genug zu begrüßendes Stück von „Österreichs deutscher Leistung"! Möge es so Besitz werden jedes Deutschen! Fr. Nelböck

Politik, Wirtschaft, Geschichte

Daß das Gefühl sehr stark um sich gegriffen hat, alle festen Formen, nach denen bisher die Geschicke der Welt gelenkt wurden, hätten sich gelockert, beweist auch die politische Literatur in weitestem Maße. Überall strebt der Blick über die eigenen Grenzen hinaus und versucht, die Gesetze, nach denen andere Völker ihre Rolle auf dem Welttheater spielen müssen, zu erkennen und daraus Schlüsse zu ziehen auf das, was kommen wird und kommen muß. Die Reihe „Weltwende", die Hermann Stegemann herausgibt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), will hier zur Klärung beitragen und kann wesentliche Erkenntnisse vermitteln. Da schreibt Sir Frederick Whyte „Der Ferne Osten, von England aus gesehen" und legt in dieser Schrift die Stellung dar, die England zu der im Fernen Osten unvermeidbar heranreifenden Entscheidung einnimmt. Er betont die Bereitschaft Englands und Amerikas, dem japanischen Handel die Tore der Welt zu öffnen unter der Voraussetzung, daß Japan in aufrichtiger Gegenseitigkeit eine Politik in allen Teilen des Fernen Ostens treiben wird, die den Lebensinteressen des Empire entgegenkommt, das heißt also, daß die Lösung des chinesischen Problems niemals von Japan allein, sondern unter maßgebender Beteiligung von England und Amerika geschehen müsse. Den Fragen einer Neuordnung Europas rückt die Schrift von A. Reithinger „Das wirtschaftliche Gesicht Europas" auf den Leib, die die wirklichen Kräfte, soweit sie aus der Wirtschaft herrühren, bloßlegt, und durch die Aufzei-

gung der exakten Grundlagen die Möglichkeiten einer europäischen Zusammenarbeit, die die einzige Form europäischer Selbstbewahrung noch ist, herausschälen. Diese Schriftenreihe wird fortgesetzt. — Mit den Wirtschaftsgrundlagen der gesamten Welt beschäftigt sich Dr. Juri Semjonow in seinem Buch „Die Güter der Erde" (Berlin, Ullstein. 320 Seiten mit vielen Textbildern von Wilhelm Petersen. 8,75 RM). Diese außerordentlich lebendig und für alle einleuchtend geschriebene Wirtschaftsgeschichte und -übersicht über die Verteilung der Güter dieser Welt unter die einzelnen Völker, die bei aller Sachlichkeit sehr persönlich gehalten ist, vermag auch dem Wirtschaftslaien die Kenntnis der Gegenwart zu vermitteln und ist unentbehrlich zur Beurteilung der Notwendigkeit jeglichen Handelns der Völker. — Ein junger Deutscher, Ivar Lißner, hat eine Fahrt durch die Welt unternommen und legt in seinem Buche „Völker und Kontinente" von seinen Einblicken und Erkenntnissen Rechenschaft ab (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 300 Seiten). Hier ist ein helläugiger, junger Mensch ausgezogen, um seinen Wissensdurst nach den Hintergründen des Geschehens in der Welt zu stillen, und er hat Ergebnisse mitgebracht, die uns die in seinem Urteil aufgefangenen Gedanken der fremden Völker auch in den fernen Kontinenten über die Probleme, die alle Völker beschäftigen, die Fragen der Wirtschaft, der rechtlichen Neuordnung, übermitteln. — Einem der entscheidensten Probleme ist die Untersuchung von Wahrhold Drascher „Die Vorherrschaft der weißen Rasse" gewidmet (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 420 Seiten. 9 RM). Drascher untersucht auf Grund eingehender Vorarbeiten und Studien das Werden der Vorherrschaft der weißen Rasse, deren verschiedene Komponenten er klar und einleuchtend auseinandersetzt. Mit Kenntnis der Rassenfrage gibt er eine Schilderung des Verhältnisses der Weißen zu den Farbigen, charakterisiert die Kolonialvölker, schildert die Verschiebung der Abhängigkeit und endlich die große Schicksalswende, die durch den Weltkrieg auch in dieser Frage eingetreten ist. In seinem Schlußwort meldet er überzeugend den Anspruch der weißen Rasse auf Führung der Welt an. — Ernst Cordes hat eine Reise durch Mandschukuo gemacht und seine Ergebnisse in dem Buche „Das jüngste Kaiserreich, schlafendes, wachendes Mandschukuo" (Frankfurt, Societäts-Verlag. 250 Seiten, 32 Bildseiten. 5,40 RM) niedergelegt. Gerade Mandschukuo zu kennen, ist notwendig, denn an dieser Frage kann auch heute noch die gesamte fernöstliche Frage aufgerollt werden. Cordes ist mit wachen Augen und Sinnen durch Mandschukuo gereist und weiß fesselnd davon zu erzählen. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an das ausgezeichnete Buch von A. R. Lindt „Im Sattel durch Mandschukuo", der vor Cordes das Land bereiste und damals eine erschöpfende Darstellung der Probleme dieses Landes gab.

Wie stark überall die Frage der Herrschaft der einzelnen Rassen in den Vordergrund gerückt ist, beweist auch die kluge Schrift von Walther Pahl „Afrika zwischen Schwarz und Weiß" (Leipzig, Wilhelm Goldmann. 83 Seiten), in der er die entscheidenden afrikanischen Probleme untersucht. Er spricht von Afrika im weltpolitischen Entscheidungsraum, von Liberia und der Zukunft der schwarzen Rasse, der französischen und englischen — sehr unterschiedenen — Eingeborenenpolitik, der Rassenfrage in Südafrika, und endlich von der Stellung Afrikas zu Europa. In immer wachsendem Maße wendet sich das Interesse gerade des deutschen Volkes der Südafrikanischen Union zu. — Als eine willkommene Frucht solcher Aufmerksamkeit ist die Einführung in Lautformen und Satzlehre mit Literaturproben „Afrikaans" zu bezeichnen, die Dr. Marcel R. Breyne vom Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin herausgibt (Leipzig, Otto Holtze's Nachf. Mit 4 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. 7 RM). Afrikaans ist die Sprache, die aus Europa von den Buren nach Afrika gebracht wurde und sich hier vom Holländischen weg zu einer eigenen Sprache entwickelte, die aber zum niederländisch-niederdeutschen Sprachstamme zu zählen ist. Etwa um 1775 ist Afrikaans als eigene Sprache entstanden, setzte sich aber erst durch zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Seit 1925 ist es durch Parlamentsbeschluß gleichberechtigt neben das Englische gesetzt worden. Dieser Sprachführer, dem Gesandten der Südafrikanischen Union in Berlin, Dr. S. F. N. Gie, gewidmet, ist seiner ganzen Auswahl, seiner Gründlichkeit und seiner Übersichtlichkeit nach

durchaus geeignet, schnell und sicher in diese Sprache einzuführen. — Selbst in ein so frisches und lebendig geschriebenes Buch wie Wolfgang Webers „Hotel Affenbrotbaum" (Berlin, Ullstein. 33 Abbildungen, 1 Karte. 154 Seiten), in dem er eine Flugreise von Berlin ins Herz Afrikas und dann seine Abenteuer auf der Autostraße von Kairo zum Kap schildert, dringen die großen afrikanischen Probleme hinein, so die Frage des Verhältnisses zwischen Schwarz und Weiß, aber vor allen Dingen die Möglichkeiten, die unsere deutschen Stammesgenossen in den alten deutschen Kolonialgebieten und in Südafrika überhaupt haben. Weber ist mit einer Unverzagthelt an die schwierige Reise gegangen, die es ihm schnell ermöglichte, ein so echter Afrikaner zu werden, daß er sich von den europäischen Begriffen der Zeit und anderen Bedrängnissen freimachte und so wirklich Afrika kennen und, was dasselbe ist, lieben lernte. Das Buch vermittelt gute Einsichten in einer sehr amüsanten und überlegenen Form; die beigegebenen Aufnahmen sind vorzüglich.

Von dem „Handbuch zur Schleswigschen Frage", dessen Lieferungen wir hier regelmäßig anzeigten, das von Prof. Dr. Karl Alnor als einem wirklich Berufenen herausgegeben wird (Neumünster, Karl Wachholtz), ist die fünfte Lieferung des 3. Bandes erschienen. Sie behandelt „Die Teilung Schleswigs 1918—1920". Dieser Abschnitt ist besonders deshalb wichtig, weil er die Kämpfe und das Ringen um das deutsche Abstimmungsprogramm eingehend schildert, ebenso wie die Vorbereitungen und Vorarbeiten der Pariser Konferenz und endlich die Festlegung des Pariser Kurses und die verhängnisvolle Rolle, die der Abgesandte der Eiderdänen dabei gespielt hat.

In den Veröffentlichungen des Petrarca-Hauses sind in der dritten Reihe „Übersetzungen" erschienen: Reden und Gesetze von Benito Mussolini „Vom Kapitalismus zum korporativen Staat" (Kommissions-Verlag Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 190 Seiten. 3,90 RM). Die Reden sind eingeleitet, übersetzt und erläutert von Erwin von Beckerath, Erich Röhrbein und Ernst Ed. Berger. Aufgenommen sind alle Reden Mussolinis, die sich auf die Entwicklung des korporativen Staates beziehen, von den Anfängen bis Ende März 1936, als sämtliche eingesetzten Korporationen ihre Arbeit aufgenommen hatten.

Zur Erkenntnis des inneren Wesens des Faschismus wichtig ist Giovanni Gentiles Veröffentlichung „Grundlagen des Faschismus", die in derselben Reihe der Veröffentlichungen des Petrarca-Hauses erschienen sind. Die deutsche Übersetzung dieser Darstellung stammt von Eugen Haas.

Eine wichtige und gut gearbeitete Einzeluntersuchung ist Eva Maria Baums Schrift „Bismarcks Urteil über England und die Engländer" (München, C. H. Beck), erschienen in den Münchener historischen Abhandlungen, herausgegeben von H. Günter, A. O. Meyer und K. A. von Müller.

„Die Anfänge des Liberalismus im Mittelalter" untersucht Dr. Karl Huber (München, Fritz & Joseph Voglrieder. 158 Seiten. 4,50 RM). Das ist eine wichtige und notwendige Arbeit, da der Kampf gegen den entarteten Liberalismus, an dem nach Moeller van den Brucks Wort die Völker zugrunde gehen, nicht wirksam durchgeführt werden kann, wenn man ihn nicht bis in die ersten Anfänge verfolgt. Erleben wir es doch in unseren Tagen, daß auch bei vielen Vorkämpfern gegen den Liberalismus immer wieder liberalistische Gedankengänge sichtbar werden. Der Liberalismus als Opposition gegen das Mittelalter wird von Huber in seiner verschiedenen Erscheinungsform gewürdigt und zergliedert, und wir sehen, daß alle die Strömungen, die zur Zersetzung der Ganzheit führten, mit zu den Ahnen des Liberalismus zu rechnen sind. Hubers exakte Untersuchung gibt im Schlußwort bedeutsame Ausblicke: er stellt fest, daß der Liberalismus, der schließlich zu einem Kampfe aller gegen alle geführt hat, als überwunden gelten kann, daß aber die durch ihn geschaffene Entwicklung der Persönlichkeit und ihres selbstverantwortlichen Gewissens eine unwiderrufliche ist.

Für alle volksdeutschen Kreise von besonderer Wichtigkeit ist die Schrift von Heinz O. Ziegler „Die berufliche und soziale Gliederung der Bevölkerung in der Tschechoslowakei" (Brünn, Rudolf M. Rohrer. 15 RM), erschienen in den Rechts- und Staatswissenschaftlichen Abhandlungen der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Deutschen Universität in Prag. Auf

Grund der Volkszählung von 1930 bestimmt Ziegler die Gliederung der Bevölkerung nach den einzelnen Berufs- und Sozialgruppen und deren Gruppenordnung und gegenseitiges Verhältnis.

„Der Krieg der Zukunft im Urteil des Auslandes" heißt die Schrift von Oberstleutnant (E.) von Belli (Berlin, Georg Stilke. 87 Seiten), erschienen in der ‚Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher'. Die Zusammenstellung ergibt, daß zwei große Anschauungen sich unterscheiden lassen: einmal, daß nach den Erfahrungen des Weltkrieges auch künftig der Sieg außerhalb des eigentlichen Schlachtfeldes errungen werden könne, zum anderen, daß es Mittel und Wege geben muß, um eine eindeutige Waffenentscheidung zu erzwingen.

Professor Tsuneyoshi Tsudzumi, dem wir „Die Kunst Japans" verdanken, veröffentlicht eine neue Schrift „Japan, das Götterland" (Leipzig, Insel-Verlag. 248 S.). Auch dieses Buch hat der Verfasser, wie sein erstes, selbst in deutscher Sprache verfaßt. Die letzten, noch nicht weit zurückliegenden Ereignisse in Japan haben besonders auf die innere Haltung der Japaner wiederum das Augenmerk gelenkt. Prof. Tsudzumi versteht es, nachzuweisen, daß die shintoistische Weltanschauung die Grundlage für die japanische Eigenkultur mit ihrem Ahnen- und Götterkultus ist. Bei aller Vielfältigkeit des japanischen Daseins trifft man in ihm immer wieder als auf den Kern des japanischen Volkes.

Ein anderer Japaner, Kimio Hayashi, widmet ein englisch geschriebenes Büchlein „The Fundamental Idea of State Socialism" der grundlegenden Idee des Staatssozialismus. Hayashi ist Professor an der Waseda-Universität in Tokio. Er geht von dem Gedanken aus, daß der Streit über die verschiedenen Theorien des gegenwärtigen sozialen Zustandes auf den unterschiedlichen Auffassungen von der Art und den Funktionen des Staates beruht, und versucht, hier Klärung herbeizuführen in durchaus überzeugender und gescheiter Form. Das Buch ist erschienen in Tokio bei Maruzen & Co. Die Frage des Staatssozialismus wird in Japan lebhaft diskutiert, und Hayashis Schrift wird stark beachtet.

Eine ungewöhnlich aufschlußreiche Schrift, die zur Erkenntnis des wahren japanischen Wesens in hervorragendem Maße beiträgt und gerade die Offizierserhebungen ins rechte Licht rückt, ist die Arbeit von Erwin Bälz „Über die Todesverachtung der Japaner" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.). Bälz, dessen Lebensbeschreibung seinerzeit hier in der „Deutschen Rundschau" gewürdigt worden ist, war bekanntlich lange Jahre Professor der Medizin an der Universität in Tokio und Arzt des japanischen Kaisers. Er kannte wie wenige Deutsche die Japaner und drang mit dem scharfen Blick des Arztes bis ins innere Wesen vor. Bälz hatte dem deutschen Volke unendlich viel zu geben in der Erkenntnis der großen weltpolitischen Zusammenhänge, da er aus seiner Kenntnis der Japaner die Lage im Fernen Osten und die heraufkommende Entwicklung klar erkannt hatte. Die Zusammenfassung seiner Arbeiten „Zum Verständnis der japanischen Volksseele", „Über den kriegerischen Geist und die Todesverachtung der Japaner" und „Ehrungen Verstorbener in Japan", die alle drei im Jahre 1904 geschrieben wurden, sind eine dankenswerte Tat des deutschen Verlegers. Die Einführung schrieb Erwin Toku Bälz.

Von Max Hildebert Boehm ist ein „ABC der Volkstumskunde" erschienen, das den Begriffsschatz der deutschen Volkstumslehre allgemeinverständlich für jedermann zusammenfaßt. 275 kleine Artikel mit vielen Verbindungsstichworten behandeln wohl erschöpfend das gesamte in Frage stehende Gebiet. Das Büchlein kann dazu dienen, die dank unablässiger Arbeit der volksdeutschen Kreise in die weitesten Bevölkerungsschichten hineingetragenen neuen und grundlegenden Begriffe zum festen Eigentum eines jeden zu machen (Potsdam, Verlag Volk und Heimat. 95 S., 1,40 RM).

Gleichfalls in die volksdeutschen Bereiche stößt das Buch von Eugen Kalkschmidt vor: „Deutsche Sendung im Ostland" (Köln, Hermann Schaffstein), das broschiert zu dem sehr billigen Preise von 0,40 RM zu haben ist. Das ist eine tüchtige und gründliche Arbeit, die von der Vorgeschichte bis zu Versailles und seinen Folgen führt und endlich in starker Betonung die Sendung der Nation gerade im Hinblick auf den Osten herausarbeitet. Eine Kartenskizze, die auch die Ostgrenze des deutschen Volksbodens im 10. Jahrhundert berücksichtigt, ist beigegeben. D. R.

Philosophische Nachlese

Heinrich Rickerts neues Buch, die „Grundprobleme der Philosophie“ (J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, Tübingen), auf das die philosophische Welt recht begierig war, fügt dem Bilde dieses Denkers eigentlich kaum neue Züge hinzu. Wie er in der Einleitung sagt, soll dieses Werk auch die philosophische Problematik nicht weiterführen, insbesondere nicht systembildend sein. Es stellt vielmehr eine großangelegte und fein ausgearbeitete Einführung in philosophisches Denken im allgemeinen, in das Rickertsche im besonderen dar. Inhalt also die bekannten „Grundprobleme der Philosophie“, vor allem Methodologie, Ontologie und philosophische Anthropologie. Die persönliche Spiegelung, welche diese Fragen in der Rickertschen Dialektik erfahren, gibt dem Buche seinen Reiz, den wir mit den allgemeinsten Charakteristiken: Klarheit, Schärfe, Gründlichkeit, belegen wollen. Was dem Buche nicht gut ansteht, ist die reichliche und teils auch recht verstaubte Polemik sowie die gelegentlich etwas penetrant zur Schau getragene Selbstsicherheit. Lebensnäher, wenn auch nicht sehr ausführlich, ist ein anderes Werk, das aus dem Kreise Rickerts kommt und die ausgezeichneten „Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte“ als Heft 26 fortsetzt: Hugo Falkenheims „Goethe und Hegel“ (im gleichen Verlag). Die Schrift ist nicht nur souverän gestaltet in einer fast französischen Leichtigkeit des Stiles, sie packt auch eines der reizvollsten philosophiegeschichtlichen Probleme an. Hegel ist der deutsche Denker, der Goethe am nächsten steht, so wenig auch Goethe von ihm (gegen Spinoza, Kant, Schelling gerechnet) beeinflußt wurde. Falkenheim sieht die Verwandtschaft beider Geister in ihrem großen Realismus, mit dem sie die Idealität umfangen und auf die Erde zurückführen. Im übrigen aber ist der Verfasser kritisch und vorsichtig genug, um auch die Unterschiede im Auge zu behalten, und zwar sowohl diejenigen allgemeiner Art zwischen dem Denker und dem Dichter, wie auch die zwischen den beiden Charakteren. Durch die Fülle der Zitate hat das Buch Schritt auf Schritt starke Beweiskraft.

Ebenfalls aus süddeutschem Denkerkreise stammt ein anderes Büchlein, das in dieser Nachlese wegen seiner dialektischen Feinheit wenigstens miterwähnt sei: Theodor Häring „Naturphilosophie in der Gegenwart“. Das Büchlein ist als gedruckter Vortrag in der Schriftenreihe „Deutsche Gegenwart und ihre geschichtlichen Wurzeln“ (W. Kohlhammer, Stuttgart) erschienen. Also gewiß nur eine bestellte und dabei auch in den möglichen Grenzen populär gehaltene Arbeit, die jedoch ihre Aufgabe in wahrhaft meisterlicher Weise löst. Häring ist ganz und gar Philosoph aus guter alter Schule und auf diese Weise allen von den Naturwissenschaften herkommenden Denkern und Philosophemen sozusagen rangmäßig überlegen. Er hat mit erstaunlicher Leichtigkeit sofort ihre wunde Stelle getroffen, sei es in der Naturphilosophie Drieschs oder Fechners, sei es in den Theorienbildungen eines Einstein. Natürlich ist die Schrift nur ein Überblick, jedoch einer, der unmittelbaren philosophischen Geist überträgt.

Günther

Flammen in der Wüste

Ein aufregendes Buch sind die Erlebnisse eines deutschen Flugpioniers in Innerasien „Flammen in der Wüste“ von Georg Vasel (Berlin, Ullstein. 265 Seiten, 4 RM). Eine Orientierung über die Persönlichkeit des Verfassers schickte Ernst Keienburg dem gut illustrirten Buche voraus. Vasel, aufgewachsen in Rußland, wo er als Knabe den Kriegsausbruch erlebte und als Halberwachsener die russische Revolution, bekam später den Auftrag, in der Wüste Gobi Landeplätze auszuwählen zur Schaffung einer Fluglinie von Schanghai bis zur Sowjetgrenze durch China. Unter unendlichen Schwierigkeiten löst er einen Teil seiner Aufgabe, weil er bei dem Tungmanengeneral Mah Verständnis und Unterstützung fand. Dann geriet er in die Hände der einbrechenden Russen und dadurch in die der G. P. U., bis er endlich nach vielen unmenschlichen Leiden zum Tode verurteilt und unmittelbar hinterher freigelassen wurde. Bei aller persönlichen Haltung vermittelt das Buch wesentliche Einblicke in die Hintergründe der politischen Geschehnisse in Innerasien. Das Buch ist bei aller Sachlichkeit der Widergabe so lebendig geschrieben, daß man es mit größter Spannung beginnt und nicht eher aus der Hand legt, bis man alles gelesen hat, so stark fesselt einen die Wiedergabe dieser echten und anständigen Mannesleistung.

D. R.

Zwischen Mann und Weib

Eine der Fragen, die immer wieder zwischen den Geschlechtern mit unverminderter Schärfe der Problematik sich erhebt, behandelt Otto Flake in seinem neuen Roman „Scherzo" (Berlin, S. Fischer. 323 Seiten): die Frage der Unberührtheit der Frau vor der Ehe. Flakes Roman ist wiederum hervorragend erzählt, sehr kultiviert im Stil, besonders in der Dialoggestaltung, und sehr kultiviert in der Haltung. Es steht außerordentlich viel Gescheites und sehr viel Nachdenkliches in diesem Roman, in dem, bis auf den Schluß, Flake nicht versucht, die Schwierigkeiten des Problems auch nur in etwas abzuschwächen. So entsteht ein interessanter und kluger Beitrag zu der ewigen Frage, deren Entscheidung zwischen den beiden Polen ungelöst hin und her pendelt: dem Hebbelschen Manneswort: „Darüber kommt kein Mann hinweg", und einer dialektischen Relativität. Die Lösung, die Flake für den männlichen Partner des Problems findet, ist gegenüber der psychologisch stark verästelten und schwierigen Entwicklung recht einfach: beide Teile kommen darüber doch hinweg in der Aussicht auf das innere Zusammenwachsen in der Mutterschaft der Frau. Meisterlich die Gesellschaftsschilderung und das Zeitkolorit, das sind die großen Vorzüge dieses neuen Flakeschen Buches, und sie sind selten geworden, so daß man darüber die gelegentlich etwas dünne menschliche Substanz übersieht. Flake hat auch mit diesem Roman noch nicht in die Gegenwart hineingefunden, auch hier ist noch etwas von der biedermeierischen Flucht ins Private vor den drängenden Nöten der Gesamtheit.

Mann und Weib in ihren gegenseitigen Beziehungen, Gegensätzen und Anziehungen behandelt in einem Buch, das eigentlich kein Roman ist, Stijn Streuvels in „Liebesspiel in Flandern" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 256 Seiten) und ein anderer Ausländer, der Finne F. E. Sillanpää, in seinen „Menschen in der Sommernacht" (Leipzig, Insel-Verlag. 202 Seiten. 3,80 RM). Den Streuvels übersetzte Anna Valeton aus dem Flämischen, das Buch von Sillanpää Rita Öhquist aus dem Finnischen. In beiden Büchern sind die Menschen fest und organisch in die Landschaft hineingesetzt, und die Landschaft mit ihren offenen und geheimen Gewalten beherrscht die Menschen und bestimmt ihr Tun. Ganz einfach und schlicht erzählt Streuvels den Jahreslauf seiner flämischen Bauern, und ohne Sentimentalität rollt auch das Liebesspiel mit wechselnden Partnern ab. Es ist ein Stück Volksleben, und es stehen Worte darin, die man nicht wieder vergißt. Dieses Zeugnis der starken und ursprünglichen dichterischen Kraft des flämischen Dichters, der mit seinem bürgerlichen Namen Frank Latons heißt, erschien in Flämisch unter dem Titel „Primchendel" bereits 1904 in 2. Auflage. Sillanpääs neuer Roman, der würdig den beiden ersten „Silja, die Magd" und „Eines Mannes Weg" sich anschließt, gibt die Geschehnisse zwischen einem Sonnabendnachmittag und dem Montagmorgen wieder an einem finnischen See. In diesem Abschnitt drängt sich eine Fülle von Ereignissen zusammen: Liebe, Tod und Mord, Schicksale beginnen und enden und alles steht in dem unwiedergebbaren Leuchten der hellen und zauberhaften Mittsommernacht ohne Ende. Beide Bücher verdienen in jeder Weise die Eindeutschung, die in beiden Fällen vorzüglich ist.

Auch Felix Timmermans bestätigt sich selbst in seinem „Bauernpsalm" in seiner dichterischen Sendung (Leipzig, Insel-Verlag. 218 Seiten). Er läßt den Bauern Knoll selber sein Leben erzählen, das Mühe und Arbeit war, und doch das letzte Glück und die schönste Vollendung im Dienst und in der Verpflichtung an den Boden als den eigentlichen Gottesdienst der Menschen bedeutet. Er findet das wunderbare Wort: „Wenn die Kinder klein sind, treten sie einem auf die Füße, wenn sie groß sind, auf das Herz." Gelegentlich streift wohl Timmermans Knoll die Literatur, aber schnell ist er wieder im Leben, und man glaubt dem einfachen Bauern seine Nachdenklichkeiten und fast philosophischen Weisheiten. Knoll wird zum Symbol des Bauern, der im Anfang war wie heute und am Schluß der Menschengeschichte sein wird wie im Anfang. Die gute Übersetzung stammt von Peter Mertens.

Auch Gustav Frenssens „Die Witwe von Husum" gehört zu den Themen zwischen den Geschlechtern. Denn diese kräftige, aus einem Guß gestaltete Frau, die in echtem Friesentrotz ihr Leben so steigert, wie sie es im Sinne ihres auf großer Fahrt verschollenen Mannes, des Kapitäns, steigern zu

müssen meinte, darüber klaglos den Verlust des Sohnes hinnimmt, der aber am Ende doch wieder zu ihr findet, und auch den Prozeß, den man ihr macht, weil eine hohe Obrigkeit an ihr Geld will. Sie ist die Witwe der Sage, die, um ihre bedrohten, auf dem Eise sich tummelnden Mitbürger vor dem Tode zu retten, ihr Häuschen anzündet. Das alles erzählt Frenssen in der Erweiterung der alten Überlieferung über diese Tat und versteht es, die innere Geschichte der Frau in so feinen und nachdenklichen Zügen auszumalen, daß man auch manche Unwahrscheinlichkeiten in den Kauf nimmt. Das ist eine Frau, die ihre Aufgabe darin sieht, Männern wie ihrem Sohn und ihrem Herzog, den sie trotz seines Luderlebens liebt und bejaht, auf ihre Art den Kopf zurechtzusetzen (Berlin, G. Grote. 135 Seiten. 3,60 RM). 14 sehr feine Federzeichnungen von Hans Meid sind beigegeben. Und damit zum Schluß das Lächeln nicht fehle, sei hier des verstorbenen Schweden Hialmar Bergmans lustiges Büchlein „Katja im Frack" angefügt (München, R. Piper & Co., 3,60 RM). Der große Spötter, der die kleinen Dinge und die kleinen Menschen schwedischer Kleinstädte so meisterhaft zu schildern wußte und dabei die Abgründe aufzeigte, über denen unser aller Leben sich abspielt, gibt sich in dieser Geschichte eines entzückenden Mädels ganz heiter und unbeschwert, recht eine Lektüre für ausruhsame Stunden. Die Übertragung aus dem Schwedischen stammt von Marie Franzos. D. R.

Soldatisches

Im Auftrage des Reichskriegsministeriums erscheinen Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen deutscher Truppen und Freikorps: 1. Band: „Die Rückführung des Ostheeres", die von der Forschungsanstalt für Kriegs- und Heeresgeschichte bearbeitet und herausgegeben werden (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 194 Seiten). Dieses Unternehmen kann nur wärmstens begrüßt werden, denn hier wird endlich auf Grund authentischer Dokumente eine Darstellung der Taten jener deutschen Männer gegeben, die nach dem vierjährigen Ringen des Weltkrieges die Waffen nicht aus der Hand legten, sondern an Plätzen fochten, wo der Einsatz bei der zerbrochenen Heimat aussichtslos war, aber einmal eine leidlich geordnete Rückführung des noch im Osten stehenden Heeres ermöglichte und zum andern schwere Gefahren vom Vaterland und den deutschen Grenzen abwehrte. Ein Geleitwort schrieb Generalfeldmarschall v. Blomberg, die Einführung gab der General der Artillerie und Chef des Generalstabs des Heeres Beck. Der Text zeichnet sich durch soldatische Klarheit und Knappheit aus, die beigegebene Karte ist vorzüglich. — Vom deutschen Soldaten, seinem Wesen und seiner Geschichte berichtet Oberstleutnant a. D. Freiherr von Maltzahn „Der deutsche Soldat" (Berlin, Kyffhäuser-Verlag. 146 Seiten. 2,80 RM). Hier spricht ein Soldat von dem, was das Wesen des Soldaten ausmacht, und von den Leistungen großer Soldaten in der Geschichte, sowie von der Stellung des deutschen Soldaten im Dritten Reich.

In Teubners neusprachlichen Lesestoffen im Dienste der national-politischen Erziehung, herausgegeben von Dr. Hans Kicia, ist als achtes Heft erschienen „The British arm of to-day, its mind and work", herausgegeben von Dr. Hans Schröder (Leipzig, B. G. Teubner. 72 Seiten, 19 Abbildungen, 1 Kartenskizze). Hier wird an einem bedeutsamen Gegenstand unserer Tage die Möglichkeit geboten, sich die fremde Sprache anzueignen. Die Anmerkungen vermitteln die deutsche Bedeutung von Fach- und selteneren Ausdrücken. D. R.

Kunstbücher

Ernst Buschor gibt mit 100 ausgezeichnet reproduzierten Abbildungen „Die Plastik der Griechen" heraus (Berlin, Rembrandt-Verlag, 6,50 RM), von den ältesten Zeiten bis zur Höhe griechischer Kunst. Die getroffene Auswahl, die wirklich ein Bild des Eigensten und Unwiederholbaren der griechischen Plastik gibt, zeigt eine so genaue Kenntnis des gesamten Stoffes, daß man keinen besseren Führer zur Kunst der Griechen sich wünschen kann als den Münchener Archäologen. In einheitlichem Zug ersteht das Gesamtbild von den Anfängen des sogenannten geometrischen Stiles im zehnten Jahrhundert vor Christi bis zur nie wieder erreichten Höhe des Schaffens in der Blüte der Klassik und bis zum Abklingen im Hellenismus und der römischen Nachahmung.

Richard Kurt Donin behandelt in seinem Buche „Die Bettel-Ordenskirchen in Österreich" (Baden bei Wien, Rudolf M. Rohrer. Broschiert 17 RM), mit einem sorgfältig ausgewählten Bildanhang, einen Zweig österreichischer Baukunst, dessen Kenntnis zum Verständnis der gesamten Gotik in Österreich unentbehrlich ist. Donin gibt über den behandelten Sondergegenstand hinaus wesentliche Beiträge zur Kunstgeschichte überhaupt durch neue und gut begründete Datierungen.

Einem fast unbekannten Kleinod deutscher Baukunst dient die Schrift von H. L. Walter Hotz „Die Walterichskapelle zu Murrhardt" (Leipzig, Moritz Schäfer. 22 Abbildungen. 1,90 RM). Die Kapelle des heiligen Walterich, um die sich viele Sagen im Volke woben, liegt etwas abseits von den großen Reisestraßen, ist aber trotzdem nicht schwer zu erreichen, da sie auf der Straße von Stuttgart ins Frankenland liegt. Ein Besuch dieses schönen Benediktinerklosters wird jeden belohnen. D. R.

Lyrik

Von Hans Kloepfer, dem steyerischen Dichter, dessen Lebenserinnerungen wir hier aus vollem Herzen angezeigt hatten, sind nun „Gesammelte Gedichte", soweit sie schriftdeutsch sind, erschienen (Graz, Alpenland-Buchhandlung Südmark. 222 Seiten 4 RM). Auch in diesen lyrischen Zeugnissen tritt die saubere Persönlichkeit des österreichischen Dichters überzeugend dem Leser entgegen. Es sind alles Gedichte, die geschrieben werden mußten, und die aus einer erheblichen seelischen Tiefe heraus Gefühle und Gedanken, die sein Leben als Arzt und Helfer seines Volkes ihm nahebringen, in abgeklärter Form wiedergeben. Auch die andere Seite seines Wesens, ein feiner und überlegen fröhlicher Humor, kommt nicht zu kurz.

Ganz auf Humor, und zwar in seiner derbsten Form gestellt, ist das Büchlein „Hoppla", ein Abenteuer in Schnadahüpferln von Eva Leidmann (Hamburg, Broschek & Co. 3,50 RM), zu dem der Münchener Maler Erwin Espermüller bunte, lustige, den derben Humor treffende Bilder beigab. Der Inhalt ist die Abenteuerfahrt eines bayerischen Bauern Xaverl Tupferl von Ampfing nach Hamburg.

Auch Wendelin Überzwerch meldet sich erneut zum Wort mit abermals 1001 Schüttelreimen „Reimchen, Reimchen, schüttle dich" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 138 Seiten), mit einem Vorwort und in die Abschnitte gegliedert: „Aus Heimat und Ferne"; „Ein Kapitel Schüttel-Psychologie"; „Der Musen Schüttelfrost"; „Amor schüttelt sich", „Vata, Mutta, Bruda, Schwesta"; „Pulsschlag der Zeit" und selbstverständlich „Olympische Schüttelspiele"; ein „Schüttel-Wirtshausbummel"; „Allerlei Medyzin"; „Tiere schütteln dich an"; „Schüttel-Moritaten"; „Höherer, tieferer und mittlerer Blödsinn" und am Schluß die Tafel derjenigen, die an diesem heiteren Spiel schuld sind.

Sehr hübsch ist wiederum der Almanach „Aurora", herausgegeben von Karl Sczodrok, als Jahresgabe der deutschen Eichendorff-Stiftung (Oppeln, Verlag Der Oberschlesier. 3 RM). Mit Fug darf er sich ein romantischer Almanach nennen, bringt er doch neue wichtige Beiträge zu Eichendorffs Werk und Leben, von denen wir Sczodroks Beitrag „Eichendorff und die deutsche Landschaft", sowie die Notenbeilage „Läuten kaum die Maienglocken" besonders hervorheben.

Von einem anderen Vorkämpfer des Deutschtums am andern Platze, von Carl Lange, der in diesem Jahr seinen 50. Geburtstag beging, sind neue Gedichte erschienen „Kampf und Stille". Die Sauberkeit der sittlichen Persönlichkeit Langes, seine Gedankentiefe, sein Streben nach abgeklärter Beurteilung der Zeit und der Menschen und seine seelische Reichweite kommen auch hier überzeugend zum Ausdruck (Hamburg, Siebenstäbe-Verlag. 2,90 RM) (Im Verlage von Julius Beltz in Langensalza erschien übrigens in der Reihe „Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur" ein kurzer zusammenfassender Auszug aus Langes großer Mackensen-Biographie „Der Marschall Vorwärts des Weltkriegs").

Zwei Lyriksammlungen sind neu erschienen: „Lieder der Stille", eine Auswahl neuer Lyrik, herausgegeben von Edgar Diehl in Zusammenarbeit mit der Reichsschrifttumsstelle, die Lyrik unserer Tage bringt, und „Aus reinem Quell", deutsche Dichtung von Hölderlin bis zur Gegenwart, herausgegeben von Walter Hofstaetter und Georg Usadel (Leipzig, Philipp Reclam. 310 Seiten. 4 RM). Die Herausgeber glauben, die Brücke

von Hölderlin, Arndt, Brentano, Arnim, Chamisso, Novalis, Kleist, Uhland, Grillparzer, der Droste, Mörike, Storm, Keller, Fontane, Liliencron, C. F. Meyer, Wilhelm Busch, Dehmel zu den Dichtern unserer Tage, wie Hanns Johst, Hans Schwarz, Herybert Menzel, Baldur von Schirach, Wolfgang Eberhard Möller und vielen anderen geschlagen zu haben. D. R.

Buntes Allerlei

Jeder neue Band der Tusculum-Bücher bedeutet immer wieder eine neue Freude, so auch der von Michel Hofmann herausgegebene: „Antike Briefe" (München, Ernst Heimeran. 143 Seiten). Auch hier stehen, wie stets in dieser Sammlung, den deutschen Übersetzungen die Urtexte gegenüber. Die Auswahl schlägt einen weiten Kreis, ungefähr um das ganze Jahrtausend um Christi Geburt herum. Sie beginnt mit den geistigen Austauschzeugnissen der Griechen in der Hochzeit griechischen Geistes und endet mit dem Absterben der Antike. Das Ganze vermittelt ein Bild außerordentlicher Lebendigkeit, denn vor den rein literarischen Briefen sind die ganz persönlichen Briefe bevorzugt worden, in denen Mensch zu Mensch ohne rhetorische Phrasen und schönklingende Floskeln spricht. Alle Gebiete des menschlichen Lebens sind berücksichtigt. Wir finden Einladungen, Glückwünsche, Bitten, Empfehlungen, Dank, Beileid und Nachrufe, Berichte, geschäftliche Korrespondenz, Briefe an Götter, Meinungsaustausch zwischen Politikern, Briefe von Herren und Untergebenen, Briefe von Gatten und Hausvätern, Briefe von Eltern an Kinder und von Kindern an Eltern und in der gesamten Verwandtschaft gewechselte Briefe, endlich Briefe an Freunde. Ein Anhang bringt Unterweisungen über das Briefeschreiben aus der „Redeschule", wohl entstanden um 100 vor Christi, und einen Abschnitt über Gespräch und Brief aus der Redekunst des C. Julius Victor aus dem 4. Jahrhundert nach Christi. Die kurzen Anmerkungen unterrichten in erster Linie über die Quellen und benutzten Übersetzungen.

Als letzten Band der Jahrbücher der Goethe-Gesellschaft, die ja bekanntlich durch die Vierteljahrszeitschrift „Goethe" nunmehr abgelöst sind, gab Max Hecker den Namennachweis für die Bände 1—20 heraus (Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 495 Seiten). Diese gründliche und bis ins Letzte exakte Arbeit krönt das Werk, das die lange Reihe des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft darstellt, und ist zu gleicher Zeit ein letzter Beweis dafür, mit welcher Treue und Hingabe Max Hecker auch in diesem Rahmen seine Pflicht versehen hat.

In der prächtigen Sammlung „Was nicht im Wörterbuch steht" ist als 6. Band erschienen „Schwäbisch" von Sebastian Blau (München, R. Piper, 3,20 RM). Mit der gleichen Freude, mit der wir die Bände „Bayrisch", „Berlinerisch", „Sächsisch", „Plattdeutsch" und „Wienerisch" angezeigt haben, können wir auch auf diesen neuen Band verweisen, der mit sachkundiger Hand dem Schwäbischen gerecht wird. Blau, der bekannte schwäbische Mundartdichter, läßt den Schwaben in seiner vollen Eigenart hier erstehen und scheut vor keiner charakteristischen Derbheit zurück, die ja gerade hier unvermeidlich ist. Auch hier lockern Zeichnungen, die diesmal ganz besonders gelungen erscheinen, den Text auf, die von folgenden Künstlern stammen: Alfred Hugendubel, Helmut Muehle, Reinhold Nägele, Martin Piper, Alfred Reder und Willy Widman.

Hans Reimann hat in echt Reimannscher Art „Das Buch vom Kitsch" geschrieben, mit Federzeichnungen von Hans Kossatz, die in ihrer scharfen Satire sich durchaus auf der Höhe des Textes halten (München, R. Piper & Co. 180 Seiten). Reimann geht dem viel bedeutsameren Problem, als es von vielen angesehen wird, mit allen Waffen seines Witzes, seiner Einsicht und seiner Bosheit zu Leibe, ohne irgendwie die Schwierigkeiten einer wirksamen Bekämpfung des Kitsches zu vereinfachen. Dieses Kompendium des Kitsches, das einem manche Dinge wieder in die Erinnerung zurückruft, die man schon vergessen hatte, gibt recht ernste Hinweise, wie man der Ausbreitung des Kitsches wirksam entgegentreten kann. Ausrotten wird man ihn nie, denn er entspricht einem menschlichen Bedürfnis, und so bekämpft Hans Reimann auch nicht den Kitsch als Privatsache, sondern nur als öffentliche Erscheinung. D. R.

Soldatenknechtschaft und Soldatengröße

Die Auszüge der „Lebendigen Vergangenheit" dieses Heftes sind dem Buch von

Alfred de Vigny, „Soldatenknechtschaft und Soldatengröße" entnommen. Nachdem die von Altensche Übersetzung vergriffen ist, hat Otto Freiherr von Taube als ein wirklich Berufener, da er sowohl zu dem Autor wie dem behandelten Gegenstand stärkste innere Beziehung hat, eine ausgezeichnete neue Verdeutschung erscheinen lassen (Merseburg, Friedrich Stollberg. 259 Seiten). Alfred de Vigny, der im Jahre 1814 als Sechzehnjähriger in die Armee als Leutnant der Garde Ludwigs XVIII. eintrat, nahm bekanntlich schon 1827 seinen Abschied, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, von der er sich jedoch auch bald trotz großer Erfolge in die fast völlige Einsamkeit seines Landsitzes zurückzog. Seine Schrift „Soldatenknechtschaft und Soldatengröße", die wie manche andere wertvolle junge Menschen auch den jungen Baron Taube richtungweisend ergriff, ist „das hohe Lied des Fahneneides". De Vigny gehört zu den seltenen Menschen von stärkster Substanz, die dazu verurteilt sind, die große eigene Möglichkeit als Forderung an die Gesamtheit anzulegen, mit dem selbstverständlichen Erfolge der sich stetig wiederholenden Enttäuschung, bis man die Kraft findet, aus letzter Einsicht in die Gebrechlichkeit aller menschlichen Dinge auf alles, ja selbst auf eigene Leistung und Arbeit, zu verzichten. Seine Anschauung vom Leben war eine durchaus männliche, und seine Religion war die Ehre. Er rang innerlich mit dem ewigen Problem des Soldaten, mit der Forderung der Pflicht und der Ehre die Möglichkeit eines edlen Menschentums zu verbinden. Was in diesem Buch über soldatische Haltung, über Ehre, über die Pflicht gegen das Vaterland gesagt ist, bleibt allgemeingültig und allgemeinverbindlich. Es ist ein Buch, das man gerade in den Händen der deutschen soldatischen Jugend wissen möchte, denn de Vignys Begriff vom Soldaten und seinem Wesen leitet sich ab von dem des Großen Friedrich, als dessen schlechten Nachahmer er Napoleon sah.

Die Einleitung, die Taube schrieb, ist ein kleines Meisterstück in sich: selten hat Kongenialität der Gesinnung einen so kongenialen Ausdruck gefunden, und die Anmerkungen beweisen erneut die tiefgründige und feinsinnige Bildung des Übersetzers. Möge das Buch so wirken, daß der unvergeßliche Satz de Vignys zum Leitstern für die jungen deutschen Offiziere werden möge: „Die Ehre ist die Schamhaftigkeit des Mannes." R. P.

Mut und Gemüt

Mut und Gemüt finden sich selten allein und kaum nebeneinander. Deshalb müßte es oben richtiger heißen: Mut oder Gemüt. Aber man ist froh, wenn sich in je einem Buche eine dieser Tugenden spüren läßt, die den Charakter seines Autors seltener und wertvoll macht. Das mutige Buch ist der Roman „In jenen Jahren" (Zeitbild-Verlag, Leipzig/Wien. 215 Seiten, Leinen) von Rudolf Schneider-Schelde, in dem von dem grausamen Leben eines deutschen Schriftstellers im München der Nachkriegszeit schlicht berichtet wird. Die einfache Erzählung, die nichts anderes darstellt als einen das Wesentliche erfassenden Schnitt aus dem Gesamtfilm Leben, beginnt mit dem Tode der Mutter. Der Sohn einer Künstlerfamilie aus einst gutbürgerlichen Verhältnissen hat bisher als gern gelesener Unterhaltungsschriftsteller bequem sein Auskommen gefunden. An der Seite einer schönen Freundin verbummelt er einige Jahre. Als er wieder arbeiten muß, zweifelt er an seinen literarischen Fähigkeiten. Eine innere Wandlung, die ihn von aller früheren Oberflächlichkeit wegführt, erschwert ihm das Schreiben. Seine nunmehr ernsten und tiefen Werke finden keinen Absatz. Er hungert, bis er zum Dieb wird. In moralischer Schwächeanwandlung spielt er mit Gedanken an den Selbstmord. Beim Versuch dazu wird er von der Freundin zurückgerissen. Seine Persönlichkeit erfährt endlich die Umkehr zur Willensstärke. Erneut beginnt das Leben.

Kühl und schmerzerfahren wirkt das Temperament des Erzählers sich in dieser schmalen Fabel aus, die nichts als „un coin de la nature" ist. In Deutschland dürfte es seit einigen Jahren kaum einen Bericht gegeben haben, der ganz ohne billige Gefühlsmache, ohne lyrische Flimmerei, so völlig ohne ästhetische Spielereien etwa zur Anlockung einer intellektualistisch feinschmeckerischen und geringzahligen Leserschaft wie ohne die üblichen Plattheiten für den Massenkonsum der durch Kino und Zeitungsroman Erzogenen auskommt — und doch wirkt. Schneider-Scheldes Rückblick zu „Jenen Jahren" ist weder eine Lektüre für Kaffeekränzchen der

Provinz noch eine Diskussionsangelegenheit für hauptstädtische Literatentische, sondern einfach die Niederschrift eines Mannes, in der die Literatur die Pilgerfahrt zur Wahrheit ohne Posaunen antritt. Der Autor bringt den Mut zu einem Kreuzzug auf, der ernst zu nehmen ist.

Das gemütvolle Buch ist der ganz kleine Roman „Das Jahr in Dijon" (Franz Fromme, Wien. 200 Seiten) von Ernst Adolf Mayer, das in einem feinen und stillen Klang geschrieben ist. 1913 kommt ein junger österreichischer Student der schönen Wissenschaften in die alte Universitätsstadt Dijon. Mit Freunden aus Frankreich und „Deutschreich" hat er jugendlich-glückliche Gespräche über den Frieden zwischen den Völkern und den Segen ihrer versöhnten Gegensätzlichkeit. Mit der Tochter des Hauswirtes, eines Steinbildhauers, einem strebsamen Mädchen von warmer Empfindsamkeit, flicht er eine freundschaftlich-keusche Beziehung an, die mit dem gegenseitigen Versprechen eines späteren gemeinsamen Lebens Seite an Seite endet. Der Krieg zerreißt die zarten Fäden. 1916 schreibt der verwundete Offizier über Schweizer Freunde an sie, daß er sich von ihr lösen müsse, er habe zu viel Schlimmes erlebt. Nach dem Kriege erhält er ein Paket ungeöffneter Briefe, die von der inzwischen verstorbenen Jeanne stammen. Während all der Feuerjahre hat sie aus der Gartenhelle der französischen Provinz an ihn vertrauensvoll geschrieben und die Blätter, ohne sie abzusenden, mählich gesammelt. Sechs Jahre nachher fährt er zu spät nach Dijon zurück. Äußerlich ist alles wie einst — innerlich spürt er die Leere und Armut des Herzens, dem der Krieg die Jugend genommen. Trotzdem schließt das Buch nicht mit der Geste des resignierten Hasses, sondern mit der Gebärde der Versöhnung. Die lebend Heimgekehrten — ein junger französischer Kandidat und der inzwischen Lehrer gewordene Österreicher — suchen einander in ihrer Heimat auf, jeder, um des anderen Vaterland lieben zu lernen. Sie gehören zur kleinen Schar derer, „die guten Willens sind", komme, was kommen mag.

Gewiß wird das liebenswerte Bekenntnis dieses deutschgesinnten und in seiner Heimatliebe zu Dichtung und Geschichte der Vergangenheit beschaulichen Menschen infolge der ungeheuren Welle der jährlichen Romanproduktion überall übersehen werden. Daran läßt sich wohl kaum etwas ändern. Man darf deshalb gerade unterstreichen, daß das „Jahr in Dijon" ein besseres Schicksal verdiente. Es ist kein großartiges, kein spannendes, kein farbiges, kein lockendes Buch, aber ein mildes, ein gütiges Werk von der kleinen Zuversicht auf den besseren Menschen im Menschen. Das Gemüt der Muttersprache leuchtet aus seiner reinlichen Prosa. Wilmont Haacke

Die Rose von Jericho

„Die Rose von Jericho" nennt Werner Bergengruen eine Sammlung von Gedichten (Berlin, Verlag die Rabenpresse. 3,50 RM). Was das Motto — ein tiefes und feines Wort von Jakob Böhme — ankündigt: daß alle Kreaturen dieser Welt ein ewig Gleichnis sein wollen, daß bei ihrem Vergehen der Geist zerbricht, aber die Figur und Schatten ewiglich bleiben, das halten diese Gedichte, denen Werner Bergengruen den Namen eines der feinsten und saubersten deutschen Menschen, den Otto Freiherrn von Taubes voransetzte. Werner Bergengruen, unseren Lesern wohlvertraut, ein Mann mit der Leidenschaft und mit der Kraft, richtig zu denken, ein Dichter von einmaliger Eigenart, offenbart in diesen Gedichten so viel vom eigenen Wesen, wie keine seiner Prosaschöpfungen es bisher getan hat. Man wird dies schmale Bändchen sich gern an eine Stelle legen, an der man es leicht erreichen kann, um mit einem feinen und klugen Menschen Zwiesprache zu halten. P.

Lieder der Freundschaft

Den großen Roman der gesunden Lebensfreude, der fröhlichen Zuversicht am wechselnden Dasein und des ungebrochenen Willens, wider das Schicksal als Mann zu stehen, hat Bernhard Kellermann mit seinem letzten Buch „Lied der Freundschaft" (S. Fischer, Berlin. 499 Seiten) mit der geschwind den Leser fortführenden Feder des Lebens-Kenners und Schreiben-Könners diesen Jahren des Abschiedes an die Lethargie gegeben.

Fünf Männer kehren aus den vier Grabenjahren zurück. Einer von ihnen hat einen Vater und ein Gut daheim. Zu ihm und dessen Boden will er die mit Kriegsschluß überflüssig gewordenen Landsknechte mitnehmen, um ihnen Herd und Heimat, für die sie vergeblich

gekämpft, zu geben. Ausgehungert, verfroren und zerrissen kehren sie zurück. Hermanns Vater ist tot. Der rote Hahn hat das Gut vernichtet. Die Kameraden, ein Kriegsblinder darunter, erhalten den verzweifelten Sohn. Die Kameradschaft der Fünf packt an. In Jahren härtester Arbeit verwandeln sie den Trümmerhaufen ohne Geld, ohne Kredit, ohne Maschinen, ohne Hilfe wieder in einen Boden, der die harten Männer und ihre neuen Familien gern trägt, während draußen der Irrsinn der Papier-Billionen flattert. Jeder der fünf Männer, die Kellermann hinstellt, ist ein Kerl, wie er leibt und lebt. Hermann ist der Führer ohne Herrenanspruch und Kommandoton. Anton ist der muskulöse Bär in ehrlicher Haut, der für sechs schafft und ein Dutzend Dorfburschen zerdrischt, wenn sie sein empfindliches Ehrgefühl treffen. Der Rothaarige ist ein verschlossener Pan, ein Meister der Gärten, ein Mord aus der Friedenszeit bedrückt sein Gewissen, nach Verbüßung der Strafe ist er trotz seines borstigen Aussehens ein Engel von Mensch. Karl, der Schmied ohne Augen, will sich in der Scheune aufhängen, die Kameraden aber passen auf, und als ihm Babette einen Sohn, der „richtig sehen" kann, schenkt, findet er die Erde wieder. Hänschen, ein blonder Leichtfuß, Figaro der Provinzstadt, flieht vor heiratssüchtigen Mädchen. Um diese fünf Männer gruppieren sich Frauen aus Fleisch und Blut, lauter Mädchen gesunder Rasse voll Lebensechtheit. Zwischen all ihrem Werken und Treiben, ihrem Schuften und ihrem Atemholen tauchen die Verhältnisse des kleinen Nestes auf mit seinem Ehrgeiz, seinen Intrigen, seiner Lebenslust unter der Anstandstünche, diesem Rudiment aus den goldenen Tagen der Bourgeoisie.

Ach, es ist schon ein Buch, das beim Lesen schmeckt. Die Fahne des Optimismus wird darin gehißt. Allen Stürmen, die sie umflattern, lacht sie ein fröhliches „Trotzdem" entgegen. Kellermanns Menschen arbeiten, ohne von Pflicht zu reden, am Aufbau. Unbekümmert feiern sie, nachdem sie mehr als „das Pensum" geschafft, den Feierabend mit Wein und Weib und Gesang. Sein „Lied der Freundschaft" schenkt Mut und Fröhlichkeit. Es kennt das Volk, weiß um sein Blut. Es macht glücklich. Man freut sich herzlich über diese Arbeit eines Schriftstellers, der so aus dem Vollen schöpft, der so leicht (und ganz ohne die bekannte gespreizte Miene gewisser Herolde, die ständig von ihrer gottbegnadeten, inneren Berufung reden) ein Stück deutscher Erde in deutscher Sprache, unverquast und unverquollen, in gesunder Breite aufdeckt.

Das Buch, nach dem die Gefühlswelt der Gegenwart sich sehnt, hat Otto Maria **Polley** mit erstaunlich sicherem Instinkt für die unausgesprochenen Forderungen des Tages durch seinen Roman „Das neue Haus" (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin. Leinen, 252 Seiten) geschrieben. In dessen Blättern steckt etwas von diesem neuen und noch nicht gefestigten Bewußtsein jener eben angebrochenen Übergangsjahre der Stadtflucht aufs Land zurück. Polley zeichnet die Menschen der Gegenwart, die der Zivilisation und ihrem Komfort eben zögernd den Rücken gedreht haben und nun mit Begeisterung, aber auch mit Furcht zwischen den Hügeln und Wiesen weit vor den Steinwüsten der asphaltenen Arbeit eine neue Heimat und ihren Kindern eine gesunde Zukunft suchen. Polley, der selbst Städter in seinem Bildungsgut ist, begeht nicht den Fehler der meisten Konjunkturlinge, daß er ganz aufs unbekannte Dorf geht, nein, er sucht sich jenen eigentlichen Bereich unserer Welt, die sich wandelt, auf, den breiten Rand der großen Stadt. Jenen Strich der Peripherie, da Männer ihre Häuser bauen und ihre Gärten beackern, die das erst nach Büroschluß tun können. Hier entwickeln sich die neuen Lebensformen der nächsten Jahrzehnte.

„Das neue Haus" wird von einem Beamten und seiner Frau errichtet, die eine kleine Erbschaft gleich in der Gestalt eines kleinen Grundstückes gemacht haben. Sie sind Städter. Gastlich werden sie von einem Ehepaar auf dem Nachbarland, die mehr Gärtner denn Bauern sind, aufgenommen und kameradschaftlich beraten. Das glückliche Leben der beiden Familien, zu denen bald Kinder kommen, wird von Polley im sanften Auf und Ab freundlich-freundschaftlicher Beziehungen bespiegelt. Ein etwas verrückter, aber sehr sympathischer Maler, ein arbeitsamer Ideal-Landstreicher Alfred und ein zänkisches Hausmädchen Bertha runden das Romanpersonal ab.

Der Autor des Romans ist jung. Er weiß über das noch unausgedehnte Maß seiner Schreibkraft Bescheid. Daher beschränkt er sich auf wenig Menschen, die er miteinander

glaubhaft bewegt. Selten einmal traut er sich zu viel Schilderungskraft zu, so wäre die Beschreibung der Geburt besser einem seiner späteren Bücher vorbehalten geblieben. Sonst aber weiß Polley sehr genau, was er will. Für seitenlange Lyrismen zur Füllung hat er keine Zeit. Das Ich des Verfassers begegnet nie. Dies ist eine Tugend der Schreibkunst, die den Jungen besonders schwer fällt. Polleys bisheriges Schaffen klingt wie die Anmeldung eines Mannes, der auf dem Gebiete des guten Unterhaltungsromanes — vielleicht auch des erhofften Qualitäts-Zeitungsromanes, auf den die Fachmänner warten — eine verantwortliche Begabung sein wird.

Hansgeorg Buchholtz hätte sein Buch „Wir halten die Wacht" (Paul List Verlag, Leipzig. Leinen, 135 Seiten) mit gutem Gewissen als Roman bezeichnen können. Daß er dies nicht — wie so viele geringere Begabungen bei kleineren Werken — tut, sondern seine Arbeit nüchtern und bescheiden „Eine Geschichte aus dem deutschen Osten" untertitelt, läßt ihn von Beginn an als einen Schriftsteller von angenehm korrekten literarischen Umgangsformen erscheinen. Mit wenigen Mitteln erzählt er, gelegentlich fast zu exakt sparsam, aus den Jahren des Nach-Versailles, da die Tapfersten aller Heimkehrer wider Willen der Regierung sich dem heimlichen Grenzschutz hingaben. Den Kampf gegen die „Entdeutschungspropaganda" — mit welchem Begriff die „Deutsche Rundschau" zu jener Zeit die ungerechten Übergriffe der Vertragsmächte gegen unsere Grenzmarkbewohner brandmarkte — haben junge Menschen trotz aller Armut und aller Widerstände durch die Reichsfeinde innen und außen erneut aufgenommen. Mit dem Blut führen sie ihn für die Freiheit ihrer Heimaterde und das Glück ihrer Frauen und Kinder auf ihr als Kameraden und als Freunde aus der Kriegszeit. Ein wenig Liebesleid und -weh ist in die Erzählung, die sich zwischen wenigen, gut getroffenen Gestalten recht sicher bewegt, mit zärtlichen Tönen getupft. Dem Willen verbindet sich über die Sehnsucht das Gefühl. Daraus ist ein Buch entstanden, das nicht nur von den Marschtritten der jungen Kämpfer widerhallt, sondern auch ein wenig Seele und die Angelegenheiten des Herzens zwischen Mann und Frau leicht verklärt. Ein Buch brauchbarer Ansätze, das einen Erzähler ankündigt, der sich auch literarisch fundieren wird.

In allen drei Werken, in dem Zeile für Zeile packenden großen Roman des erfahrenen Schriftstellers wie in den noch suchend wirkenden Geschichten der jungen Autoren erklingt das Lied einer dem Heimatlande dienlichen Freundschaft aufrichtiger Männer, die Schulter an Schulter einsatzbereit sind.

Wilmont Haacke

Zwei Journalistenbücher

Ein Buch von besonderer Eigenart ist das unter dem Namen von Ruppert Recking erschienene Buch „Ein Journalist erzählt" mit dem Untertitel „Abenteuer und Politik in Afrika" (Stuttgart, Deutsche Verlags-anstalt. 468 Seiten mit 2 Textkarten). Der soi-disant Ruppert Recking ist wirklich bei allen wichtigen politischen Ereignissen in Afrika vor dem Kriege dabeigewesen und weiß diese aufregenden Dinge und seine Begegnung mit besonderen Männern in einer Form zu erzählen, die der Farbigkeit und der Bedeutung der miterlebten Geschichte entspricht. Durch das persönliche Interesse seines Gönners, eines amerikanischen Zeitungskönigs, kam der begabte junge Mann schon früh an Plätze, an denen er als Meisterer ungewöhnlicher Situationen das ihm geschenkte Vertrauen rechtfertigen konnte. Er war dabei, als die Franzosen Madagaskar eroberten, er erlebte Kitcheners Rachefeldzug gegen den Mahdi, den schweren Konflikt in Faschoda, gewann die Freundschaft Cecil Rhodes' und Lord Kitcheners und faßte auch in der englischen Zeitungswelt und in der englischen Gesellschaft festen Fuß. Das ist ein Buch, von dem man nicht berichten soll, sondern das gelesen sein will. Wenn man einmal in alten Zeitungen blättert, die vor vielen Jahren erschienen sind, dann hat das einen ungewöhnlichen Reiz: man sieht das Werden der Geschichte rückschauend und gerät in den Bann der damaligen politischen Atmosphäre. Solchen Eindruck vermittelt in gesteigerter Form dies Buch eines ungewöhnlich begabten Journalisten. Wir sind auf die Fortsetzung gespannt, die dann vielleicht auch das Pseudonym des Verfassers lüften wird.

Ein auf dem Sondergebiet der Pressephotographie glänzend befähigter Journalist schrieb aus einer reichen persönlichen Erfahrung und

der Fähigkeit, eigene Erfahrungen systematisch zu ordnen, das Buch „Das Pressephoto als publizistisches Mittel“ und erwarb mit dieser tüchtigen Arbeit den Doktorgrad. Willy Stiewe, der Herausgeber der „Neuen Illustrierten Zeitung“, hat schon in früheren Büchern bewiesen, wie scharfsinnig und zutreffend er die Wirkung des Pressebildes zu verstehen weiß. Dieses Buch bestätigt ihn nicht nur als besonders befähigten Leiter illustrierter Blätter, sondern auch als klugen Systematiker seines Arbeitsgebietes. Aus einer Überfülle von Material weiß er vom Wesen, der Art und der Eignung des Pressephotos und den Prinzipien seiner Verwendung, von der Stellung des Zeitungslesers zum Pressephoto, vom Verleger und dem Pressephoto, vom Bildberichterstatter und dem Bildredakteur und ihren Beziehungen zum Pressephoto und endlich vom Staat und dem Pressephoto Einschlägiges und Grundsätzliches in fesselnder Form zu berichten (Leipzig, Universitätsverlag von Karl Noske, 129 Seiten mit vielen Photos). D. R.

Die Liebesgeschichte Abälards

Den traurig-holden Roman der irdischen Liebe zwischen dem Theologen und Philosophen, dem Denker und dem Schwärmer Peter Abälard und der zarten geiststrebenden Heloise hat Helen Waddell („Abälard“, H. Goverts, Hamburg) neu geschrieben. Als Frau versteht sie sich auf eine zurückhaltende und sentimentalische Schilderung des unendlichen Glückes und endlichen Unglückes der beiden Liebenden, die einander über den Pergamenten dahingegangener Kirchenfürsten und kluger Lehrer der Menschheit in einem Studierzimmer des alten Paris finden. Einmal in ihren Nächten werden sie von Fulbert, der sich als Vater der Heloise betrachtet, überrascht, und die Unruhe der Verwicklungen und die Kette der Leiden beginnt. Fulbert läßt in seinem Hasse Abälard durch bezahlte Schurken entmannen, schreit die Tatsache seiner Heirat in die Welt hinaus. Die Meute der kleineren Geister, die schon lange Abälard seinen unantastbaren Ruhm, die Schar seiner enthusiastischen Schüler und sein Ansehen in Rom neiden, fällt nun hämisch über ihn und über sein Werk her. Abälard wird aus seinen Ämtern gestoßen, fällt aus dem Glanz in das Nichts, flieht mit einem letzten Getreuen in die Wälder. Der Groll verzehrt ihn. Die Sehnsucht nach der Freundin zerfrißt seine Seele. Abälard wird klein, bespeit Gott. Spät erst wird er weise, still, harmonisch. Heloise ist fern für immer im Kloster. Über die Jahrhunderte hinweg wird man von der Schriftstellerin mit den beiden tief vertraut gemacht. Sie hat sich so innig in jene entrückte Zeit versenkt, daß sie selbst aus dem Dämmer ihrer Schatzkammern wie trunken heimkehrt. Eine fast nicht begreifliche Fülle der Erkenntnis gewesener Formen menschlichen Seins bietet sich in dem Buche mit beinah verführerischer Weichheit überzeugendster Impression dem wirklich erstaunten und rasch ergriffenen Leser an. Das Schönste des Buches sind die Gemälde von jenem frühen Antlitz der Erde, dessen Einsamkeit und Gottesfülle unvorstellbar ist. Mit Abälard reitet man tagelang durch die endlosen Wälder, selten an binsengedeckten Hütten vorbei, immer nur durch endlose und unangebrochene Natur. Plötzlich blendet weiß über Meilen hinweg eine Kirche mit himmelstrebend einsamen Türmen spitz über die einsame Landschaft. Und endlich blickt man — damals wie heute die gleiche Stelle — von den Höhen bei St. Cloud auf das Paris des zwölften Jahrhunderts. „Es war lange nach Sonnenuntergang, aber der wachsende Mond über Notre Dame war nichts mehr als eine bleiche Sichel am hellen Himmel der Erntezeit. Das innere Strahlen, jenes rätselvolle Licht über der Ile de France, schlief über ihren Türmen. So oft er es auch gesehen hatte... immer stockte ihm beim Anblick dieser Schönheit der Atem. Vor ihm schwamm die Insel mit ihren Türmen, schimmernd wie jenes große Schiff mit weißen Segeln, das er einmal aus den weiten Flächen der Loire nach Nantes hatte einfahren sehen; oder wie ein Wildschwan, der für einen Augenblick in der Strommitte rastet.“ In seiner Schönheit wie in seiner Häßlichkeit, mit seinen Palästen wie seinen dunklen Gassen, wird das ganze Gesicht der ersten Weltstadt des Mittelalters, das Leben des zweiten Rom sichtbar.

Helen Waddell hat einen historischen Roman ohne die übliche Plumpheit dieser oft unleserlichen und vor Unbildung strotzenden Gattung geschrieben. In seiner Farbenprächtigkeit und echten Lebensahnung um die Vergangenheit steht das Buch einem wissen-

schaftlichen Meisterwerk wie Carl J. Burckhardts „Richelieu" als ein gelungener Versuch dichterischen Wiederfindens einer „verlorenen Zeit" ebenbürtig zur Seite. W. H.

Donoso Cortés

In einem Augenblick, da die spanische Entwicklung ihren bisher vielleicht stärksten Pendelschlag nach links genommen hat, ist es von besonderem Interesse, die Biographie eines spanischen Antiliberalen zu lesen. Donoso Cortés, 1809 geboren, 1853 gestorben, vom Kampfe Spaniens gegen Napoleon I. bis zur Enttäuschung über Napoleon III. lebend, gilt heute wieder als einer der Repräsentanten des spanischen Antiliberalismus im 19. Jahrhundert. Edmund Schramm hat in einer vortrefflichen Arbeit Leben und Werk Donosos dargestellt (Donoso Cortés. Leben und Werk eines spanischen Antiliberalen, 155 Seiten, Ibero-Amerikanisches Institut, Hamburg 1935; Heft 7 der „Ibero-amerikanischen Studien"). Schramm zeigt die starken französischen Einwirkungen auf Spanien im 18. Jahrhundert, das Entstehen der liberalen Bewegung, die Bedeutung der Freimaurerlogen als Grundlage der politischen Entwicklung im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Aber diesem Liberalismus stellte sich seit 1823 ein verschärftes absolutistisches Schreckensregiment gegenüber. Als 1833 nach Ferdinands VII. Tod das Volk sich spaltete zwischen den Linksliberalen, die jede Form der autoritär-absolutistischen Herrschaft bekämpften, die Volkssouveränität schrankenlos ausdehnen und die Monarchie auf einen Schein von Repräsentation beschränken wollten, und den fanatisch katholischen, radikal absolutistischen Karlisten, brach der Bruderkrieg aus. Zwischen beiden Parteien standen die schwache Regentin Maria Christine und danach die Königin Isabella II., durch die Abneigung der Karlisten gegen die Dynastie fast zu den Liberalen gedrängt. Donosos Eingreifen in die politischen Geschehnisse begann im Augenblick, als die karlistische Bewegung einsetzte. Schramm zeigt die Ausbildung seiner liberalen Anschauungen, seine erste journalistische und parlamentarische Tätigkeit, seine Rolle bei der in der Verbannung lebenden Königsmutter, seinen zunehmenden Konservatismus, seine Wendung zum Christentum und gleichzeitige Geringschätzung des revolutionären aufklärerischen Gedankengutes. 1840 machte diese Entwicklung seinen Rückzug aus der Politik nötig. Drei Jahre hindurch führte er das Leben eines Emigranten und danach bis 1848 das eines Politikers der gemäßigten Partei. In dieser Zeit liegen auch die Anfänge seines bedeutenden staatstheoretischen Denkens. Die wichtigsten Missionen werden ihm nun anvertraut, er hält seine großen Reden und macht zum Beispiel im März 1847 den vielleicht nicht, wie Schramm meint, „grandiosen", aber glühend patriotischen — Vorschlag einer aktiven Afrikapolitik und eines engen Bündnisses mit Portugal. Und dann vollzieht sich in ihm, ausgelöst durch die Erschütterungen des Jahres 1848, die zweite Wendung. In Frankreich zerfiel die letzte „mögliche Monarchie". Donoso Cortés sah die „katholische Kultur" aufs schwerste gefährdet. Dazu kam, daß er gerade im November dieses Jahres zum Gesandten in Berlin ernannt wurde. Es war ein abliegender, wenig Arbeit und Interesse bietender Posten, den er auf seiner Flucht aus der politischen Wirklichkeit vorübergehend bezog. Es ist nur allzu natürlich, daß er sich in Preußen nicht eingelebt hat. Seine Vorurteile konfessioneller, national- und weltpolitischer Art machten ihm das Verständnis für die preußische Geschichte und Situation fast unmöglich. Schon nach einjähriger Tätigkeit kehrte er nach Madrid zurück, fand dort eine gänzlich veränderte Situation vor, die ihn für die Diktatur als letzte mögliche Regierungsform eintreten und zugleich aber für seine Person die Stellung des Diktators ablehnen ließ, und übernahm schon 1850 wieder einen Gesandtenposten — diesmal den in Paris. Es war die glänzendste diplomatische Stellung Spaniens, die er hier übernahm. Mit Begeisterung erlebte er Napoleons III. Staatsstreich — aber schon vor der Kaiserproklamation enttäuschten ihn die demagogischen Instinkte Napoleons. In den Pariser Jahren hat er den politischen Ehrgeiz immer mehr abgelegt. Die Religion nahm schließlich ganz von ihm Besitz. — Das Fortleben seiner Ideen ist durch Mißverständnisse vielfach erschwert worden. Wenn Donoso Cortés es als im Wesen des bürgerlichen Liberalismus liegend erkannte, daß er sich im Kampf zwischen Katholizismus und atheistischem Sozialismus nicht entschied,

sondern statt dessen eine Diskussion anknüpfte, wenn er die Bourgeoisie als „diskutierende Klasse" definierte, deren Religion in Rede- und Preßfreiheit bestehe, so hat Carl Schmitt das „nicht für das letzte Wort über den gesamten, aber wohl für das erstaunlichste Aperçu über den konstitutionellen Liberalismus" gehalten. W. T.

Kennerschaft der Wildnis

Cherry Kearton hat sich rasch einen guten Namen als der Schreiber bezaubernd echter Tiergeschichten und erlebter Abenteuer in fernen Ländern auch in unserem Lande schaffen können. Diesmal berichtet er in der ihm gewohnt authentischen Weise von dem traurigen Schicksal eines Negerdorfes im Inneren Afrikas, das zerstört wird, dessen Einwohner umkommen. „Das Tier im Feuerberg" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. 171 Seiten) ist in dem Denken der naturfurchtsamen Neger ein Löwe, der im Inneren eines Vulkans versteckt ist, manchmal brüllt, faucht und raucht. Der benachbarte Negerstamm erschrickt oft vor seiner heimlich drohenden Gewalt. Im entscheidenden Augenblick flieht er doch zu spät. Der Stamm hat nicht auf den jungen Krieger, der in der Nähe des Vulkans seine ausbrechenden Kraft instinktiv erspürt hat, gehört, sondern sich den Reden des alten Zauberers und Medizinmannes, der sich leider geirrt, vertrauensvoll überlassen. Die heranfließende Lava zerstört das Dorf und tötet einen Teil seiner Einwohner. Eingesponnen in diese Dramatik der entfesselten Erdgewalten ist eine romanhafte Skizze vom Leben einer kleinen und jungen Familie, die unter den Intrigen der Stammespolitik leidet. Abenteuerliche Ausschnitte aus dem Alltag eines Wilden mit Jagd und Gefahr ergänzen den flotten Bericht des Mannes Kearton, der viel erlebt, viel gesehen hat und leicht aus der Fülle eines mit Auge und Herz genossenen Lebens im ewigen Unterwegs plaudert. Wie lange schon ist der Staub, den einst die gräßliche Gruppe der Tarzan-Schmöker aufgewirbelt, von dem unsichtbaren Besen der eilenden Zeit auf den Kehrichthaufen des Entrümpelten geworfen worden! Wie freut man sich solcher guten Tierbücher wie der Cherry Keartons, wenn man zufällig an die Sensations-Schmarren von damals zurückdenkt. Ein fröhliches, freundliches Buch aus einer anderen Welt als unserer Häusermeere hat Kearton hier den Jungen und auch den jungen Herzen unter den Älteren geschickt.

W. H.

„Was fruchtbar ist, ist wahr"?

In einer Zeit aufgewühlten Meinungskampfes, wofür die unsere doch sicher ein nicht alltägliches Exempel abgibt, pflegt sich über kurz oder lang im Schatten dieser Auseinandersetzungen ein sehr altes und doch ewig junges methodisches Problem herauszukristallisieren und nach seiner Lösung förmlich zu schreien: die Frage nach wahr und falsch, fruchtbar und unfruchtbar. Jede Meinung, die wir äußern, jeder Satz, den wir aussprechen, ist seinerseits ein Urteil und unterliegt den unumstößlichen Gesetzen der Logik. Auch wenn man z. B. behauptete, es gibt keine objektive Wahrheit, es besteht keine allgemeingültige Logik, so ist die Torheit darin nur verdoppelt, indem sie sich in diesem Urteil selber bereits wieder aufhebt. Wer diesen einfachen Umstand samt seinen allerdings sehr weitreichenden Konsequenzen einmal begriffen hat (es kann dies jedoch fürchterlich schwer fallen und die erstaunlichsten Denker sind schon darüber gestolpert), befindet sich hiermit bereits auf festem Boden, er hat aber noch keine Erklärung dafür, wie nun die falschen oder halbwahren Urteile, wie Meinungen, Behauptungen, Aperçus, Thesen zu ihrer Wirkung, ihrem faktischen Dasein in der Welt und ihren oft so glänzenden Erfolgen kommen, mit denen sie alle „bloße Wahrheit" in den Schatten stellen, ja sogar das Wahrheitsprinzip als solches zu diskreditieren scheinen. Sicher scheint nur so viel, daß der Mensch vom kahlen Brot der Wahrheit allein nicht leben kann, daß er vielmehr das Konfekt des Wertens nicht nur dazu noch braucht, sondern eher sogar von ihm allein, ohne die Wahrheit, leben könnte. Das hiermit angerührte Problem zieht ungeheure Kreise, und gerade die Spannungen unserer Zeit häufen das Material, um es sichtbar (wenn auch wohl nicht endgültig lösbar) zu machen, in einer so eklatanten Weise, daß dem wissenschaftlichen Nachdenken auch die notwendigen Schlüsse sehr nahegelegt werden. In einer mehr salomonisch-richterlichen als philosophisch-ausschöpfenden Form sucht Heinrich Roßbacher in

einer Schriftenreihe „Abhandlungen über das politisch-wissenschaftliche Schrifttum" dieses Problem nunmehr endgültig zu erledigen. Roßbacher teilt das „Kind" sorgfältig in zwei Hälften, indem er eine „politische" und eine „wissenschaftliche" Methode und zwei dementsprechende Schrifttumsgruppen unterscheidet, der letzteren die Wahrheit, der ersten die Fruchtbarkeit, das Leben, die Wirkung zuerkennt; nun allerdings nur der Theorie nach in genauer Scheidung, während das reale Denken in beiden Sphären aus den jeweils individuell schattierten Resultanten beider Gegensätze besteht. Genügt auch dieser Grundgedanke dem philosophischen Erfordernis nicht ganz (um ihn zu verbessern, bedürfte es allerdings nicht bloß einiger Einwände, sondern eines entwickelten Systems), so bedeutet doch das von Roßbacher zu seiner Ausführung beigebrachte und entwickelte Material eine außerordentlich dankenswerte wissenschaftliche Leistung. Roßbacher hat sozusagen ein besonderes Auge für dieses Problem, er holt seinen „Wurm" überall im Denken der Gegenwart wie auch in dem der letzten Jahrhunderte mit sicherem Griff ans Tageslicht. Wir kennen die ersten drei Abhandlungen der Schriftenreihe: „Politische und wissenschaftliche Methode", „Wie weit folgt Thomas Abbt in seiner Schrift ‚Vom Tode für das Vaterland' der wissenschaftlichen und der politischen Methode" und als 3. Band nochmals eine „Methodenlehre des politisch-wissenschaftlichen Schrifttums" (alle drei vorbildlich gedruckt. C. Doelle und Sohn, Halberstadt). Man bekomme jedoch vor den trockenen Titeln keinen Schreck; die Abhandlungen strotzen von Lebendigkeit. Nicht nur in die Gegenwart, in den Streit um Chamberlain, Rosenberg, Hans F. K. Günther wird eingegriffen; Roßbacher sieht mit Recht das gleiche Problem schon in Kants Kontroversen mit Herder, J. G. Schlosser und Nicolai, ferner in Fichtes Wandlung vom Wissenschaftslehrer zum Redner an die Deutsche Nation, in A. Comtes Entwicklung von der Soziologie zur „Religion de l'humanité", bei Ranke und vor allem in dem großen Streit Nietzsche-Wilamowitz-Moellendorff. An der längst vergessenen Schrift des zum Nicolaikreise gehörenden Thomas Abbt über den „Tod für das Vaterland", die Roßbacher eigens zur Demonstration seines Gedankenganges ausgegraben hat, scheint ihm dann der Gegensatz zwischen wissenschaftlicher und politischer Methode, zwischen nur wahrem und nur fruchtbarem Denken noch einmal sich besonders instruktiv darstellen zu lassen. Und das ist vorerst einmal das Nötigste, um auf diesem Schlachtfelde unausgegorener Begriffe zur ersten Schöpfungstat, zur Scheidung von Licht und Finsternis zu gelangen. Wir empfehlen daher die Schriftenreihe trotz der Einwände einem recht weiten Leserkreise. Günther

Zeitverschreib als Zeitvertreib

Mit dem Untertitel „Roman einer Jugend" führt sich die zweite Arbeit von Heinz Gumprecht ein, die er „Der Baum der Erkenntnis" (Kösel & Pustet Verlag, München, 271 Seiten. Leinen 4,80 RM) genannt hat. In drei Abschnitten sieht er die Entwicklung eines jungen Mannes, der zu Höherem berufen ist, vor sich gehen. Die Kindheit an den Händen des Vaters und am Schürzenband der Mutter ist das „Paradies". Den Knaben mit seinen wilden Streichen und tollen Abenteuern bändigt „das Kloster". Das Erlebnis des Mädchens im beunruhigten Herzen und endlich das erwachende Verständnis im gereiften Jüngling für die Ratschläge erfahrener Männer sind die Schatten des Baumes der Erkenntnis. Dieser beginnt gerade zu blühen, als der Verfasser und sein Held Andreas Valet sagen, so daß es ähnlich wie in der Erscheinungen Natur offenbleiben muß, ob des Baumes Früchte süß oder bitter schmecken. Das Buch kann nur als Melodie der Erinnerung erfahren werden. Die Beschreibung dieser Jugend-Gestalt ist nicht gelungen, und seine Welt ist aus einem zu wohlmeinenden Idealismus wirklichkeitsblinder Idyllik gar zu kleinlich verniedlicht. Dem Autor fehlt die ursprüngliche Kraft eines Dichters.

In die reiferen Jahrzehnte des weiteren Wachstums zur Männlichkeit führt der Roman „Die Geschichte des Gamelin" von Helmut Paulus (Werner Plaut Verlag, Düsseldorf, 290 Seiten. Leinen 5,80 RM). Um sein dreißigstes Jahr erst erwacht Gamelin, bis dahin kleiner Angestellter eines Warenhauses, plötzlich aus einer bisher beruhigten kleinbürgerlichen Bahn. Das Abenderlebnis mit einem Mädchen, das ihm jahre-

lang gegenüber gesessen, hat ihn gepackt und so bewegt, daß er anderen Tags dem Chef kündigt (damit die Prinzipien der Bürokratie erschüttert) und auf die Abenteuer, die eine zum Guttun veranlagte Seele eines späten Jünglings sucht, mit Fernweh und Erkenntnisdurst auszieht ins Unbekannt des Nichtalltags. In der Stadt, in der er die Experimente in Barmherzigkeit zunächst unternimmt, verlachen, verspotten und bespeien sie ihn. Seiner Liebe werden böse Absichten unterlegt. Auf dem Lande nehmen ihn, diesen opferwilligen Heiland im Zivil des 20. Jahrhunderts, ein paar alte wackere Bauersleut auf, denen er die eben gepfändete Kuh von seinen letzten Ersparnissen zurückkauft und mit in den Stall bringt. Gamelins weiche Federfuchserhände werden Bauernfäuste, seine zerbrechliche Schreibtischgestalt wird derb und gesund in jahrelanger Ackerarbeit. Noch einmal holt er die Stadt zu sich in der blassen Figur eines halbverstoßenen Mädchens, das ein anderer „in der Schande" verlassen hat. Gamelin heiratet aus Hilfswillen das Mädchen. Sie und ihr Kind sterben. Des gesundeten Gamelin Weg zu Regina, der gesunden, wird frei am Schluß der Fabel. Er kehrt heim zu einer jungen Frau auf einem alten Hof — wie auch sein Gegenspieler, der Amerikafahrer, Sohn eines alten Bauern, an den Pflug des Vaters zurückgeht. Die Scholle hat sie heimgeholt. Der Roman ist von einfacher Komposition und Konstruktion. Die Überleitungen von Fall zu Fall der Entwicklung gleichen mitunter einem Kulissenwechsel bei offener Bühne. Die Personen treten auf, wenn sie der Autor braucht. Sie sind plötzlich da. Doch hindert ihr unvermutetes Erscheinen nicht, daß sie Leben gewinnen. Ihre Handlungen sind nicht stets wahrscheinlich, die Gamelins sogar höchst unwahrscheinlich. Der Autor hat ihn wohl, wie schon so mancher Dichter aus den vollen Jahrhunderten deutschen Schrifttums, als einen Menschen geplant, der als gutes Beispiel wirken soll. Sein Rucksack ist ein bißchen zu schwer geworden, weil der Autor zuviel gute Taten dem Träger für sein Unterwegs aufgepackt hat. So erreicht er oft vor Bürde nicht das volle Rampenlicht, das eine Figur übergießt, die literarisch als getroffen gelten kann. Dichterische Ansätze sind bemerkbar, wenn Paulus Stadtschaft und Landschaft entdeckt. Gefühl für Welt scheinen die jungen deutschen Schriftsteller nicht stets zu haben, doch Gefühl für Umwelt zu gewinnen. Dieser Paulus hat Seele — und doch Augen! Sein Buch ist kein Jodler oder Ländler mit der Konjunkturwalze auf dem Orchestrion des Bauernromans lärmend gespielt, eher ein stiller Weg aus den Asphaltstraßen in die Wiesenpfade. So läßt man sich nicht ungern führen.

Wilmont Haacke

Zwei Bücher vom Auslanddeutschtum und ein Tierskizzenbüchlein

In zunächst etwas altfränkisch anmutender, doch sehr bildhafter und schlicht eindringlicher Art erzählt Kurt Bauer Ose in seinem Buche „Um Heimat und Volk" (Selbstverlag, Valparaiso, 234 Seiten) die Schicksale der deutschen Männer, die 1850 nach Chile auswanderten und dort unter Kämpfen, Entbehrungen und von mancherlei Rückschlägen verfolgt nach und nach eine blühende Siedlung schufen. Karl Anwandter, der Apothekersohn aus Luckenwalde, Bernhard Eunom Philippi und Wilhelm Frick sind die Führer, Berater und unermüdlichen Helfer der Auswanderer, und vor allem ist es der tüchtige Anwandter, dessen Leben und Persönlichkeit sich aufs engste mit dem Wachsen und Gedeihen der Kolonie verknüpft. Die Darstellung setzt nach einem kurzen Rückblick auf die Jugendzeit Anwandters mit der Sammlung der Teilnehmer und den Vorbereitungen zur Ausfahrt ein, schildert die beschwerliche Reise auf dem Segelschiff, die Ankunft in Chile, die Landabgabe der Regierung, die Enttäuschungen der Siedler, ihren zäh ausdauernden Fleiß und endet mit dem Bekanntwerden des deutschen Sieges von 1871 im alten Europa. Anwandter kann auf ein gelungenes Werk zurückblicken, die Kolonie hat sich durchgesetzt. — Bauer Oses Buch, das, wie schon gesagt, in Chile verlegt wurde, entspricht nach Druck und Ausstattung nicht ganz dem Niveau, das wir in der Heimat gewöhnt sind, sein Inhalt aber ist ein gediegener Beitrag zur Geschichte des Auslanddeutschtums.

Mehr unterhaltender Art ist das zweite Buch über auslanddeutsche Schicksale, der Roman „Drei auf der Flucht" von Paul Ritter (Adolf Sponholtz, Hannover, 266 Seiten). Zwei deutsche Farmer Sörrensen und Alt-

hoff, die aus dem Hereroland fliehen müssen, und ein belgischer Judenstämmling Jean Desbons sind die Hauptpersonen. Übertretung der englischen Jagdgesetze ist bei Sörrensen, grundlose Verdächtigung des Diamantendiebstahls bei Althoff der Anlaß zur Flucht, und Desbons wird durch seine Gier nach Titeln, Weibern und Geld in das Abenteuer mithineingerissen. Die Schicksale der drei verflechten sich in eigentümlicher Weise; Sörrensen kämpft sich durch und kann sein Farmerleben auf besserer Grundlage von neuem beginnen, der sympathische Althoff stirbt auf der Flucht durch einen vergifteten Buschmannpfeil, und auch Desbons muß seine Hochstapeleien mit dem Tode bezahlen. Der Roman ist spannend erzählt, die Schilderungen der grausamen afrikanischen Natur hinterlassen einen starken Eindruck und finden ihren Gipfel in dem Bericht über ein orgiastisches nächtliches Tanzfest der Buschmänner, der auch vom volkskundlichen Standpunkt aus fesselt.

Erheblich leichter an Gewicht ist das „Tierskizzenbüchlein" von Helmut v. Cube (S. Fischer, Berlin, 107 Seiten), bestrickt aber durch Anmut der Form und heiteren Witz. Der Verfasser erzählt uns von Nachtfaltern, Kühen, Pinguinen, Grillen, Flamingos und einer Menge anderer Tiere, doch nicht etwa als pedantisch gründlicher Naturkenner, sondern als fröhlicher Spaßmacher, der z. B. feststellt, daß der Esel durchaus kein Esel, die Gans nichts weniger als eine Gans, das Schwein aber auf jeden Fall „kurz gesagt, ein solches" ist. Wir erfahren, daß die Ameisen aus Kügelchen und feinen Draht gemacht und daß die Fledermäuse aus „verärgerten Studienräten und komisch bösen Weiblein in Mantillen" entstehen, nachdem ihnen in einer Nacht die getreuen Regenschirme an den Leib gewachsen sind. Bei einer derartigen naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise mußten auch die Drachen voll berücksichtigt werden, was jeder Verständige sofort begreift, und gegen den Schluß des Buches taucht sogar das „Putru", ein legitimer Vetter von Morgensterns Nasobem auf. Diese kurzen Skizzen sind wie bunt schillernde Seifenblasen, die in zierlichen Drehungen vorübergondeln und entschwinden. Das Büchlein ist sehr reizvoll ausgestattet und wird sicher vielen Menschen Freude machen. E. K.

Eine Meisterleistung politischer Geschichtsschreibung

Heinrich von Srbik, der Historiker an der Wiener Universität, läßt seine Vorträge an der Berliner Universität, die bei der akademischen Jugend Begeisterung auslösten, unter dem Titel „Österreich in der deutschen Geschichte" erscheinen (München, F. Bruckmann. 79 Seiten. 1,75 RM). Das sind Worte zur richtigen Stunde und ein Bekenntnis des großen Gelehrten zum deutschen Gesamtvolke. Eine vornehme wissenschaftliche Leistung großen Formats, die dem schwierigen Problem nach allen Seiten sich voll gewachsen zeigt und deren wissenschaftliche Höhe durch das innere Beteiligtsein des Verfassers in ihrer Wirkung noch verstärkt wird. Der Biograph Metternichs beweist auch hier erneut alle Vorzüge seiner Meisterschaft als Historiker, Politiker und Schriftsteller. D. R.

Ein Führer durch das Devisenrecht

Eine ebenso notwendige wie zuverlässige Schrift hat der bekannte Berliner Rechtsanwalt und Notar Dr. Alfred Etscheit gemeinsam mit Dr. Alexandra Etscheit und Otto Böhmer erscheinen lassen unter dem Titel „Handbuch des Devisenrechts" (Berlin, Carl Heymann, 120 Seiten, Rm. 2,—). Der Stoff ist gegliedert in 6 große Abschnitte, denen ein Vorwort und eine Einleitung, die über die Zielsetzung der Schrift unterrichten, sowie ein Verzeichnis der Abkürzungen und eine Unterrichtung über die Grundzüge der Devisengesetzgebung vorausgehen. Die Abschnitte sind: Überprüfung der Währungsmittel; Kapitalverkehr mit dem Ausland; Auskunfts- und Rechenschaftspflichten; Bürgerlich-rechtliche Nichtigkeitsfolgen; Strafvorschriften; Nachtrag: Warenverkehr. Die auch für den Fachmann ungewöhnlich schwierige Materie ist in diesem klaren und bis ins letzte sachkundigen Führer in allgemeinverständlicher Art zusammengefaßt. Ausgehend von dem Grundsatz, daß das Devisenrecht in dem in seinen Leitsätzen stets gleichbleibenden Wirtschaftsleben wurzelt, ist das ganze Devisenrecht in große Gruppen von Tatbeständen zusammengefaßt, ohne es nach zeitlichen oder räumlichen Folgen zu gliedern, ausschließlich von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus. In der Einleitung

finden sich bei jeder Gruppe die Hinweise auf den entsprechenden Abschnitt im Text, der Text selbst bringt überall Hinweise auf gesetzliche Bestimmungen, so daß jeder sich weiter orientieren kann. Durch den gewählten Grundsatz ist hier erstmalig ein praktischer Führer durch die Devisengesetzgebung geschaffen, der es jedem ermöglicht, in der schwierigen Materie sich zurecht zu finden, wenn auch schließlich immer einige Fälle besonderer Art bleiben werden, die dem Laien den Rat des Fachmannes unentbehrlich erscheinen lassen. Wendet sich dieses Handbuch auch in erster Linie an den Laien, so bezeugen viele Urteile von Fachleuten, daß auch ihnen, den Devisenabteilungen großer Verbände, von Geldinstituten und amtlichen Stellen dieser Führer ebenso unentbehrlich und notwendig erscheint, wie er es für den Laien ist, der nunmehr im Gegensatz zu früher ohne die lähmende Sorge, in dem Gestrüpp der Bestimmungen fehlzutreten, an den gefährlichen Begriff „Devisen" herantreten kann. P.

Leben in Venedig

Wahrscheinlich die klarste und lebendigste Zustandsschilderung des „Leben in Venedig" (um einem literarisch gesehenen und empfundenen „Tod in Venedig" ein wenig zu widersprechen, sei so gesagt) bringt ein Werk der Gemeinschaftsarbeit aus vier Augen, denen eines Schriftstellers und denen eines Raumfotografen. A. E. Brinckmann hat ein ermunterndes und bejahendes Vorwort zu dem anschaulichen Lehrbuch oder lehrhaften Schaubuch „Venedig, Ein Raumerlebnis" geschrieben (Raumbild Verlag, Dießen am Ammersee, 107 Seiten, 60 Stereofotos mit Betrachter. Leinen 24 RM), das neuartig in intensivster Weise Sein und Wunder der Lagunenstadt selbst dem ihr Ferngebliebenen aufblättert.

Das Auge gewinnt beim Blick durch das Stereoskop auf die Fotografien Otto Schönsteins, die zu genußvollem Verweilen einladen, den durch das übliche Flächenbild nicht übermittelbaren Eindruck von der dreidimensionalen Wahrheit des Raumes einer fernen Stadt. Die Bereicherung der impressionistischen Erkenntnismöglichkeit durch eine plastisch einwandfreie Wiedergabe lokaler Anordnungen gegenüber üblichen Bildern ist stark, die größtmögliche Annäherung an das räumliche Leben ist bei solcher geschickten „Kupplung" von Foto und Stereoskop in der Widerspiegelung gewonnen.

Allerdings eignen sich die bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete nur zur Wiedergabe des Lebens in der Sekunde der Aufnahme. Zustände lassen sich auffällig natürlich wiedergeben. Geschehnisse aber können dem Auge nicht berichtet werden. Die stereoskopische Betrachtung eignet sich daher vorzüglich zur Beobachtung der Architektur. Venedig mit seinem Reichtum an Bauten voll stärkster Lichtkontraste ist ein denkbar günstiges und brauchbares Objekt für solches Seh-Unterfangen. Otto Schönsteins Bilder wollen keine Sensationen einer subjektiven Fotografierkunst bieten. Er muß ein sachlicher Berichterstatter sein, der das Gesamtbild einer Stadt möglichst lebendig reproduzieren will. So sind seine Fotos weniger Neusichten als erneut klarer gegebene Ansichten. In Bildern zeigt er die Erscheinungen Venedigs. Verschiedentlich tut er das in der einsichtigen Weise, die im heimgefesselten Betrachter fast die Illusion eines Venedig-Spazierganges hervorruft. Er blickt nämlich zuerst auf den Komplex eines Palastes, dann auf eines seiner Stockwerke, im Stockwerk in eine Nische, in der Nische auf eine Figur und so fort. Damit schafft er wirklich eine totale Schau.

Die Interpretation der Bilder hat in einer unaufdringlich wissensreichen Art Kurt Lothar Tank geschrieben. Als Brinckmann-Schüler hat der junge Autor die Gabe des Sehens und Fühlens. Andererseits besitzt er als Dovifat-Schüler die Fähigkeit, seine Eindrücke formgewandt und leseranziehend niederzulegen. Seiner Geschichte der Stadt wie seinen Bemerkungen über die Gestalt der Bauten Venedigs folgt man gern in freiwilliger Angespanntheit. Das Buch gefällt, weil es jung und frisch erzählt, ferner exakt und sachlich spiegelt und in der Komposition geglückt ist. Die Muße, die das nach Inhalt und Aufbau unalltägliche Werk auch infolge der Notwendigkeit des beständigen Hantierens mit dem Stereoskop verlangt, lohnt sich reichlich, denn das ganze Leben des ewigen Venedig dürfte man kaum alle Tage so ohne jegliche Reiseanstrengung genießen können und sozusagen sich ins Haus gebracht sehen. W. H.

Romane der Weltliteratur

Der Inselverlag bringt den erfreulichen Mut auf, seine „Bibliothek der Romane" (jeder Band 3,50 RM) wieder neu aufzulegen. Diese schmucken Leinenbände werden wiederum ihren Weg zu einem breiten Lesepublikum machen. In Neuauflagen liegen uns vor Grimmelshausen „Der abenteuerliche Simplizissimus"; Scheffels „Ekkehard"; Daniel Defoe „Robinson Crusoe" und der unsterbliche Roman des flämischen Volkes „Uilenspiegel und Lamme Goedzak" von Charles de Coster. Weiter sind vorgesehen Goethe „Die Wahlverwandschaften"; Fontane „Effi Briest"; Gottfried Keller „Der grüne Heinrich"; Jacobsen „Niels Lhyne"; Selma Lagerlöf „Gösta Berling" und Stendhal „Rot und Schwarz." Wir begrüßen freudig diese alten bewährten Freunde und den Mut des Verlages. D. R.

Die Vögel unserer Heimat

Sebastian Pfeiffer gibt im Auftrage der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft ein Buch über die Vögel unserer Heimat heraus, das sich an das ganze Volk und nicht nur an Kreise wendet, die vogelkundlich schon vorgebildet sind (Frankfurt am Main, W. Kramer & Co., 260 Seiten. Mit zahlreichen ausgezeichneten bunten und einfarbigen Bildern. 4,60 RM). Hier werden wirklich die brennenden Fragen beantwortet, die sich jedem Naturfreunde im Wald und im Freien auf die Lippen drängen: wie der Vogel heißt, den er gerade sieht oder hört und wie sich das Leben dieser kleinen Geschöpfe abspielt. Nach einem allgemeinen Teil, der über die Lebensräume der Vögel, die Besonderheiten bei der Bestimmung, den Einfluß von Landschaft, Klima und Mensch auf den Vogelbestand einer Gegend und über die gefiederten Bewohner des Maingaues berichtet, folgt der systematische Teil mit der Gruppeneinteilung und der Beschreibung der einzelnen Vogelarten. Im Anhang werden dann besondere Vogelarten, die Gartenvögel, Zug- und Strichvögel und andere behandelt. Das ist wirklich ein Buch, das einem Bedürfnis entspricht und seine Aufgabe vorbildlich löst. Die beigegebenen Tafeln sind für das Aussehen der Vögel, besonderer charakteristischer Einzelheiten, sowie für Nestbau und die Eier außerordentlich instruktiv. D. R.

Hübsche Kleinigkeiten

In der Inselbücherei sind neu erschienen „Griechische Lyrik", eine Auslese von Karl Reisendanz, eine Auswahl guter Übersetzungen in großer Mannigfaltigkeit. Weiter „Chinesische Volksmärchen", ausgewählt und übertragen von Wolfram Eberhard, einem jungen deutschen Gelehrten, der lange in China weilte und neben einer besonderen Begabung für die Sprachen des Fernen Ostens über einen klaren Blick für das Wesentliche solcher Volksmärchen verfügt und zu der Sammlung ein sehr gescheites Nachwort schrieb. Jeder Freund chinesischer Literatur und Kultur wird diese Sammlung hochwillkommen heißen.

In Meyers Bild-Bändchen sind neu erschienen: „Richard Wagner", sein Leben in Bildern von Paul Bülow, und Ludwig van Beethoven von Helmut Schultz. In Meyers Bunten Bändchen liegt neu vor „Fahnen, Flaggen und Standarten" von Erich-Günter Blau. Jedes Bändchen gibt für 90 Pfennige eine Fülle gut ausgewählter und mit kundigem Text verbundener Bilder.

Als Band 8 der Büchertruhe ist ein in knappstem Rahmen gut unterrichtendes Büchlein erschienen: „Die Akropolis" von Franz Knypers mit 16 Abbildungen und einem Liegeplan, das wir empfehlen können, weil es mit Kenntnis und innerer Wärme geschrieben ist (Leipzig, Max Möhring). D. R.

Zeugnisse des Frauen-Schreibens

Die bereits durch literarische Preise ausgezeichnete Dichterin des Westfalenlandes, Josefa Berens-Totenohl macht es einem in ihrem neuen Roman „Frau Magdalene" (Eugen Diederichs, Jena. 287 Seiten. 5,40 RM), der eine innere Fortführung ihres ersten Buches „Der Femhof" ist, nicht leicht, sich einzulesen und ihren Gestalten nahe zu kommen. Eine ungeheure Strenge umzeichnet ihre Menschen. Starre Härte umwittert deren straffe Züge. Tief in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit seinen Kleinkriegen der adligen Herren wider die Städte,

mit seinen Pestwinden, seinen Räuber- und Zigeunerbanden ist die Handlung zu Haus. Frau Magdalene verliert durch ihren Vater ihren Geliebten, von dem sie aus den Tagen des liebesglücklichen Alleinseins in der Höhle ein Kind unter dem Herzen trägt. Für sie gilt es, dies Kind gesund zur Welt zu bringen, es vor dem Haß des Bauern zu retten und ehrlich groß zu ziehen. Tausend Widerstände werfen sich der Wulfstochter in den Weg. Manchmal bricht ihr das Herz fast. Aber sie beißt sich durch. Am Ende der Kämpfe versichert sie sich in der Nachbarprovinz der Kunde, daß der tote Vater ihres Kindes ebenfalls ein freier Bauer war. Unschuldig hat ihn ihr eigener Vater hingemordet. Doch ein neuer Wulf wächst heran, wahrscheinlich ein Mensch gleicher charaktereisener, aber auch selbstzerstörerischer Kraft ewiger Ungebärdigkeit.

Eigenartig und eigenwillig ist die übergroße Kraft der Beschreibung der Schriftstellerin. Ihre Landschaften sind nicht reine Natur. Sie liegen unter dem grauen Mantel der Nacht. Und apokalyptisches Grauen jagt über die Felder. Wald und Hag sind gespenstisch. Durch dieses von Licht und Dunkel zerrissene Geklüft, zwischen das Burgen und einsame Höfe verstreut und verloren sind, reiten und ziehen Menschen, die man nicht näher erkennt, weil sie zu vergrößert wirken. Nur der ungeheure Schatten, den sie im Vorübereilen werfen, erschreckt durch seine Schwärze und wilde Kontur.

Eine überschwengliche und durch eine Neigung zu weichen und hellen Ausdrücken nicht immer erträgliche Sprache macht den liebenswürdig gedachten Roman der Elisabeth Schmettau „Das Schwaigerhaus" (Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg in Böhmen. 174 Seiten) als ein rechtes Frauenbuch der eher gewohnten Form erkennbar. Nicht ohne Umständlichkeit schildert sie die ganze Chronik einer Familie, deren Stammvater im achtzehnten Jahrhundert aus Nürnberg als Lebkuchenzeltner nach dem damals österreichischen Schlesien auswanderte. Bis in die Nachkriegszeit wird man mit der Tätigkeit seiner zahlreichen Nachkommenschaft bekannt gemacht. Diese ewige Wiederkehr gleichmäßiger Eigenschaften wäre für einen literarischen Zweck gar zu langweilig, so sind denn einige hübsche und sehr leserliche Abschnitte eingelegt, die in fast biedermeierlicher Manier von dem stillen Leben und duldsamen Arbeiten schlichter deutscher Bürger und Handwerker gemäldehaft berichten. Das Buch ist freundliche Frauen-Unterhaltung. Eine andere Bedeutung kommt ihm nicht zu. W. H.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Walther Pahl, Berlin. — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt i. d. Mark. — Dr. Helmut Papajewski, Königsberg i. Pr. — Dr. Hans Pflug, Potsdam. — Konrad Tegtmeier, Hamburg. — Antoon Coolen, Den Haag. — Dr. Fr. Nelböck, Brünn — Dr. Wilmont Haacke, Stuttgart. — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin — Dr. Wilhelm Treue, Berlin.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 30, Mackensenstraße 11 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. III, 1936: 4066, Auflage dieses Heftes: 10000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Ullstein A. G., Berlin • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

ERNST SAMHABER

Vor weltpolitischen Entscheidungen

Seit mehr als zwanzig Jahren leben wir in einem wilden Strudel der Entwicklung. Entscheidend für die Beurteilung dieser Epoche ist jedoch nicht die Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, sondern die eigentümliche Tatsache, daß zu dem raschen Ablauf der äußerlichen Ereignisse auch ein Wandel in den Werten kommt, wie ihn kaum eine Zeit vorher in der menschlichen Geschichte kennt. Nicht nur daß die gequälte Menschheit Krieg (und welchen Krieg!), Revolutionen, Inflation und Deflation, Regierungsumbildungen und politische Umwälzungen erleben mußte, auch die großen, einst als „ewig" bezeichneten Werte durchlaufen eine rasche Entwicklung. Der Pendelschlag zwischen Individualismus und Kollektivismus, die Einstellung zum Geiste und zum Staat, um nur einen kleinen Ausschnitt herauszugreifen, ändert sich in diesen zwanzig Jahren nicht nur der Richtung nach, sondern auch die Stärke dieser Einstellung schwankt zwischen leidenschaftlicher Teilnahme und völliger Gleichgültigkeit.

So haben wir kaum Zeit, uns aus der dahinbrausenden Flut der Entwicklung geistig weit genug zu lösen, um zu den Problemen abwägend Stellung zu nehmen. Gerade das ist aber wichtig, wenn man die Entwicklung nicht nur der eigenen Heimat, sondern der Welt verstehen will. Es ist gewiß leichter, die Dinge in anderen Ländern unter dem eigenen nationalen Gesichtspunkt zu sehen, weil dann alle Begriffe und Vorstellungen bekannt und geläufig sind. Aber wird diese Betrachtung der Wirklichkeit gerecht? Sobald wir jedoch versuchen, die Dinge in der Fremde nur aus den Eigentümlichkeiten des einzelnen Landes abzuleiten, werden wir ebenfalls enttäuscht sein. Es fehlt uns dann der persönliche Kontakt mit jener Welt, und wir fragen uns, ob nicht in der Gesamtentwicklung der Welt eine gemeinsame Linie zu finden ist, die uns auch die fremden Dinge näherbringen könnte.

Wir wissen, daß die Wandlung der letzten zwei Jahrzehnte sich auf alle Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens erstreckte, daß die Formen und Einrichtungen, die uns umgeben, sich umgestaltet haben. Ist nun die geistige Wandlung das Ergebnis oder die Ursache dieser neuen äußerlichen Welt? Dazu müssen wir der Geschichte der Zeit seit 1914 tiefer nachgehen.

Das Ergebnis des Krieges, der gewaltigsten Anstrengung der Menschheit überhaupt, war eine soziologische Umschichtung. Die herrschende Schicht wurde fast in allen Ländern aus ihrer politischen Stellung geworfen. Das gilt für die Siegerstaaten so gut wie für die Unterlegenen. Und diese aus der Macht gehobene Schicht wird ein politischer Faktor, mit dem sich nichts aus der Vorkriegszeit vergleichen läßt.

Will man ihn ganz verstehen, so muß man sich vergegenwärtigen, daß die politisch entthronte Schicht noch vielfach im gesellschaftlichen und sozialen Leben herrschend blieb, und daß die Massen, die von unten heraufgestiegen waren, wohl in der Politik, aber nicht in der Wirtschaft und der Gesellschaft an die Spitze gelangten. So entstand ein merkwürdiges Auseinanderklaffen der Politik und der Wirtschaft, das zur revolutionären Einstellung der Besitzenden und der gesellschaftlich führenden Schicht führte.

Ein eigenartiger Zustand! Die alten Fronten zerbrechen, es entstehen neue Begriffe. Die Konservativen werden revolutionär, die Revolutionäre reaktionär! Die alten Vorstellungen von den herrschenden Klassen und von den „Enterbten" verschwinden. Es wird nicht mehr um gesellschaftliche Stellungen gekämpft, sondern um die politische Macht.

So bilden sich in Europa fast in allen Ländern drei neue Fronten, die Revolutionäre auf der Rechten, die Revolutionäre auf der Linken und dazwischen die breite Schicht der an die Macht gekommenen, der „Demokraten". Am deutlichsten erkennen wir diese Entwicklung, wenn wir die Wandlungen betrachten, die das Offizierskorps (und die Schicht, aus der es hervorging) nach dem Kriege durchgemacht hat, das in fast allen Ländern sich aus der politischen Entwicklung, die es nicht billigen konnte, ausgeschaltet sah und nun die Kerntruppe des revolutionären Geistes auf der Rechten wird, soweit es nicht mehr im aktiven Dienst verblieb. Umgekehrt kommen die Sozialdemokraten nach dem Kriege in die politische Macht, sie haben nur noch den einen Gedanken, diese errungene Stellung zu halten, und vermeiden alles, was die eigentlichen Probleme aufrollen und damit die stagnierende politische Entwicklung in Bewegung bringen könnte.

Die Weltwirtschaftskrise hat dieses labile Gleichgewicht zerschlagen. Die großen Probleme, die sich in der Außenpolitik aus Versailles, in der Wirtschaft durch die internationale Verflechtung mit ihren ungeheuren finanziellen Verbindlichkeiten, im Innern durch die großzügige Lohnpolitik ohne Rücksicht auf die tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, auf geistigem Gebiete durch die Unfähigkeit der tragenden Mittelschicht ergaben, nach Zerschlagung der alten Werte neue Ideale aufzustellen: sie wirkten zusammen, damit die Verbindung von Sozialdemokratie mit gemäßigtem Bürgertum überall zerschlagen wurde. In Deutschland zwangen 1930 die Gewerkschaften die Regierung Müller zum Rücktritt, als die Soziallasten entsprechend der wachsenden Arbeitslosigkeit erhöht werden sollten, und halfen so der Regierung Brüning in den Sattel. In England sahen ein Jahr später die bedeutendsten Köpfe der Labour Party die Notwendigkeit einer Systemänderung ein und schufen die nationale Regierung MacDonald zusammen mit den Konservativen. In Frankreich haben erst 1934 die Ereignisse des Februar zur nationalen Regierung Doumergue geführt.

Allen diesen Regierungen war es eigentümlich, daß die gemäßigten Bürgerlichen versuchten, unter Ausschaltung der Sozialisten die Rechtsopposition in das alte System der Demokratie einzugliedern. Dieser Gedanke war zum Scheitern verurteilt. Es war nicht möglich, in der Theorie auf dem Boden der Demokratie zu verharren und in der Tat sich über die Hemmnisse des parlamentarischen Systems hinwegzusetzen. Gerade die Besten unter diesen Regierungen sind an diesem Zwiespalt

gescheitert. Sie glaubten, daß die große wirtschaftliche Krise die Menschen ändern könnte, daß sie den nun einmal unvermeidlichen persönlichen Einbußen zustimmen würden. Das Gegenteil war der Fall.

Die drakonischen Sparmaßnahmen, die nach allgemeinem Urteil unvermeidlich waren, wurden nicht getragen von einer neuen Idee, von einer einheitlichen Weltanschauung, und so trieben sie die Anhänger der parlamentarischen Regierungsparteien nach rechts und links in die revolutionäre Opposition, während gleichzeitig die Parteien unter dem Eindruck der Wahlergebnisse der Regierung nur noch Schwierigkeiten machten. Das Ergebnis war die Zertrümmerung der Mitte, zuerst in der Theorie, sodann in der politischen Wirklichkeit.

Am wenigsten spürbar wird diese Entwicklung in den angelsächsischen Demokratien, weil in ihnen der Mittelstand nicht nur politisch, sondern auch soziologisch, sowohl den wirtschaftlichen Verhältnissen wie dem Aufbau des Landes nach unbedingt vorherrschend ist. Auch England befand sich vor der Bildung der nationalen Regierung 1931 vor einem revolutionären Ausbruch. Die Meuterei der Flotte war ein bedenkliches Zeichen, und die Stimmung der Millionen von nordamerikanischen Arbeitslosen war vor 1933 sicher noch bedenklicher. Aber die Angelsachsen haben es verstanden, die nationale Opposition der Rechten, bevor sie einen revolutionären Ausdruck finden konnte, wieder in die Regierung einzugliedern. Lagen doch bei ihnen die Verhältnisse anders als auf dem europäischen Festlande. Der politische Stolz auf die mächtige Stellung in der Welt, die ungeheuren Reserven an Rohstoffen, der Besitz an Gold und Forderungen (selbst wenn sie nicht immer eintreibbar waren) und die Leistungsfähigkeit der Industrie boten den Regierungen auch ohne Umwandlung der politischen Struktur die Möglichkeit, eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen. Das Bürgertum fügte sich in die Entwicklung ein. Es verschwanden wohl praktisch in England die liberalen Parteien und in Nordamerika die alte, individualistische Richtung der Republikaner, aber es war möglich, diese Wandlung in die alten Formen der Demokratie zu kleiden.

Ganz anders mußte sich diese Entwicklung in Deutschland auswirken, wo zu den wirtschaftlichen Fragen die politischen kamen, die in der Außen- und der Wehrpolitik zu einer inneren Verschärfung der Gegensätze geführt hatten, wie sie in den Siegerstaaten von Versailles unbekannt waren. Aber auch in Frankreich konnte sich die nationale Regierung Doumergue auf parlamentarischer Basis nicht halten. Sobald die Radikalsozialisten spürten, daß die Stimmung ihrer Wählerschaft unter dem Druck der wachsenden Steuern, besonders später nach den Lavalschen Sparmaßnahmen, nach links in die Opposition abströmte, stürzten sie die nach rechts hin orientierten Regierungen.

So hat die Weltwirtschaftskrise fast überall die Demokratien hinweggefegt. Die Entwicklung, die sich in diesen Jahren anbahnt, liegt aber tiefer, als die politischen Erscheinungen allein anzeigen. Sie findet auch auf geistigem Gebiete statt. Die Demokratie war der Ausdruck des gesättigten Mittelstandes — und derjenigen, deren Ideal es war, zu diesem Mittelstande gerechnet zu werden. Es ist der Spießbürger, der

soviel verdient, daß er auch jährlich etwas zurücklegen kann, um am Lebensabend von einem kleinen Sparkapital sorglos leben zu können. Er ist eigentlich apolitisch, scheut alle Umwälzungen und Erregungen, will seine Ruhe haben, und auch die Politik soll ihm und der Öffentlichkeit diese Ruhe verschaffen, die allein seinen Spargroschen ihren Kaufwert sichert. So ist sein Ideal in der Wirtschaftspolitik das Festhalten an der Währung, die Ablehnung aller staatswirtschaftlichen Experimente, in der Außenpolitik der Pazifismus, die Abrüstung und der Völkerbund, in der Innenpolitik die Beschränkung des Staates auf die Ausübung der Polizeigewalt zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung und auf geistigem Gebiet die spielerische Beschäftigung des Geistes mit „kulturellen" Fragen. Diese Weltanschauung des Spießbürgers, die in diesem Extrem wohl nur selten auftritt, ist durch die Entwicklung nach dem Jahre 1929 erschüttert, ja vielleicht völlig zerschlagen worden. Auf wirtschaftlichem Gebiet brachte die Krise die Verluste der Spargroschen, als eine Bank nach der anderen ihre Schalter schließen mußte, die angeblich sichere Lebensstellung wurde gekündigt, und die Millionenheere der Arbeitslosen schwollen so bedrohlich an, daß niemand mehr wagte, den Staat auf seine Nachtwächterrolle zu beschränken. Die Gefahr des sozialen Umsturzes verlangte das Eingreifen der Politik in die Wirtschaft. Aber wie konnte ein liberaler Mensch mit seiner grundsätzlichen Abneigung gegen Staatseingriffe die notwendigen Maßnahmen selbst gutheißen oder gar durchführen? So konnte die Wandlung nicht aus dem Bürgertum kommen. Wir müssen die aufbauenden Kräfte anderswo suchen.

England fand sie zuerst in der nationalen Besinnung. Es läßt sich heute kaum mehr ermessen, was die Bildung der „Nationalen Regierung" im Jahre 1931 bedeutete. Die Tatsache, daß der Gründer der Arbeiterpartei alles aufgibt, was er selbst geschaffen und durch die schwersten Krisen hindurch verteidigt hatte, zeigt einen Gesinnungswechsel, der früher kaum denkbar gewesen wäre. Nur diesem Geiste der nationalen Geschlossenheit verdankt es England, daß es vom Goldstandard abgehen konnte ohne die schwersten inneren Erschütterungen, daß es den Freihandel opfern, die Löhne und Gehälter senken, die Steuern erhöhen konnte, kurz, daß eine völlige Umwälzung des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens eintrat, ohne zu revolutionären Ausbrüchen zu führen. Es zeigte sich, daß hinter der englischen Demokratie noch die Kräfte der nationalen Disziplin stehen, die einst das Weltreich begründet haben und auf die England in Stunden wirklicher Gefahr stets sich verlassen konnte.

Diese Kräfte der nationalen Idee haben bereits vor der Weltwirtschaftskrise zur Neugestaltung im faschistischen Italien geführt. Sie haben dort unter den schwierigsten Verhältnissen ihre Feuerprobe bestanden. Sie zeigten der Welt, was ein autoritärer Staat auch unter ungünstigen Umständen vermag: das Lebensniveau eines Volkes zu senken, ohne die öffentliche Ordnung zu erschüttern. Es ist sehr interessant zu beobachten, daß der Wiederaufbau in Nordamerika nicht von der nationalen Idee getragen wurde, obwohl auch dort gewisse Anläufe unverkennbar sind, etwa im Freiwilligen Arbeitsdienst. Es scheint fast, als ob der Gemeinschaftsgedanke der Nation sich nicht genügend ausprägen kann, wenn er nicht aus der Außenpolitik gespeist wird, aus der Notwendigkeit der nationalen Behauptung in der Welt, der Betonung der nationalen Eigenart und des nationalen Lebenswillens.

Im Gegenteil! Die amerikanische Grundhaltung gegenüber der Außenpolitik zeigt vielmehr ein Zurückweichen, eine freiwillige Selbstbeschränkung, die sich nicht nur in der Politik gegenüber etwa Südamerika, sondern auch gegen die eigene Rüstungsindustrie und deren Gewinne aus der Belieferung von Kriegtreibenden und vor allem in der Preisgabe des alten Grundsatzes der Freiheit der Meere äußert. Wenn wir so die uns geläufige Ausprägung der nationalen Gedanken in den Vereinigten Staaten vermissen, so bedeutet das wirtschaftliche Aufbauwerk Roosevelts mit seiner Unterstützung der Farmer dennoch einen bedeutsamen Schritt zur Vertiefung der nationalen Verwurzelung mit dem Boden, die Preisgabe rein liberalistischer Grundsätze der Preisbildung aus Angebot und Nachfrage unter dem höheren Gesichtspunkt der nationalen Erfordernisse.

So bilden sich unter dem Eindruck der großen Krise in fast allen Ländern die aufbauenden Kräfte, die auf nationaler Grundlage in der Volksgemeinschaft die Überwindung der furchtbaren Not anstreben. Die gegenwärtige Problematik entsteht nun dadurch, daß sich gegen diese Entwicklung andere Mächte anstemmen, und diese Gegenkräfte sind im Augenblick in gewissen Ländern vorherrschend.

Der Gegenpol zu Italien, das vor 1933 als der Hort der nationalen Idee galt, ist das bolschewistische Rußland. Wenn auch der russische Staat sehr eigensüchtig seine Ziele verfolgt: die Doktrin der ihn beherrschenden kommunistischen Partei zielt auf Internationalität, auf die Revolutionierung des Proletariats in der ganzen Welt. Nicht die Nation, sondern die Proletarierklasse ist der Träger des Staates, nicht das Zusammenstehen des ganzen Volkes soll die Krise überwinden, sondern in rücksichtslosem Klassenkampf soll die Bourgeoisie entrechtet und vernichtet werden.

Zu dieser revolutionären Idee aus dem Begriff der Arbeiterklasse kam das rücksichtslose Festhalten des Bürgertums an seinem verbrieften Recht in den demokratischen Ländern des sogenannten Goldblockes. Vor allem in Frankreich hat es der Sparer verhindert, daß die wirtschaftliche Krise durch großzügige Staatseingriffe beseitigt wurde. Das Parlament verweigerte die Steuern, die zum Ausgleich des Staatshaushaltes erforderlich gewesen wären, und der Sparer flüchtete mit seinem Vermögen lieber in den Sparstrumpf oder gar ins Ausland, ehe er dem Staate Anleihen gab. Dazu kam, daß die beiden bedeutsamen Gläubigerstaaten Holland und Schweiz starr an ihren internationalen Forderungen festhielten und so eine Bereinigung der Weltwirtschaftslage zum mindesten hinauszögerten.

So branden gegen die nationale Idee zwei Wellen an, die eine des kollektiven Egoismus der Arbeiterklasse, die andere der individuellen Eigensucht des Besitzenden. Es war für die geistige Entwicklung Europas und wohl der ganzen Welt von größter Bedeutung, daß diese beiden Richtungen im Jahre 1935 ein Bündnis eingingen unter der Formel des Kampfes gegen den Faschismus, äußerlich in den Formen der „Volksfront". Die rein negative Einstellung allein hätte dieser Bewegung noch keine Kraft gegeben, wir müssen den eigentlichen Kern der Volksfrontbewegung in ihrer Einstellung zum Individuum sehen.

Als in der großen Krise die bürgerliche wie die politische wie die nationale Sicherheit aller bedroht schien, da sah der einzelne ein, daß er mit seinen schwachen Kräften allein nicht sich würde behaupten können. Er suchte den Staat, und als er ihn nicht fand, schuf er ihn als neuen autoritären Staat. Sollte dieser aber nicht nur im Augenblicke höchster Not als Rettungsanker dienen, sondern für die Dauer gegründet sein, mußte eine geistige Umbildung der Menschen erfolgen. Der einzelne mußte sich selbst freiwillig der Gemeinschaft einordnen.

Um die Bedeutung und den Umfang dieser geistigen Wandlung zu begreifen, brauchen wir nur die europäische Geschichte zu überblicken. Seit anderthalb Jahrhunderten, also etwa seit der französischen Revolution, hat der Staat kaum etwas geschaffen. Er überließ die Initiative dem einzelnen, in der Wirtschaft, im Aufbau der Städte, in der Kunst, in der Kultur. Die Kräfte des Individuums wurden mächtig gefördert, gerade aus der Gewinnsucht sollte das Wohl der Gemeinschaft entspringen. Dieser Geist des einzelnen stand nun gegen den autoritären Staat. Und weil die alten Formen zerbrachen, verlockte die zunächst negative Formel der antifaschistischen Volksfront.

Es ist eigenartig zu sehen, wie die französischen Sparer, wie die so stark kapitalistisch eingestellten Radikalsozialisten mit den Kommunisten zusammengehen. Aber auch die Kommunisten mußten Zugeständnisse machen, um die Volksfront zu ermöglichen, Zugeständnisse, die oft gegen ihren Willen ihnen von Moskau zudiktiert wurden. So bildet sich die eigenartige Verbindung von revolutionärem Klassenhaß, spießbürgerlichem Eigennutz, extremem Individualismus der Intellektuellen und der breiten Schicht individueller Eigenbrötelei. Ihre europäische Bedeutung bekommt diese Richtung noch durch das Zusammengehen der radikalen Bauernorganisationen, vor allem im Norden und Osten Europas mit dieser Volksfront. In den landwirtschaftlichen Staaten Skandinaviens und des Baltikums — in Polen besteht eine ähnliche Tendenz — glaubten die Bauern, den wirtschaftlichen Druck der Steuerbelastung durch politische Stellungnahme gegen den Staat lockern zu können. Das hat seinen Grund in der Entwicklung der Außenpolitik der letzten Jahre.

Nach Überwindung der inneren Krise hat der autoritäre Staat die Sicherung nach außen als dringendste Aufgabe angesehen. So hat auch das Deutsche Reich nach Lösung aus den Fesseln von Versailles der völligen Ohnmacht auf militärischem Gebiet ein Ende gemacht. Der Egoismus, der Frankreichs Bürger im Inneren auszeichnete, hat auch in der Außenpolitik zum Nein Barthous in der Abrüstungsfrage und damit zu einem Rüstungswettlauf geführt, der erst sein volles Gewicht erhielt, als Rußland seinen zweiten Fünfjahresplan ausschließlich auf die Kriegsrüstungen abstellte, als Italien durch den abessinischen Krieg zur vollen Aufrüstung schritt und England ebenfalls gewaltige Summen für die Rüstung ausgab. Gewissenlose Hetze trug dazu bei, über ganz Europa die dumpfe Atmosphäre der drohenden Kriegsgefahr zu erzeugen.

Es war wohl selbstverständlich, daß die antinationalen Elemente der Volksfrontbewegung Faschismus und Kriegsgefahr gleichzusetzen versuchten. Sie hätten damit wohl kaum große Erfolge erzielt, wenn nicht drei Ereignisse des letzten Jahres zusammengekommen wären: der abessinische Krieg des faschistischen Italiens, der für

die Propaganda in England sehr wichtig war, das französische Militärbündnis mit Rußland, das zur deutschen Rheinlandbesetzung führte, und der Bürgerkrieg in Spanien. Es zeigte sich, daß die alten Illusionen von der Macht des Völkerbundes auf Sand gebaut waren, daß nur die militärische Macht der Staaten selbst entscheidend war.

Jetzt setzt unverkennbar der Prozeß einer Militarisierung auch der Volksfrontbewegung ein. Aus der losen Zusammenfassung eigenbrötlerischer Individualisten und Marxisten wird eine militante Gruppe, die nicht nur in der Propaganda für eine Intervention in Spanien, sondern auch praktisch für eine Verstärkung des Rüstungswettlaufes eintritt. Die Militarisierung der Welt in den letzten Monaten ist ganz ungeheuer. In Rußland gewinnt die Militärpartei an Boden und läßt die alten Bolschewiken nach einem Theaterprozeß erschießen, in England sprechen sich die Gewerkschaften und in Edinburgh die Arbeiterpartei für die Aufrüstung aus, in Frankreich gebärden sich die Kommunisten nationalistisch und versuchen die Regierung zu einem Kreuzzug der Ideen fortzureißen.

Je stärker aber diese Bewegung anschwillt, desto größer werden die internationalen Spannungen, und desto leichter hat es der Staat, jetzt nicht nur aus der nationalen Idee heraus, sondern auch geschoben von den individualistischen Kräften der Volksfronten in den früheren Bereich des privaten Lebens einzubrechen. Die Vorbereitung auf den „totalen" Krieg schreitet vorwärts. Die Mittelparteien verschwinden, schroff stehen sich Volksfront und nationale Rechte gegenüber. Diese Gegensätze können offen ausbrechen wie in Spanien, sie können sich aber zusammenschließen in einer aktiveren Außenpolitik, denn beide stehen heute unter dem *einen* Gesetz der zunehmenden geistigen Militarisierung. Das zeigt sich in England, und dahin gehen auch die Bemühungen in Frankreich. Das große Problem aber bleibt, wie diese Entwicklung aufgefangen werden kann, bevor sie sich in einem kaum vorstellbaren Weltkrieg entladet.

EUGEN DIESEL

Die gespenstische Ursache

Für die Entstehung des ungewohnten und beängstigenden Weltzustandes, den wir mit dem abgenutzten Wort „Weltkrise" zu umreißen pflegen, gibt es sehr viele gleichzeitig wirkende Ursachen. Einige von ihnen sind in der Weltgeschichte so neu-artig und zudem so machtvoll und merkwürdig, daß schon eine von ihnen allein die Welt völlig auf den Kopf hätte stellen können. Da sind zum Beispiel die Maschinen, die automatisch sehr viele Produkte in verblüffenden Mengen hervorbringen. Da sind die vielen anderen Maschinen. Schon beginnt diese Maschinerie mit dem Menschen etwa so zusammenzuwachsen, wie Mensch und Kleid, Mensch und Werkzeug zusammengewachsen sind, bis das Kleid und das Werkzeug zur Idee des Menschen gehörten. Ein nur nackt und ohne Werkzeuge auftretender Mensch wäre kaum als Mensch in unserem Sinne aufzufassen. Mensch und Maschine scheinen nun ebenfalls zu einer biologisch-kulturellen Einheit zu verschmelzen. Mit einer sehr kleinen Maschine, der Taschenuhr, fing es an. Auto, Flugzeug, Bahn und all das übrige trägt man zwar nicht, dafür haben aber, wie Mephisto sagt, diese den Menschen fast unbedingt. Andere Ursachen der ganz neuen Tonart und Rhythmik, in der die Menschheitssymphonie jetzt gespielt wird, sind die Chemie, die Druckerschwärze der Rotationsschnellpresse, das Telefon, das Radio, das Zusammenballen der Menschen in Massen und vieles andere, oft Hervorgehobene. All das biegt die alten Pfade des Daseins des einzelnen wie der Gruppen um, erzeugt eine völlig neue Umwelt, wirkt auf unsere Nerven- und Hirnganglien in einem von der Natur nicht vorgesehenen Sinne ein. Wir sind einer erschreckenden Umzüchtung ausgesetzt, deren Ergebnisse trotz großartiger Versuche, die Völker ganz bewußt als Masse mit dem technisch bedingten Milieu zu vermählen, noch ganz unklar sind. Darum sind wir alle miteinander tief in der Anarchie einer Epoche des Übergangs verstrickt. Wir sind nicht mehr die Alten und noch nicht die Neuen. Wir wissen nicht, was in dieser modernen Welt gut oder böse ist oder sein wird oder sein soll. Wir sind mit Haut und Haaren gleichsam in eine riesige Retorte hineingeraten. Die meisten großen Völker können heute gar nicht anders vorgestellt werden, als derartig in ihrer eigenen Retorte eingefangen.

Selbst die großartigsten dieser Retortenzustände sind ganz offenbar noch provisorischen Charakters. Wir seufzen als unglücklich-glückliche Opfer der seltsamsten Menschheits- und Völkerchemie der Weltgeschichte. Wissenschaft, Technik und Verwaltung zwar sind bestrebt, die Welt und das nationale Dasein zu verbessern, und, wenn es nach dem Augenschein ginge, so scheint politisch wie seelisch, wirtschaftlich wie sozial alles in der besten Ordnung zu sein. Warum also den Zustand in der modernen Retorte als unliebenswert oder wahnsinnig verschreien, wie es die Kulturkritik seit Kriegsende tut? Warum krächzt uns die Muse der Geschichte, als Gespenst auftretend,

die heiseren Worte zu: „Liebe Leute, die Sache geht ganz bestimmt schief. Wißt ihr nicht, daß auf allen Sach- und Fachgebieten die Lawinen sich schon gelöst haben und nun zu Tale donnern wollen? Fühlt ihr euch nicht von einer Riesenfaust gepackt und recht unsanft an die Tore des großen Reiches Unbekannt und des Was dann geschoben?" Alle Völker des Planeten sind in der Tat von höchstem Unbehagen ergriffen. Da ist wirklich keine einzige Nation, die nicht unter Seufzern feststellte: wir wissen nicht, was morgen sein wird, weder im Innerpolitischen noch im Außenpolitischen, weder als Mitglieder eines Volkes oder eines Erdteiles oder der Erde, noch als Angehörige einer bestimmten Berufs- oder Bildungsschicht.

Es ist denkbar, daß sich die Dinge viel günstiger entwickeln werden, als man aus dem psychologischen Zustand der Gegenwart abzulesen versucht ist. Wir wissen es aber nicht. Wir lassen es von uns aus dahingestellt, welches Finale sich im großen Weltkonzert ergeben wird, zumal auch in Zukunft sich für den einen als Untergang oder Schrecken darstellen wird, was dem anderen gerade als die Erfüllung seiner idealsten Träume gilt. Jede Auffassung hat ihren eigenen Aufgang oder Untergang. Bei dem gleichen Vorgang verfinstert sich je nachdem der Himmel oder die Sonne scheint aufzugehen. Auch in Zukunft werden sich Tag und Nacht folgen, und je nachdem können die Propheten immer behaupten, recht behalten zu haben. Diese Prophetie geht uns hier nichts an. Uns interessiert hier, daß die zahlreichen Lager, in die sich die heutige Welt spaltet, von der gleichen allgemeinen Ungewißheit und sogar Furcht ergriffen sind.

Wir fragen, ob dieser ganzen Ungewißheit nicht eine verhältnismäßig einfache Ursache zugrunde liegt, besser, ob nicht eine der vielen Ursachen sich als bedeutsamer darstellt als viele andere.

Ein Umstand vor allem hat die Menschheit in einen früher unbekannten und in der Tat beängstigenden psychologischen Zustand versetzt. Wenn ich diesen Umstand im folgenden besonders hervorhebe, so übersehe ich nicht, daß man einzelne, wenn auch hervorragende Ursachen im Grunde gar nicht aus dem Bündel aller Ursachen lösen kann und soll. Seit etwa hundertfünfzig Jahren sind so viele neue Zusammenhänge und Zustände in Erscheinung getreten, daß sie schließlich insgesamt schneeballartig anschwellend sich vereinten, gemeinschaftlich das Wesen der neuen Zeit bestimmten und zuletzt das Gefühl vom Zusammenbruch des Bestehenden und von einer gefahrenvollen Zukunft hervorriefen. Aber innerhalb dieses Knäuels gibt es schwächere und kräftigere Ursachen. Eine maßvolle Produktion mit Maschinen allein hätte wohl kaum genügt, um uns die alten Zustände so völlig unter den Füßen wegzuziehen. Auch die modernen Verkehrsmittel hätten, für sich gesehen, den Zustand der Völker zwar erheblich verändert, aber sie würden unsere Seele kaum so völlig aus ihren alten Gleisen zu rücken vermocht haben. Ganz anders wird die Sache indessen schon, wenn man die Maschinenwirtschaft mit dem modernen Verkehr vereinigt in Wirksamkeit sieht und die wirtschaftliche und soziale Gärung im Gefolge dieses gemeinsamen Wirkens erkennt. Aber die erschreckende Seltsamkeit unseres psychologisch-politischen Zustandes ist viel eher zu begreifen aus der Verwandlung

unseres Bewußtseins- und Erkenntnisfeldes unter dem Einfluß der modernen Nachrichtenmittel.

Bis etwa zum Jahre 1850 erfolgte die Übertragung von Nachrichten vorwiegend durch Boten, Gesandten, Schriftstücke. Die Geschwindigkeit der Nachrichtenübermittlung entsprach der Geschwindigkeit von Mensch und Pferd. Die Politik, der ganze Verlauf der Weltgeschichte vor der Maschinenzeit war ganz einfach durch dies Tempo bestimmt. Und durch die Art und Weise, wie die Nachrichten- und Kenntnisübermittlung geschah, wurde der wirtschaftliche, politische und psychologische Zustand der Völker maßgebend beeinflußt.

Seit etwa hundert Jahren herrschen nun im Nachrichtenwesen ganz andere Verhältnisse mit Hinblick sowohl auf die Geschwindigkeit wie auf die Menge der Nachrichten. Wurde früher, etwa an einem Herrscherhof, ein Beschluß gefaßt, so war er motiviert durch langsam auf einzelnen und spärlichen Wegen herbeigebrachte Nachrichten. Das ganze Bild des Politischen setzte sich aus solchen langsam herbeigebrachten Nachrichten zusammen. Es herrschte ein spärliches Nachrichtenleben, während jetzt ein unsagbares Gewimmel von Nachrichten herrscht. Im politischen Raum ist es so lebhaft wie in einem Topf, in dem Massen von Maden ausgekrochen sind. Früher lag zwischen den politischen und sonstigen Vorgängen, die ja alle mit Nachrichten zusammenhingen, gleichsam eine Pufferung durch den Abstand und durch die Zeit. Die Nachrichten, auf welche die weiteren Beschlüsse und Handlungen erfolgten, glichen Billardkugeln, die immer weitere Kugeln fortstießen. Diese Billardkugelstruktur, besser gesagt, die gepufferte und gefederte Struktur des Nachrichtenwesens der früheren Weltgeschichte, ist binnen weniger Jahre einem völlig ungepufferten Zustande gewichen. Wir leben, was Nachrichten betrifft, in einem absoluten Raum, in dem fast völlige Gleichzeitigkeit der Erreichung durch die gleichen Nachrichten herrscht, sofern sie nicht geheimgehalten werden, was aber fast unmöglich ist. Die gleiche Nachricht ist somit meistens gleichzeitig überall. Es ereignet sich, daß auf Grund eines unliebsamen Ereignisses in Europa schon nach wenigen Minuten europäischen Gesandtschaften und Konsulaten in Südamerika die Fensterscheiben eingeworfen werden. Was Nachrichtenaufnahme betrifft, so ist es heute völlig gleichgültig, wo ich mich gerade auf der Erde befinde. Auf welche Weise dann die Nachrichten durch die Propaganda der Staaten und Parteien jeweils zu großen mehr oder weniger wirksamen Nachrichtengeweben verarbeitet und dann mit auslesenden Mitteln an die zu beeinflussenden Schichten herangebracht werden, ist eine Sache für sich. Die ganzen sich ewig wiederholenden Vorgänge der Politik: Aufstieg und Sturz, Eroberung und Verlust, Attentate, verlorene und gewonnene Schlachten, Sieg und Niederlage einer Idee, Beleidigungen, Freundschaft, Feindschaft der Völker — dies und alles übrige stellt sich heute sofort und gleichzeitig vor das allgemeine Bewußtsein aller Völker und aller Politiker der Erde. Auf jedes politische Hirn wirkt die Totalität des Weltgeschehens wie durch ein Brennglas. (Freilich sind die Brenngläser sehr verschieden.) Nichts spielt sich mehr für sich in seiner beschränkten Umwelt und Landschaft allein ab, sondern projiziert sich sofort mit unberechenbarer psychologischer Wirkung in den absoluten politischen Raum, der nicht mehr abgrenzbar ist. Die Politiker sitzen in jedem Augenblick wie vor einem magischen Spiegel, in

dem sich, wenn schon mit viel Lüge, Intrige und Täuschung, ein Totalbild des politischen irdischen Geschehens in jedem Augenblick spiegelt. Amerika lebt in jedem Augenblick auch in Deutschland, Deutschland in Amerika. Jeden Tag, ja jede Stunde nehmen wir journalistische Berichterstattungen über den ganzen Planeten entgegen. Nachrichtendienst und Spionage müssen ungeheuerlich anwachsen, weil sie sich mit viel verzweigteren Zusammenhängen zu befassen haben; und immer mehr Nachrichten zucken durch den Äther, immer mehr Diplomaten sind in Flugzeugen unterwegs. Da wir uns aber noch in einer geistigen Verfassung befinden, die mehr auf die Gegeneinanderarbeit als auf die Zusammenarbeit eingestellt ist, so entsteht in jedem Augenblick eine ganze unvorstellbare Masse von Reibungsstoff, der ohne die technische Allgegenwart des heutigen Menschen überhaupt nicht in Erscheinung getreten wäre.

Die Ereignisse und Beweggründe, die solchermaßen vor die Seele der Politiker und Völker treten, wirken psychologisch in den einzelnen Fällen zunächst ganz ähnlich wie in der vergangenen Zeit. Leidenschaft, Ärger, Besorgnis, Haß, Intrige, Mordbefehl, Kriegserklärung können durchs Telefon ebensogut übertragen werden wie von Mensch zu Mensch. Die Tatsache einer Aufrüstung im Stillen Ozean wirkt psychologisch genau so stark wie früher die Aufrüstung der Nachbarburg, der Nachbarstadt, des Nachbarstaates. Die sämtlichen politischen Fäden, alle Machtpotentiale der Welt sind auf das greulichste und gründlichste total ineinander verfilzt. Alles und jedes, was uns in alten raumzeitlichen Zuständen gar nichts angehen konnte, geht uns nunmehr ohne Unterlaß aufs gräßlichste an. Eine politische Rede oder Tat wird schon im nächsten Augenblick von gegnerischen Hauptstädten beantwortet, und das Verbot einer Radiowelle hindert ihre Einstellung keineswegs. Wir haben einen brodelnden Topf voll abscheulicher gegenseitiger Einmischungen vor uns, die darum nicht weniger wirksam sind, weil sie vorderhand nicht mit Kriegswaffen geschehen. Man beleidigt sich heute auf häßliche und unanständige Weise, kämpft in dem absoluten Radio-Raum um psychologisches Übergewicht und verrichtet hierbei doch nur Sisyphus-Arbeit. Die Menschenseele muß hierbei in heftige Verstörung geraten. Ein solches Experiment mit ihr war ja kaum im Plan der Schöpfung vorgesehen. Das hat für die Politik zur Folge, daß sie kaum mehr etwas richtig machen kann, das nicht gleichzeitig grundfalsch wäre, was am Falle des englischen Verhaltens während des abessinischen Konfliktes deutlich ist. Man kommt kaum zum Handeln, weil die Menge der vor uns ausgebreiteten Motive das Handeln verzögert und zudem angesichts der dauernden psychologischen Verschiebungen heute klug ist, was morgen gewiß schon dumm ist, und umgekehrt. Darum gibt es in der heutigen Politik unendlich viel blöden Dusel des Dummen und ebensoviel blödes Pech des Gescheiten. Auch den bedrohlichsten Dingen gegenüber muß man in einer gewissen Untätigkeit verharren, weil sich von Stunde zu Stunde neue Bilder über das gerade noch gültige Bild legen, neue Möglichkeiten an das Hirn der Politiker anklingen, die heutigen Probleme morgen wieder abklingen und das gestern Erregendste heute fast peinlich gleichgültig werden kann. Seit Beendigung

des Weltkrieges sind wir an Tausenden von Konflikten vorbeigeglitten, die im früheren Zeitalter der natürlichen psychologischen Pufferung zu schweren Entladungen geführt hätten, woraus man, wenn man so will, sehr optimistische Schlüsse ziehen kann. Das schließt nicht aus, daß einmal die gräßlichste aller Totalentladungen im totalsten aller Kriege eintritt. Daran wäre dann weniger ein einzelnes Volk schuld als vielmehr der Irrtum, daß wir in diesem totalen Raum die Politik wie Anno 1800 führen zu müssen glauben. Die politische Entladung der Zukunft wird auf die entscheidendste Weise mitbestimmt sein von dem völlig veränderten Nachrichtenwesen und der zur Verzweiflung getriebenen Seele des Menschen, die nicht mehr auf ihrer alten Erde, sondern in einer Welt mit vielen neuen Gesetzen und Erscheinungen lebt, denen sie sich nicht rasch genug anpassen konnte.

Die heutige Politik und Unpolitik wird also wesentlich durch das moderne Nachrichtenwesen psychologisch beeinflußt. Die politische Praxis verfügt noch nicht über eine seelische Macht, die sie in die Lage setzte, die Nachrichtengespenster zu verscheuchen, die wie bei einer gigantischen Treibjagd eingekesselt werden. Weltpolitik ist darum heute ein grauenvolles Gewurstel. Völker pflegen untereinander in Spannung zu leben. Somit wird, bei der psychologischen Ineinanderschiebung der Völker im absoluten Raum, feindlicher und beängstigender Stoff in einer maßlosen Menge täglich herbeigeschafft. Die Feindschafts- und Unsinnsmenge einer einzigen Woche läßt einen die Haare raufen. Überall in der Welt neue Sorgen, neue Not, politische und soziale Schrecknisse, die uns nichts angehen und eben doch angehen, denn wir brodeln mit ihnen im gleichen Kessel. Tausend politische Gifte werden zusammengebraut, das große Gegengift aber ist noch nicht gefunden.

Die Frage bleibt unbeantwortet, ob wir in der Lage sein werden, ohne die furchtbarsten Katastrophen die abenteuerliche, ja gespenstische Lage zu meistern, in der alle Menschen und Völker, seien sie Feinde oder Freunde, eng aneinandergeschmiedet sind. Nur eins ist sicher, daß jedes Volk, das sich in dieser neuen Weltlage hysterisch, nervös oder ungeduldig benimmt, in die größte Gefahr geraten muß; und daß nur das Volk Aussicht hat, die Lage zu meistern, das die Ruhe des Herzens, die Klarheit des Blickes und die herrliche Eigenschaft siegbringender Geduld besitzt, die es vor falscher Voreiligkeit und Hast und vor dem Irrglauben beschirmt, durch den Mechanismus einer ganz im Sinne einer versunkenen Zeit aufgefaßten Gewalt die wichtigste Entscheidung erzwingen zu können. Gewalt ist das unberechenbarste aller Mittel geworden. Der Allgegenwart der Nachrichten ist ja auch eine Art von Allgegenwart der kriegerischen Mittel, mindestens in Gestalt der Flugzeuge, nachgefolgt. Jeder Punkt der Welt ist zu jedem Augenblick mit Krieg bedrohbar. Spielt sich die Nachricht und damit die Politik im absoluten Raum ab, so auch der Krieg, der mit dieser Politik zusammenhängt.

PETER WEBER

Das große Abenteuer des abendländischen Menschen

In einer Schrift „Kriegsneurose als psychisch-soziale Mangelkrankheit" zeigt der Arzt H. Wietfeld, Bremerhaven, die Kriegsneurose von einer neuen Seite. Er ist der Ansicht, nicht in Drückebergerei oder Rentensucht sei sie begründet, sie sei vielmehr die Folge einer allgemeinen Verarmung an positiven Affekten, im wesentlichen einer psychischen Isolierung. Generalarzt Dr. Buttersack, Göttingen, geht diesem Gedankengang nach und stellt dabei fest, der auflösende, analytische Geist der letzten Generationen habe zu einer allgemeinen Atomisierung geführt: in den Wissenschaften, in Physik, Chemie, in den zusammenhanglos vorwärts stürmenden Spezialfächern — und im sozialen Leben. Jeder einzelne kapsele sich ein, und auf diese Weise hätten die Menschen ihre psychischen Verbindungsfäden untereinander — Buttersack nennt sie „Haltetaue" — verloren, und sie könnten den anstürmenden Ereignissen nicht mehr den gleichen Widerstand entgegensetzen wie unsere Groß- und Urväter, die fest in Familien, Sippen, Dorfgemeinschaften verflochten gewesen wären. Der Mensch von heute sei nicht nur verarmt an Vitaminen, Kohlehydraten, Mineralsalzen und so weiter, sondern weit mehr verarmt an Gemüt. Durch die seelische Atomisierung beraubten sich die Menschen der Zufuhr seelischer, gemütlicher Kräfte und böten Zeichen von Lebensmüdigkeit. Buttersack kommt zum Schluß, die Heilkunde müsse wieder erkennen, daß die Individualseele nicht etwas für sich Bestehendes, Selbstherrliches sei, sondern daß sie ihre Wurzeln in einer höheren Sozialpsyche habe.

Seelische Atomisierung — [dies Wort charakterisiert scharf und treffend den Menschen von heute, den ‚modernen' Menschen. Da, wo diese Ein- und Abkapselung bereits zu direkten seelischen Störungen führt, ist es Sache der Ärzte, aus den neuen Erkenntnissen heraus Heilwege zu suchen. Aber es ist die Aufgabe des abendländischen Menschen allgemein, dieser psychisch-sozialen Mangelkrankheit unserer Zeit auf den Grund zu gehen, will er nicht verkümmern. Denn diese seelische Atomisierung zeigt ohne Frage: hier schließt eine menschliche Entwicklungsphase ab und läuft bereits ins krankhaft Degenerierende aus. Das „Individuum" als solches ist in der Isolierung festgefahren, fast bis an die Grenze der Lebensfähigkeit. Das Abendland erlebt seinen „Turmbau zu Babel" — das große Abenteuer des abendländischen Menschen ist beendet, nachdem es in einer phantastischen Entwicklung eine neue Welt, einen neuen Menschen geschaffen hat.

Mit dem Ausgang des Mittelalters fing es an, als ein Kopernikus die Erde als den geglaubten Mittelpunkt der Welt entthronte. Der Glaube, Gott selber lenke und

regiere Welt und Menschen nach einem unabänderlichen Ordnungsplan, war ins Wanken geraten, wie der Glaube an die civitas Dei des Augustinus, den hierarchisch gegliederten Gottesstaat, den das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hatte verwirklichen sollen. Als der Staufe Friedrich II., den ein Teil seiner Zeitgenossen den Antichrist nannte, den Staat, die Staatsordnung und die Staatsgesetze aus ihrem Selbstzweck heraus, nicht gemäß göttlichen Ordnungsgeboten, als „heilig" proklamierte, da begann die Rebellion gegen die mittelalterliche Welt. Die Menschen fingen an, sich ihr Weltbild, ihre Ordnungen, Staats- und Gesellschaftsformen nach eigenem Bilde zu entwickeln, nach ihren menschlichen Erkenntnissen, Erfahrungen, Forschungen, nach ihrem eigenen „Dämon". Bereits die Menschen der Renaissance in Italien sahen die Religion nicht mehr als ein objektiv Gegebenes an, sondern als etwas völlig Subjektives, und die Entdeckung der äußeren und der geistigen Welt machte sie vorwiegend weltlich, eine Folge der neuen Gedanken und Anschauungen über Natur und Menschheit, zu denen sie sich unwiderstehlich getrieben fühlten. Sie kannten keine Sünde mehr und keine Reue und hatten darum auch kein Bedürfnis nach Erlösung. Aus der antiken Literatur lasen sie vor allem eins: den Sieg der Philosophie über den Götterglauben. Dante hatte den Glauben an Gottes Vorsehung, wie ihn die Kirche lehrte, völlig aufgegeben, er glaubte an den freien Willen der Menschen, und als das Höchste galt ihm die sittliche Verantwortung. Die ganze große Geistesarbeit, die den Menschen aus der Gebundenheit und Enge der mittelalterlichen, besonders kirchlichen Weltanschauung befreite, zur Freiheit des Gewissens und des Geistes führte und doch den Glauben an Gott und die Lehre Christi neu begründete und festigte, leisteten dann die deutschen Reformatoren.

Die Freiheit des Geistes im Angesicht Gottes — dies Werk der Reformation leitete eine neue Zeit und eine kühne Entwicklung ein. Der abendländische Mensch stürzte sich in das große Abenteuer des Individuums. Im Zeichen der Geistes- und Gewissensfreiheit entstanden neue Kirchen, neue Staatsformen und Nationalstaaten, grundgelegt durch Reformatoren wie Calvin, Knox, Zwingli. Hier ist die religiös-geistige Grundlage des Preußentums und des englischen Puritanismus, aus der die Idee neuer weltumfassender Aufgaben wuchs. In ihrem Zeichen bildete sich der Begriff der inneren und politischen Freiheit des einzelnen, der Paracelsus die Prägung, aber auch die Begrenzung gab: „Es sei keines anderen Knecht, wer ein Selbst zu sein vermag." Diese Wehen einer neuen Zeit führten zu den großen Revolutionen, Freiheits- und Klassenkämpfen des Abendlandes. Sie waren, im großen und kleinen, jedesmal ein Ringen unterer, breiterer Schichten um ihren Teil an Freiheit und Selbstbestimmung, gegen die bevorrechteten Stände. Die deutschen Bauern standen auf, um die mittelalterliche Feudalordnung zu reformieren, ihre Befreiung von leiblicher und geistiger Knechtung zu erkämpfen, in dem „einen" Reich unter einem Herrn und in einem Glauben. Der dritte Stand, das Bürgertum, führte einen langen und wechselvollen Kampf. Die französische Revolution brachte dann einen brutalen, blutigen Durchstoß. Das sogenannte bürgerliche Zeitalter begann mit seinem erheblich erweiterten Spielraum der politischen und persönlichen Freiheit, mündend in Demokratie und Liberalismus. Aus ihm heraus aber entwickelte sich mit Beginn der Maschinenzeit schon der Ansatz zum Kampf des nächsten,

des „vierten" Standes. Es begann der Emanzipations- und Klassenkampf der wachsenden Arbeitermassen. Marx gab ihm die verhängnisvolle Parole und Zielsetzung: Klassenherrschaft. Vergebens bemühten sich Männer der bürgerlichen und christlichen Welt, im Rahmen der Demokratie eine neue soziale Ordnung zu schaffen, um die Arbeiter darin einzugliedern. Aus den Marxisten entwickelte sich dann nach unten eine noch radikalere klassenkämpferische Schicht, die eine Diktatur des Proletariats wollte.

Wir sind im Ablauf dieser letzten Periode der Stände- und Klassenkämpfe. Wenn auch der Bolschewismus und seine Wühlarbeit überall in der Welt noch schwere Erschütterungen hervorrufen, so kann man doch wohl sagen: der Versuch des vierten Standes, der neuen Zeit „seine" Ordnungsform aufzuzwingen, ist zum Mißlingen verurteilt. Die Entwicklung ist allem Anschein nach bereits über die Periode hinaus, in der Stände und Klassen die Staats- und Gesellschaftsformen bestimmen können. Wir sind auf dem Wege zu einer klassenlosen Gesellschaft. Die heutigen Lebens-, Gesellschafts- und Wirtschaftsformen und die seelische Atomisierung der Menschen haben die alten Scheidelinien zwischen den Ständen durchstoßen. Das deutsche Wort „Arbeitskamerad", das jeden irgendwie tätigen Menschen einbezieht, kennzeichnet den grundlegenden Wandel. Staats- und Lebensordnungen nach „ständischem" Weltbild sind damit gegenstandslos geworden. Das große Abenteuer endet damit, daß wir nun wieder eine Gemeinschaftsform suchen der gleichen Art, aus der wir vor sechs Jahrhunderten ausgebrochen sind.

„Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum" — der abendländische Mensch war der versuchenden Suggestion der Schlange gefolgt. Von den Mystikern, die in die Kraft Gottes hineingreifen wollten, und von den Reformatoren, die eine Freiheit im Angesicht Gottes erkämpften, führt ein seltsamer Weg bis zu den Revolutionsmännern in Frankreich, die als Gott die menschliche Vernunft auf den Altar hoben. Aus der Geistesfreiheit entwickelte sich eine groteske Freigeisterei. Der Gott des bürgerlichen Zeitalters aber, der rationale Fortschrittsglaube, endete in einer völligen Glaubenslosigkeit, die zugleich in weitestem Ausmaß Gottlosigkeit ist. Das Bekenntnis Bismarcks „Ich bin ein Soldat Gottes" klingt uns heute wie ein Märchen. Zusammengefaßt: der abendländische Mensch ist in einem schöpferischen Prozeß von phantastischem Ausmaß daran gegangen, sich die Erde „untertan" zu machen, hat sich, aufs Weltlich-Materiell-Leibliche gesehen, in den Stand gesetzt, eine Art Paradies zu schaffen und ist, wie die Menschen im symbolischen Babel, der Hybris verfallen und im Glauben an eine „Vollendung", irgendeine, wankend geworden. So sehr, daß das Leben jeden Sinn zu verlieren schien und die Gefahr einer Selbstvernichtung drohte. Eine fundamentale geistige Existenznot ist die Folge. Jaspers charakterisiert sie treffend: „Alles versagt. Es gibt nichts, was nicht fragwürdig wäre. Nichts Eigentliches bewährt sich. Es ist ein endloser Wirbel, der in gegenseitigem Betrügen und Sichselbstbetrügen durch Ideologien seinen Bestand hat." Eine geradezu unheimlich wirkende Nachbarschaft mit dem Weltbild der Reformation offenbart sich hier, mit dem Bild der absoluten Verlassenheit und Verworfenheit des Menschen.

Die Welt sei des Teufels Wirtshaus und die Menschen seine Knechte und Mägde, schrieb Luther; Calvin urteilte: Mensch und Welt sind böse, verbrecherisch von Natur aus. „Es ist doch unser Tun umsonst, auch in dem besten Leben", bekannte die Gemeinde. Ein verzweifelter Heroismus ist es, wenn Luther seinem Freund Melanchthon schreibt: „Pecca fortiter, sed fortius crede!" Allein Gott, seine Gnade und Erlösung war die Hoffnung der Menschen und gab ihnen Halt, Haltung und Lebensmut. Anders heute. Die Existenzialphilosophie Heideggers weiß nichts von Gott, Erlösung ist ihr Illusion. Sie kennt nur eine „tragische Entschlossenheit", in dem „endlosen Wirbel, der in gegenseitigem Betrügen und Sichselbstbetrügen durch Ideologien seinen Bestand hat", dieses Dasein zu bekennen, zuzupacken und es zu gestalten nach unserem Willen.

Man kann das alles nur verstehen, wenn man den Menschentyp betrachtet, den das knappe Jahrhundert des sogenannten Maschinenzeitalters geschaffen hat, den Menschen, der aus dem Massenwuchs dieser Zeit sich entwickelte (Europa zählte 1800 rund 180 Millionen Menschen, heute sind es mehr als 520 Millionen). Besonders in den großen Städten und Industriezentren mit ihren aufgeschwemmten, fluktuierenden Massen der sogenannten ungelernten Arbeiter. Es wuchsen Millionen heran ohne gesunde Lebens- und Ordnungsformen, wurzelarm und wurzellos. Menschen, die fast zum Bestandteil einer Maschine, eines Betriebes, einer Organisation wurden, die keine Geschichte, keine Tradition hatten, keine verpflichtenden Bindungen kannten und vor sich keine Zukunft, keine Aufgabe sahen, die das Leben lohnte. Diese Millionen Menschen mußten schließlich in eine Art Verlassenheit und Einsamkeit geraten, die in seelischer Atomisierung und in einer erschütternden geistigen, religiösen und politischen Sektiererei endete. Ein Zustand, der selbst den primitivsten Selbsterhaltungstrieb, die Fortpflanzung, bei Millionen verkümmern ließ.

Diese Entwicklung ist in ihrer ganzen Tiefenwirkung kaum richtig abzuschätzen. Aber es genügt, zu zeigen, wie es dabei in vielem geradezu an das Leben, die Lebenssubstanz ging. Am Bilde des heutigen Nachwuchses ist es abzulesen. Der frühere sächsische Staatsminister Hartnacke hat in den letzten Jahren statistische Erhebungen über Leistung, Begabung und Erbanlagen 14jähriger Schulkinder gemacht; sie wurden unter anderem in der nationalsozialistischen Monatsschrift „Volk und Rasse" veröffentlicht. Das Ergebnis sind folgende Feststellungen: in drei sächsischen Kreisen kamen nach seiner Wertung 15 Prozent auf die Gruppe „Sehr gut" bis „Zweifelsfrei gut", 40 Prozent auf die Mittelgruppe und 45 Prozent auf die Gruppe „Schwach" bis „Schlecht". In Altona hatte man errechnet: 7 Prozent „Besser als gut", 40 Prozent „Gut" bis „Mittel", 53 Prozent „Genügend" bis „Schwach". In den großen Städten sieht es schlechter aus: jeder dritte Junge kann die oberste Volksschulklasse nicht erreichen, jeder sechste verliert mindestens zwei Jahre und jeder 25. geht auf die Hilfsschule ab. Man braucht das sächsische Ergebnis — 15 Prozent mit „Gut" bis „Sehr gut" und 40 Prozent in der Mittelgruppe — nicht als schlecht und beunruhigend anzusehen. Das wahre Gesicht zeigt das Bild erst bei der Untersuchung, ob die Entwicklung und Leistung eine steigende oder sinkende Tendenz zeige. Es zeigt

leider eine sinkende. Hartnacke ist der Ansicht, daß von 14jährigen etwa ein Drittel für geistig bestimmte Berufe in Betracht komme — das ist viel! —, wovon allerdings nur ein ganz kleiner Teil für selbständige Leistungen und führende Stellungen geeignet sein werde. Aber — dieses Drittel ist am stärksten vom Geburtenverfall betroffen! Die Schicht der Eltern ist nicht einmal mehr imstande, den Lebensersatzmann zu stellen. Ganz anders aber bei den Schichten, denen die Gruppen „Schwach" bis „Schlecht" entstammen. Sie vermehren sich! Und je minderwertiger sie nach Erbanlage, Begabung und Leistung sind, um so mehr. Oberschulrat Dr. Kurz, Bremen, hat festgestellt, daß Eltern von Kindern, die in die Hilfsschule geschickt werden mußten, doppelt so viele Kinder haben wie zum Beispiel die Eltern der Kinder auf höheren Schulen. In „Volk und Rasse" wurde ein noch übleres Verhältnis aus Münster mitgeteilt.

Zieht man aus alledem den Schluß, so ergibt sich: mit der unheimlichen Massenvermehrung im Maschinenzeitalter ist die Qualität gesunken. Wir durchlaufen eine Periode fortschreitender Qualitätsverminderung, einer Entwicklung nach unten. In den Schulen sehen wir eine Gewichtsverschiebung nicht nur zu Gunsten der Schwachbegabten, sondern auch der krankhaft Verkümmerten und Erbminderwertigen. Die Schicht der Hochwertigen schrumpft, und die Zahl der Minderwertigen wächst. Das bedeutet für die Schule: die wachsende Zahl der Schwachen und Minderwertigen drückt auf das Niveau. Darunter leiden natürlich Arbeit, Leistung und Fortschritt. Die Schule gerät in die Gefahr, daß Niveau und Leistung nicht mehr von der hochwertigen Schicht, ja nicht einmal mehr vom Durchschnitt bestimmt werden, sondern von der Last der Unterwertigen. Würde diese Entwicklung nach unten fortschreiten, so sähe es übel aus für die Zukunft. Aber vielleicht, wahrscheinlich sogar, ist diese abnorme Form des Absinkens eine mehr zeitbedingte Erscheinung, durch besondere Unzulänglichkeiten zweier Generationen verschuldet. Denn es will scheinen, als ob der abendländische Mensch am Ende der großen abenteuerlichen Entwicklung des Individuums sich durch einen Wandlungsprozeß durchzumausern begonnen habe. Es gibt Forscher, die sogar von der Möglichkeit einer Art Mutation sprechen, der Bildung eines neuen Menschentyps. Vergleicht man zum Beispiel die jetzt heranwachsende Jugend mit der Vorkriegsgeneration, so zeigen sich ziemlich fundamentale Wesensunterschiede. Schon rein äußerlich. Wir sehen eine früher einsetzende Reife bei den Kindern. Zweifellos wird sie auf den ganzen Reifeprozeß und seine verschiedenen Phasen Einfluß haben. Wir wissen davon noch herzlich wenig, wissen nicht, ob der Reifeprozeß sich verkürzt oder ob sich nur die Phasen verlagert haben. Wir werden vielleicht unser ganzes Schulsystem entsprechend umformen müssen. Es lassen sich bereits an diesen jungen Menschen, zwar nur in groben Linien, aber doch schon deutlich einige Wesenszüge eines neuen Typs erkennen. Sie zeigen sich als höchst nüchtern und sachlich, fühlen sich von geistigen Dingen wenig beschwert; ein gut Teil des Wissensstoffes, den die alten Schulformen den früheren Generationen als sogenanntes Allgemeinwissen vermittelten, mit Erfolg, und der das geistige Niveau gab, geht an ihrem Fassungs- und Denkvermögen einfach vorbei. Dagegen zeigen sie sich in

allen Dingen der praktischen Handhabung und Verwertung der Technik sehr aufgeschlossen und gut veranlagt.

Hier liegt ohne Frage eine Begabung vor, die für den neuen Typ kennzeichnend und richtungweisend ist. Professor Dr. S. Behn rechnet darum mit der Möglichkeit, daß die abendländische Menschheit an einem Endpunkt der Hirnvervollkommnung stehe. Und fragt, ob nicht das seinem hochentwickelten Gehirn zu verdankende Werkzeug — mit allem, was der abendländische Mensch mit der Technik geschaffen — ihm in seiner gegenwärtigen Gestalt auf Jahrtausende hinaus biologisch und geistig genügen könne, zumal ihm ja Erfahrungen immer weiter zuströmten, die auch bei unvermehrter Intelligenz seine Überlegenheit weiter stärken müßten. Nach seiner Meinung gehört die Zukunft einem derben, lebenstüchtigen, geistig herzhaft unbekümmerten Geschlecht.

Es scheint sich also ein Mensch mehr des Instinkts, einer robusten Vitalität, einer technischen Fertigkeit, weniger ein Mensch des Hirns, des Intellekts zu entwickeln. All das aber deutet auf ein Verkümmern des individuellen Eigenwuchses und auf das Heranwachsen eines Gemeinschaftstyps, dem das geistige Abenteuern und Rebellieren nicht liegt, der im Gegenteil einem als sicher geltenden Weltbild und einer festen Gemeinschaftsordnung zustrebt. Man könnte geneigt sein, hier das Ende einer schöpferischen Periode und den Übergang in eine mehr flachere der Verwertung und Ausnutzung zu vermuten. Generell wäre eine solche Annahme doch irrig; das Wesen des Schöpferischen ist nicht nur — vielleicht am wenigsten — ein frei aufbrechendes Werden, sondern ein Wachsen aus starken Spannungen, Widerständen und Nöten. Und daran wird es auch in Zukunft nicht fehlen, wenn auch der einzelne im Gehege der Gemeinschaft davon nicht mehr so unmittelbar berührt werden sollte. Vielleicht werden wir eine neue Form des Schöpferischen erleben, weniger abenteuerlich als die des abendländischen Individuums, seit es aus der Gemeinschaftsordnung des mittelalterlichen Gottesreiches ausbrach — bis das Krankhafte und die geistig-seelische Atomisierung überwunden ist. Die große Menschenversuchung „Eritis sicut Deus . . .“ aber wird immer fortbestehen.

PAUL FECHTER

Das Ende der alten Bildung

Von der Historie zum Weltbild

Seit Jahrzehnten knistert und kriselt es im Gebäude der deutschen Bildung. Der altehrwürdige Bau der humanistischen Erziehung wurde mit dem steigenden Zeitalter der Naturwissenschaften mehr und mehr in seinen Fundamenten bedroht. Die Realien, die Wirklichkeit, forderten mehr und mehr ihren Anteil an der Welt des Wissens und der Ausbildung, die so lange ganz allein dem klassischen Ideal der Geisteswissenschaften unterstanden hatten. Der neu entdeckte Körper verlangte ebenfalls sein Recht und seinen Anteil an der Schule — und seit der Jahrhundertwende etwa teilte die einst so einheitliche deutsche Entwicklung sich in drei, vier, fünf und mehr Zweige: was einst Besitz gewesen, wurde Problem; immer neue Schwierigkeiten taten sich auf — und zwar seltsamerweise erheblich mehr als bei anderen europäischen Nationen. Auch Franzosen und Engländer standen vor der Aufgabe, einen Ausgleich zwischen den bisherigen Formen der Schule und der Erziehung zu finden, die neuen Wissensmassen wenigstens in Andeutungen an die Schule heranzubringen und dem Körper sein Recht zu geben: nirgends ergaben sich so viele Umbauten und Umwälzungen wie bei uns. Die Krise im Bildungswesen wurde im deutschen Bereich akuter und langwieriger als anderswo.

Sieht man einmal näher zu, so liegt das, bildhaft gesprochen, daran, daß beim Aufbau des neuen deutschen Kulturideals Wilhelm von Humboldt uneingeschränkt über Alexander von Humboldt gesiegt hat. Die heutige deutsche Menschenbildung und damit das deutsche Kulturgefühl, die deutsche Kulturvorstellung wurde in ihren Grundzügen in der großen klassischen Zeit des deutschen geistigen Daseins festgelegt — in einer Zeit, für die menschliches Wesen und menschliche Erziehung allein vom Bereich der geistigen Welt aus bestimmt und geformt werden konnten. Geistig aber war für diese Zeit nur, was mit der geistigen Entwicklung der Menschheit, der Geschichte, die nach Herder die natürliche Entwicklung des organischen Seins abgelöst hatte, zusammenhing. Die klassische deutsche Kulturvorstellung ist geschichtlich, geistesgeschichtlich bestimmt: was den Menschen formt, sind die geistigen Mächte, die in Sprache, Religion, Geschichte, Dichtung und Kunst sich darstellen; Aufgabe einer Erziehung zur Kultur ist, den Heranwachsenden diese Güter zu vermitteln, sie zu lehren, von diesen Gütern aus die gesamte geistige Welt zu umfassen und als tätig Teilnehmende in sie einzugehen. Auf den Grundlagen der Antike, der griechischen und der römischen, baute sich dies Kulturideal auf, das mit leichten Zutaten und wenigen Abänderungen trotz aller Schulreformen und neuen Schulformen bis heute das deutsche Kulturideal geblieben ist.

Denn soviel Mathematik und Physik, soviel Erdkunde und andere exakte Wissensgebiete in die alte Schule der humanistischen Zeit auch eingebrochen sein mögen — in die entscheidenden Bereiche der deutschen Kulturform sind sie nicht eingedrungen. Da

herrscht immer noch unsichtbar, aber fast uneingeschränkt Wilhelm von Humboldt; sein Bruder Alexander, der Naturforscher, hat, von der Gesamtvorstellung der deutschen Kultur aus gesehen, bis heute fast umsonst gelebt. Die Formung des Menschen und seines Welt- und Lebensbildes besorgen nach wie vor die Geisteswissenschaften: auf ihnen allein ist das Bild, die Vorstellung vom deutschen Menschen fundiert. Bei den einen mehr klassisch antik bestimmt, bei den anderen mehr germanisch; bei den einen mit Hilfe der alten, bei den anderen mit Hilfe der neuen Sprachen. Das Ergebnis ist beinahe das gleiche: es läßt sich nicht leugnen, daß die vielen verschiedenen deutschen Schulformen vom humanistischen Gymnasium bis zur Oberrealschule durchweg den gleichen Typus des geistigen Deutschen in die Welt gesetzt haben. Der eine konnte etwas mehr Latein, der andere etwas mehr Mathematik oder Englisch: die Wesensformung oder Nichtformung war die gleiche geblieben.

Unsere gesamte Bildung und Ausbildung, mit Ausnahme der körperlich handwerklichen, die die Schule ja erfreulicherweise ebenfalls in ihren Bereich gezogen hat, ist nämlich historisch und geistig bestimmt. Sie muß es sein, aber sie dürfte es nicht allein sein. Gewiß wird der Mensch zum Menschen erst durch das Wissen um seine eigene Geschichte und die Kenntnis seiner geistigen Leistung in dieser Geschichte; er kann aber diese Kenntnis nur wirklich verlebendigen, wenn mit ihr zugleich um ihn die zweite geistige Welt aufgebaut wird, die er in den Jahrtausenden seiner Denkwege geschaffen hat: das Reich der erkannten Natur. Wir haben vom 18. Jahrhundert an ein wunderbares Reich einer großen deutschen geistigen Kultur der Geschichte um uns aufgebaut und die neuen Generationen jeweils an diesem Reich zum Bewußtsein ihrer selbst, zu ihrem geistigen Bewußtsein gebracht: wir überließen es ihnen selbst, in diese geistige Welt je nach Belieben das Reich der vergeistigten Natur einzubauen. Wir haben in den Jahrhunderten nicht erst seit der Renaissance, sondern seit der Scholastik einschließlich eine Riesenwelt naturwissenschaftlicher Einsichten und Erkenntnisse geschaffen: wir haben uns niemals an die Aufgabe gemacht, die Kulturergebnisse dieser Erkenntnisse in das Lebensbild der deutschen Kultur, in die Welt der deutschen Menschenformung hineinzubeziehen. Wir haben Menschen mit wunderbar geformten reichen Seelen, mit weit ausladenden Weltbildern der Historie und tiefem Wissen um die Schöpfungen der Kunst, der Dichtung: viele von ihnen leben in vorkopernikanischen, zum mindesten vorkeplerischen Welten. Die große andere Hälfte der deutschen geistigen Errungenschaften ist an ihnen vorübergegangen, weil sie niemals in das deutsche Kulturweltbild, in die allgemeine deutsche Kulturvorstellung wirklich eingebaut wurde.

Darauf aber kommt es an, und das ist die Aufgabe, die bei den neuen Reformen der deutschen Unterrichtsanstalten am dringlichsten sein wird — diese Versäumnis endlich nachzuholen, Alexander von Humboldt seinen Raum neben und mit Wilhelm zuteil werden zu lassen, und zwar von Grund auf. Es kommt nicht darauf an, daß zu Mathematik und Physik und Chemie noch einige Stunden, etwa Astronomie, hinzugelegt werden: das ist belanglos. Es handelt sich vielmehr darum, die naturwissenschaftlichen Einsichten aus dem bloßen Dasein als Unterrichtsgegenstand in die Zielvorstellung der Gesamterziehung, in das Kulturbild hineinzuarbeiten, auf das hin zuletzt jede sinnvolle Erziehung ausgerichtet ist. Es genügt nicht, wie wir es bisher

vergeblich versucht haben, den geschichtlichen, sprachlichen, geistigen Wissensstoff von den Naturwissenschaften her zu ergänzen: es gilt, von dieser Seite her zusammen mit dem Wissen um die geschichtlichen Entwicklungen ein großes einheitliches Welt- und Lebensbild, eine Totalität des Kulturdaseins zu schaffen, die von beiden Seiten her getragen wird. Wir haben den Universitäten und ihren Lehrern so oft die leidige Spezialisierung vorgeworfen: wir haben aber mit dieser Spezialisierung unvermerkt unser ganzes Dasein durchsetzt, indem wir bereits bei den Grundlagen unserer Kultur spezialisierten und die Totalität ausschieden. Wir verurteilten die Naturwissenschaftler von vornherein dazu, abseits vom historisch bestimmten Reich der deutschen Kultur ihr Sonderreich aufzubauen, und verurteilten die geistig historisch bestimmten Menschen dazu, außerhalb der großen Welt der vergeistigten Natur zu leben. Wir fingen mit der Spezialisierung auf Sexta an, nicht erst auf Tertia, wenn sich Latein und Englisch trennten. Diese Trennung war gar keine Spezialisierung; der Lateiner las Tacitus und Horaz, der Engländer Shakespeare und Thackeray: historisch wurden sie beide ausgerichtet. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden — wofern damit und daneben zugleich die andere Ausrichtung käme, die räumliche, die die zeitliche unbedingt ergänzen muß. Die deutsche Kultur und Erziehung ist so einseitig historisch, am Reihfaden der Zeit entlang entwickelt, daß wir, die Generation von 1880, in der Schule noch Naturgeschichte gelernt haben. Hinter diesem Namen bargen sich Botanik, Zoologie, Physik und anderes: sie wurden alle Naturgeschichte genannt, nicht Naturwissenschaft. Der Name enthüllte blitzartig die ganze Bildungssituation, die in den Grundlinien auch heute noch nicht viel anders geworden ist, trotz der Vermehrung der biologischen und mathematisch-physikalischen Lehrstunden.

Denn im Grunde werden auch heute noch die Naturwissenschaften, vor allem die exakten, mehr oder weniger historisch behandelt, weil unser ganzes Kulturbild und Kulturdasein bisher von der historischen Ordnung der Dinge und Betrachtungen ausgegangen ist. Wir gehen in der Mathematik, in der Physik, beinahe auch noch in der Chemie historisch vor, rekapitulieren in großen Zügen die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Disziplinen, genau wie in den eigentlichen historischen Fächern. Wir fangen beim Euklid an und tasten uns durch bis zu Leibniz und Newton — hinter denen freilich bereits wieder zwei Jahrhunderte liegen, die wir außer acht lassen müssen. Wir bauen die Physik und die Astronomie geschichtlich auf, unterbauen sie mathematisch — und übersehen die Aufgabe, die Deutung und Klärung der räumlichen Welt mit der der zeitlichen in Eines, in ein großes einheitliches Kulturbild zu verschmelzen. Wir bringen den jungen Menschen die kosmische Ordnung des Kopernikus bei und die Keplerschen Gesetze und was dergleichen mehr ist — und bleiben damit auf dem Papier, im Buch hängen. Wir setzen die Erfahrungen der letzten fünf Jahrhunderte nicht ins Bildhafte um, lassen nicht von ihnen aus die Umwelten der Heranwachsenden die gleiche beglückende Erweiterung erfahren, die ihnen die Ausweitung ihres Geschichtsbildes überall gibt. Wir bringen es nicht dahin, daß all die große Geschichte der Erde und ihrer Völker im großen Raum der Welt gesehen und empfunden wird, der erfüllt ist von dem Riesengang der Gestirne wie vom geheimen phantastischen Leben der Atome und der Strahlen. Wir bleiben an die Zeit als die

Form des inneren Sinns gebunden und finden nicht den Weg zu der großen Zusammensicht von drinnen und draußen, von Raum und Zeit, Natur und Geschichte, aus der erst eine wirkliche geschlossene Kultur, ein wirklich großes Weltbild wachsen kann.

Wir haben uns den Weg zu dieser Zusammensicht durch das allzu lange Festhalten an der einseitig historischen Grundstruktur unserer gesamten Bildung und Erziehung selbst verbaut: wir erkannten nicht früh genug, daß dieser historische Zugang zur Welt eines Tages versagen mußte. Aus einer ganz banalen Ursache: der historische Weg hat die unangenehme Eigenschaft, mit jedem Tage länger und länger zu werden. In jedem Jahr nimmt die Länge der Geschichte um ein Jahr zu; in jedem Jahr holen ihre Werkführer zudem neue Jahrtausende aus dem Dunkel der Vorgeschichte, verlängert sich der Weg auch ins Vergangene. In jedem Jahr wachsen allen Einzelwissenschaften, von der Mathematik bis zur Biologie, von der Literatur- und Kunstgeschichte bis zur Geologie, neue Kapitel hinzu — wird eine historisch bestimmte Menschheit auf ihrem Bildungsweg schwerer und schwerer belastet. Wir, die Generation von 1880, haben es noch sehr gut gehabt: für uns hörte die Weltgeschichte mit 1870 auf und blieb beschränkt auf die westlichen europäischen Länder; Rußland blieb in seinem geschichtlichen und geographischen Inneren ebenso ein weißer leerer Raum wie das Innere Afrikas auf unseren Atlanten, und mit Amerika war es ebenso. Die Literatur war bei Schiller und Goethe zu Ende (selbst bei Wilhelm Scherer und seinem berühmten Buch war es ja nicht viel anders), und die Kunstgeschichte war noch nicht erfunden. Was aber ist für die Heutigen seitdem hinzugekommen — und was hätte für ihr historisches Wissen hinzukommen müssen? Die Stoffmassen sind auf allen Gebieten unheimlich gewachsen: die alten historischen Methoden ihrer Bewältigung reichen längst nicht mehr aus. Unsere Physik endete bei der Dynamomaschine und der Crookesschen Röhre: was haben seitdem die Physiker von Planck bis Lenard, von Hertz bis Heisenberg hinzugetan? Nicht nur die geschichtlichen Fächer, auch die Naturwissenschaften, die organischen wie die anorganischen, werden aus reiner Notwehr sich dazu entschließen müssen, die alten Methoden aufzugeben und sich die Mühe zu machen, den Kampf mit den Massen, ihre Ordnung und Gliederung und ihr kulturelles und bildungsmäßiges Fruchtbarmachen von einem nicht einseitig vom Zeitlichen her orientierten Ideal aus aufzunehmen. Wir werden uns früher oder später wohl entschließen müssen, zuerst einmal in einer ersten großen Zusammensicht das einheitliche Welt- und Kulturbild im Räumlich-Zeitlichen über einem umfassenden Grundriß aufzubauen — und dann auf Mittel und Wege zu sinnen, den jeweils neuen Generationen nur das von den Massen des Erarbeiteten und Erkannten mitzugeben, das nötig ist, damit jeder in diesem großen Welt- und Kulturbild sich mit seiner Sonderumwelt so ansiedeln kann, daß er als geistiger Zeitgenosse teil hat an allem Entscheidenden und doch zugleich unbelastet vom Unwesentlichen seine Bahn durch die Zeit wie durch den Raum zu wandern vermag.

Von der allgemeinen Bildung haben wir schon lange, nicht einmal mehr trauernd, Abschied genommen. Wir glauben auch nicht mehr an den Ersatz der humanistischen durch eine moderne naturwissenschaftliche Bildung, auch nicht an den Ersatz der Bildung, die immer vom Wissen ausgeht, durch die Ausbildung, die das Können

sucht: das bleibt auch ans Wissen gebunden. Wir haben gesehen, daß der ganze Bildungs- und Kulturbau in der alten Form nicht weiter aufgetürmt werden kann, wenn nicht zuletzt gerade die Lebendigsten mit vollem Recht unbeteiligt an ihm vorüberlaufen sollen. Die alten historisch bestimmten Methoden werden sich für die Schule, wenn auch nicht für die Universität, immer mehr als unanwendbar erweisen: den Anschluß an die Gegenwart erreicht zuletzt kein Fach mehr, wenn man weiter wie bisher verfährt, und die Kluft zwischen dem „Ziel der Klasse" und der Realität des Stoffes wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer. Man wird sich wohl entschließen müssen, gewisse Ausbildungsfächer mit begrenztem Lernmaterial, wie alte und neue Sprachen oder Religion, wie bisher zu behandeln und für die übrigen, von der Geschichte bis zur Mathematik, von der Physik bis zur Chemie und Astronomie, auf neue Formen der Übermittlung des Notwendigen zu sinnen, von dem neuen totalen Kulturbild aus, dessen Verwirklichung gerade im neuen Reich immer stärker herandrängt.

Das wird sicher nicht leicht sein, weil es schwer ist, vom Leitfaden der Zeit frei und ins seiend Räumliche hinüberzukommen. Unsere bisherigen Lehrbücher von der Mathematik bis zur Geschichte sind mehr oder weniger Kompendien, Zusammendrängungen des Gesamtmaterials — mit denen man lehrend wie lernend je länger desto weniger anfangen kann. Man wird auf den Leitfaden verzichten und aus der Masse das wirklich Notwendige und Entscheidende lösen und über diesem Notwendigen die großen Bilder des Lebendigen und des jeweils Geschauten aufbauen müssen. Kluge Männer werden den Mut haben müssen, alle alten Lehrpläne, auch die eigenen, die sie durchgemacht haben, zu vergessen und dem Gesamtmaterial eine völlig neue Formung zu geben, in der das nicht mehr im Unterricht zu haltende Einzelne aufgeht, um dem notwendig bleibenden Einzelnen den Raum und die Zeit zu lassen. Die Notwendigkeit des Einzelnen wird bestimmt von dem großen totalen Welt- und Kulturbild aus Geschichte, geistigem Leben und seiner Einordnung in den Riesenraum der Welt, das von Anbeginn über der gesamten Erziehung der neuen Jugend aufgebaut werden muß. Die klugen Männer werden vieles in den Orkus des Vergangenen werfen müssen, was uns einst auch lieb und wert war: es geht nicht ohne das, soll die Zukunft die Form bekommen, die ihr gebührt. Die Vereinigung der Weltschau der Brüder Humboldt auf schon sehr veränderten, sehr erweiterten Grundlagen, der Ausbau des deutschen Kulturbilds zu einem Gesamtweltbild, das dem einzelnen wieder die Möglichkeit eines totalen geistigen Daseins gestattet, ist nur möglich, wenn ein guter Teil der historischen Lernschule hinübergeführt wird in eine Kulturschule großen Stils. Es gibt sie noch nicht: es gibt noch nicht einmal die feste Form des Kulturbilds, das über ihr zu stehen hat. Diese vereinheitlichende Vision muß erst geschaffen, von Männern reifen Wissens und reifer Universalität umrissen werden — es wird für das neue Deutschland eine der schönsten Aufgaben werden, dieses Werk zu unternehmen und gleichzeitig von dem bisherigen zu wahren, was gewahrt werden muß, um der neuen Schule die gleiche Rolle in der Welt zu sichern, wie sie die alte mehr als ein Jahrhundert lang besessen hat.

Juan Maria Donoso Cortés

(1809—1853)

Aus seinen Reden und Schriften

Meine Herren, ich behaupte, daß die Diktatur unter gewissen Umständen, wie sie zum Beispiel heute bei uns gegeben sind, eine ebenso gesetzmäßige Regierung ist, ebenso gut und ebenso vorteilhaft, wie jede andere: eine vernunftgemäße Regierung also, die sich in der Theorie wie in der Praxis verteidigen läßt. Betrachten Sie doch das Wesen der Gesellschaft:

Das gesellschaftliche Leben besteht wie das menschliche Leben aus Aktion und Reaktion, aus Wirkung und Gegenwirkung gewisser angreifender und widerstehender Kräfte.

So ist das Leben der Gesellschaft, und so ist das Leben des Menschen. Nun durchlaufen die angreifenden Kräfte — beim menschlichen Organismus bezeichnen wir sie als Krankheiten, beim gesellschaftlichen Organismus mit einem anderen Namen, obwohl sie im Grunde ein und dasselbe sind — zwei Stadien. In dem einen Stadium sind sie hier und dort im gesellschaftlichen Organismus verbreitet und sind nur durch vereinzelte Individuen vertreten. Im zweiten Stadium jedoch, im Stadium akuter Krankheit, konzentrieren sie sich und sind dann durch politische Parteien vertreten. Ich behaupte nun, daß die widerstehenden Kräfte im menschlichen wie im gesellschaftlichen Organismus nur dazu da sind, die angreifenden Kräfte zurückzudrängen; sie müssen sich also notwendig deren jeweiligem Stand anpassen. Wenn die angreifenden Kräfte noch hier und dort zerstreut sind, dann können es die widerstehenden Kräfte gleichfalls sein: in der Regierung somit, in den Behörden, den Gerichten, mit einem Wort: im ganzen gesellschaftlichen Organismus. Wenn aber die angreifenden Kräfte in politischen Bünden sich konzentrieren, dann werden sich notwendig — ohne daß jemand es verhindern könnte, ohne daß jemand das Recht hätte, es zu verhindern — dann werden sich notwendig die widerstehenden Kräfte in einer einzigen Hand konzentrieren. Das ist die klare, einleuchtende, unwiderlegliche Theorie der Diktatur.

*

Herr Galvez Cagnero hat hier — sehr mit Unrecht — die englische Verfassung angeführt. Gerade die englische Verfassung, meine Herren, ist die einzige in der Welt (so weise sind die Engländer!), wo die Diktatur kein Ausnahmerecht, sondern ein dauernd gültiges Recht bedeutet. Und die Sache ist klar: wenn das Parlament es will, hat es in allen Verhältnissen, zu allen Zeiten diktatorische Macht! Denn in der Ausübung seiner Macht erkennt es keine andere Grenze an als die Grenze alles menschlichen Vermögens — die Klugheit. Das Parlament kann alles, und diese Macht konstituiert eben die diktatorische Gewalt; es kann alles, nur nicht eine Frau in einen Mann verwandeln und einen Mann in eine Frau. Das Parlament hat die Macht, die Habeas-corpus-Akte aufzuheben vermittelst einer Bill of attainder. Das Parlament kann die Konstitution ändern; es kann sogar die Dynastie wechseln, und nicht allein die Dynastie, sondern sogar die Religion; es hat das Recht, die Gewissensfreiheit aufzuheben; mit einem Wort: es kann alles. Kennen Sie, meine Herren, eine ungeheurere Diktatur?

*

Es ist eine historische Tatsache, eine anerkannte und unbestreitbare Tatsache, daß es die providentielle Sendung Frankreichs ist, das Werkzeug der Vorsehung in der

Ausbreitung neuer Ideen zu sein, sei es politischer, religiöser oder sozialer Art. In unserer Zeitrechnung haben drei große Ideen Europa erobert: die katholische, die weltbürgerliche und die revolutionäre Idee. Nun ist in diesen drei Perioden immer aus Frankreich ein Mensch hervorgegangen, um diese Ideen auszubreiten. In Charlemagne kämpfte Frankreich für die katholische Idee, in Voltaire für die weltbürgerliche, in Napoleon für die revolutionäre Idee! Ebenso, glaube ich, ist es die providentielle Sendung Englands, das moralische Gleichgewicht in der Welt aufrechtzuerhalten, als ständiges Gegengewicht gegen Frankreich. Frankreich und England verhalten sich wie Flut und Ebbe beim Meer. Denken Sie sich einen Augenblick eine Flut ohne Ebbe — und die Meere würden den Kontinent überschwemmen. Denken Sie sich eine Ebbe ohne Flut — und die Meere würden von der Erde verschwinden. Denken Sie sich Frankreich ohne England — und die Welt würde sich nur noch in Konvulsionen winden, jeder Tag brächte eine neue Konstitution, jede Stunde eine neue Regierungsform. Denken Sie sich England ohne Frankreich — und die Welt welkte für immer unter der Charte des Johann-ohne-Land dahin, dieses starrsten Typus aller englischen Konstitutionen. Was bedeutet also die Koexistenz dieser beiden mächtigen Nationen? Sie bedeutet: den durch die Stabilität gemäßigten Fortschritt, die durch den Fortschritt verlebendigte Stabilität!

*

Je mehr die Intellektuellen aufkommen, desto mehr schwinden die Charaktere: ein untrügliches Zeichen des Verfalls.

*

Der Parlamentarismus kann eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes sterben. Stirbt er eines natürlichen Todes, dann wird er auf diese Weise enden: Das Problem, auf dessen Lösung es ankommt, besteht einerseits darin, aus der Übereinstimmung dreier verschiedener Mächte eine starke Regierung zu bilden, und andererseits darin, die Bürger, welche durch die Aufhebung der Standesunterschiede alle gleich geworden sind, auch alle frei zu machen. Daher wird die Macht naturgemäß in die Hände derer übergehen, von denen man annimmt, daß sie durch ihre große Klugheit fähig sind, die gesuchte Lösung zu entdecken: die Freiheit mit der Gleichheit, eine starke und mächtige Regierung mit einer Trennung der Staatsgewalten zu vereinbaren. Wenn sie nun zur Macht gelangt sind und sich vor dieses schreckliche Problem, dieses beängstigende Rätsel gestellt sehen, dann beginnen ihre Füße zu straucheln, ein Schwindel ergreift sie, und mit ihrer Klugheit ist es vorbei. Dann entsprechen die Worte nicht der Tat, das Problem läßt sich nicht lösen, das Versprechen wird nicht gehalten. Dann beginnen die großen parlamentarischen Turniere, in denen man feierlich die Frage erörtert, warum das Rätsel nicht erraten, das Problem nicht gelöst, das Versprechen nicht erfüllt worden ist. Die Folgen sind: Ministerkrisen, Zerfall der Majoritäten, Feindschaft der Geister, Erhitzung der Leidenschaften. Majoritäten werden unsicher und feste Ministerien unmöglich; ein Ministerium folgt dem anderen, ein Redner löst den anderen ab; sie kommen und gehen, kommen wieder und verschwinden aufs neue; und alle werden in diesem Strudel ohne Rast noch Ruh fortgerissen und wieder emporgetrieben. Nachdem also der Parlamentarismus der Gesellschaft Hoffnung auf eine starke und mächtige Regierung gemacht hat, gibt er sie schon bei Beginn seiner Laufbahn der Schutzlosigkeit preis, weil er sie ohne Regierung läßt.

Wie aber stirbt der Parlamentarismus, wenn es ihm beschieden ist, eines gewaltsamen Todes zu sterben? Das weiß heute jeder: da ist ein Mann, der alles das hat, was dem Parlamentarismus fehlt. Er weiß ja und wieder nein zu sagen; er versteht es, sich selbst treu zu bleiben; seine Bejahungen und seine Verneinungen sind heute dieselben wie gestern, und auch morgen werden sie nicht anders sein. Dieser Mann erscheint — und der Parlamentarismus ist tot.

REINHOLD SCHNEIDER

Gestalt und Seele

Zum Werke Leo von Königs

Zum Prisma wird auch manches Herz erhoben,
Daß sich in ihm der heil'ge Schimmer breche,
Verherrlichet in bunten Farbentönen;

Den Strahl, den unsichtbaren, der von oben
Sich naht, gestaltet's um, damit er spreche
Vom Vaterhause zu den Erdensöhnen.

Ferdinand Olivier.

Alle Kunst beginnt mit Ehrfurcht und endet mit ihr; sie ist nur dann in Ordnung, wenn Oben und Unten voneinander geschieden sind und das Überirdische auf ihren Gebilden das Irdische durchlichtet. Der Künstler wird sich immer bewußt bleiben, daß er mit Stoff und Werkzeugen arbeitet, die ihm ein Größerer überlassen hat; was er an Eigenstem empfindet, in sich ausbildet, steigert, gibt doch nur den Farbton ab, der seinen Gebilden den Wert des Einmaligen verleiht; die Gebilde selbst müssen den Widerschein einer Wirklichkeit auffangen, in der auch der Künstler und seine erlebende, bewegte, erleidende Seele nur wie ein Klang emporsteigt und einmal entschwindet. Das Größte kann ja nur in dem Widerschein angeschaut werden, den es auf irdische Formen wirft: in dem Licht, das aus dem Bereich der Schatten die Gestalt hervorzaubert; in dem fremden, überirdischen Licht, das dem irdischen sich beimischt und nun auch das Bild des Menschen, eines Geschöpfes, einer Landschaft erhebt und verwandelt. Wie der Maler im Grunde nichts Vorhandenes in der Gestalt übernimmt, in der er es vorfindet, so erschafft er auch nichts, das durchaus neu wäre: sein Herz wird in der Tat, wie es der Romantiker Olivier fordert, zum Prisma, das kraft seines eigensten Wesens das Licht bricht und umwandelt, aber kein Licht erschafft. Auf das Herz kommt es hier wie überall an: darauf, daß es stark genug ist, das Licht zu sammeln und zu zerteilen; daß es nicht müde wird, das Licht aufzusaugen, und daß von der Not des Lebens und Suchens kein Staub in ihm zurückblieb. Kunst ist das ehrlichste Handwerk, das einzige, dessen Meister nicht betrügen können: die Stärke des Herzschlags, die der Künstler seinem Werke mitteilte, bleibt in diesem beschlossen, um denselben Herzschlag wieder zu erwecken.

Bilder fordern Ruhe vom Betrachter; nur wer sich in Ruhe gebracht hat, kann hoffen, von ihnen angeredet zu werden. Sie entstehen ja in der Stille des Raums, in den die Erregung des Erlebten nicht anders hineinflutet wie die schon überwundene Angriffskraft der Wellen in die Bucht. Bewegung ist wohl in den Bildern gefangen, und sie sind bereit, diese in immer stärkerem Maße auszusenden, aber doch nur dann, wenn der Betrachter ruhig vor ihnen verharrt und darauf wartet, daß sie sich ihm zuwenden und ihn ansprechen. Es ist ein Geheimnis der Kunst, daß sie des Wechsels zwischen Bewegtheit und vollkommener Ruhe bedarf; und man müßte ihr dann ihr

Ende ankündigen, wenn der Mensch die Fähigkeit verlieren würde, sich in Ruhe zu versetzen, zu warten, zu lauschen, zu sehen. Die Sphäre des Erlebens und die Sphäre der Gestaltung bleiben von einander getrennt; der Betrachter, der in die Werkstatt des Künstlers tritt, müßte sich ebenso wie der Künstler freigemacht haben von der Wirklichkeit, um den Widerschein einer reineren Welt auf dieser Wirklichkeit wahrzunehmen. Er sollte nicht noch einmal zu sehen verlangen, was er schon tausendmal und noch eben auf der Straße gesehen hat; sondern er sollte bereit sein, wieder sehen zu lernen. Oder er sollte nach einer Umwandlung, Entschwerung, Erhöhung des Bekannten suchen, die dieses wohl wiedergeben, aber nur, indem sie es dank der ihr einwohnenden seelischen Kraft in Beziehung zu Höherem setzen. Dieses Höhere aber ist erst die Wirklichkeit, die Beziehung zu ihm erst das Wesen der Gestalt. Wie der Dichter das Lied hören sollte, das in den Dingen schläft, oder das Gesetz erleben, das die Geschichte durchwirkt, so müßte der Maler die Gestalt erblicken, deren durchschimmernde Hülle die äußere Gestalt ist. Aber dieses Innerste und Eigentliche ist einem andern Gesetz unterworfen als der Stoff: in ihm ist die eigentliche Wahrheit, ein Teil der alle Gestalt umfassenden, diese hervorbringenden, durchleuchtenden Wirklichkeit.

Der Weg zu dieser Anschauung, den der Künstler gegangen ist, wird auch dem Betrachter nicht erlassen. Vielleicht ist ein Symbol dafür der Weg, der sich durch das Tor Toledos hinauswindet nach dem Haus, das dem Andenken El Grecos gewidmet ist und seinen Namen trägt. Die Sonne glüht über dem steilen, mauerumgürteten Stadtfelsen, dessen Bild zurücksinkt; sie wirft ihr grelles widerstrahlendes Licht auf die Straße und die ernste spanische Landschaft; in dem stillen Hause, dem umrankten Hof, über den Fliesen der noch immer wartenden Treppe dämmert der Schatten. Es ist so still, wie es einmal gewesen sein mag, als der Pinsel, von der verzehrenden Leidenschaft des großen Visionärs getrieben, die Brechungen überirdischen Lichtes auf die Leinwand bannte. In einem der Räume leuchtet das Bild Toledos: es ist nicht die Stadt, die heute, von der Formlosigkeit der Zeit angekränkelt und ihr noch immer sich widersetzend, auf dem kahlen Felsen zerbröckelt; aber es ist auch nicht genau die Stadt, die vor einigen hundert Jahren drohend auf der Höhe thronte. Und es ist doch Toledo, der Horst der westgotischen Könige, die Stadt der Mauren, Gläubigen, Ritter und Heiligen und des großen Weltherrn, der in Juste endete: es ist Toledo, die von ehernem Willen geschaffene Form, aus deren Mauerring der Alcazar und der Turm der Kathedrale emporragen in den gewaltig sich entrollenden, von einem fremden Licht bestrichenen Himmel.

Wer mit dieser Bereitschaft, aufzunehmen, zu lernen, zu sehen, die Bilder Leo von Königs überschaut, der wird sehr bald erkennen, daß sie einer fest umgrenzten Welt angehören, deren Grenzen wohl an dieser und jener Stelle gleichsam tastend überschritten wurden; die aber im übrigen auf das deutlichste durch den Farbton, das Wesen der dargestellten Menschen, durch die Auffassung vom Menschen selbst bezeichnet sind. Diese Welt ist ja nicht dem Eindruck zuzuschreiben, den das Äußere in einem Menschen zurückließ, sondern der Ausdruck seines Innern. Ein Werk dieser Art kann sich nur zusammenschließen um den Kern eines starken, einmaligen Lebensgefühls, das, vermöge seiner Tiefe, immer aufs neue zur Gestaltung treibt,

zugleich aber immer aufs neue gespeist wird und sich verdichtet. Das Letzte, Innerste dieses Gefühls könnte vielleicht nur angeschaut werden im abgeschlossenen Gesamtwerk, aber auch dann würde über den Gestaltungen ein Unsichtbares schweben, das ihnen nahe ist und doch mehr ist als sie. Ein Künstler, der das ganz ausdrücken könnte, was er erlebt, stände ja an der Grenze seines Werks; daß er dies nicht vermag, daß er dem erlösenden Wort immer näher kommt, ohne es über seine Lippen zu bringen: dies macht ihn eben zu dem, was er sein soll; was er erwählt und verdammt ist zu sein. Denn er soll das Größere, Unfaßbare anzeigen in seiner Gegenwärtigkeit und zu ihm emporweisen.

Das Innere der Gestaltenwelt, die Leo von König ausgebreitet hat, läßt sich vielleicht einfach als Ehrfurcht bezeichnen. In der Mitte, nicht am Anfang des Reigens, stehen die Bildnisse der Eltern, die, sich vielfach abwandelnd, immer jenseitiger, ehrfürchtiger werden. Auf den Gesichtern der Menschen, die ihm am nächsten waren, denen er am meisten dankt, hat der Maler auch den Widerschein am deutlichsten erblickt, den aufzufangen und festzuhalten Aufgabe seiner Kunst ist. Von ihnen her verbreitet sich das Licht über die Frauenbildnisse, die, herb und stolz als Ausdruck der Rasse, überschimmert vom Glanz oder der Wehmut der Jugend, oder auch eingehüllt in den lichtdurchwirkten Farbenschleier sich eben vollendender Schönheit, doch alle nicht unbeschattet sind; sie stehen dem geheimnisumdüsterten Reiche, an das alle Kunst grenzt und an dessen Toren der Künstler lebt und schafft, schon nahe genug, um uns wieder zu fragen, wie schon die Bildnisse der Eltern gefragt haben: nach dem Wesen und dem Wege des Menschen. Die Bildnisse der Männer, der Künstler vor allem, neigen sich gleichfalls dem Geheimnis zu; und selbst das die Flöte spielende Kind, das fast einsam ist unter diesen Männern und Frauen, ist in eine Melodie versonnen, die sich merkwürdig gut in die schwermütig-verhaltenen Akkorde schickt, so wie die sich zaghaft andeutende Landschaft, etwa die Zypressen des Friedhofs zu Rapallo, ganz geschaffen ist, Heimat dieser Menschen zu sein.

Die Lebensstimmung, die aus dem Gesamtwerk entgegenklingt, bewahrheitet sich dann Zug um Zug; das Werk ist eins, weil die Seele eins ist, die es hervorbrachte oder sich mit ihm umgab. Es kommt aber kein Werk zustande ohne Ehrfurcht vor den Meistern der Kunst, ohne das Bewußtsein der Verantwortung für ein Erbe. Wenn man das künstlerische Erbe umschreiben will, dem sich Leo von König verpflichtet fühlt und dem seine Lebensstimmung ihn annähert, so kann man sich zwei Bilder von äußerster Gegensätzlichkeit vergegenwärtigen. Den Dämmerräumen, aus denen die Gestalten Rembrandts hervorschimmern, und den verhangenen, von fahlen Lichtern durchstreiften Weiten seiner Landschaften stellt sich die Glutebene Kastiliens entgegen, unter deren gnadenloser Sonne, in schmerzender Lichtfülle El Greco seine Gesichte erblickte. Leo von König hat Gemälde Rembrandts und des Frans Hals und El Grecos kopiert; der nordische Maler, der freilich weniger das Heldentum als das Geheimnis, die Schwere und Schwermut und den Erlöserglauben des nordischen Menschen samt seiner in das Gestaltlose und in die Nacht hinüberwogenden Umwelt dargestellt hat, und El Greco, der große Fremdling in Spanien, ja in der Welt, sind für den Deutschen die verehrungswürdigsten Meister der Kunst.

Die Gestalten des Holländers verharren sinnend, sich darstellend in dem ihnen zugemessenen Raum; die des nach Kastilien verschlagenen Griechen schießen wie Flammen aus spanischer Erde empor, mit schlanken Leibern und Händen, die noch einmal bewegten Kerzenflammen gleichen. Ein jeder, der Spanier wie der Holländer, mochte der einsamste Künstler in seiner Zeit gewesen sein; und wenn sie neben dieser Einsamkeit noch ein Gemeinsames haben, so ist es die Hingabe an das Überirdische, das die Erscheinung beschattet oder durchglüht, und an die Vision des inneren Menschen.

Die Liebe zum Dämmerreich, in dem die Seele aufglimmt wie ein behütetes Licht, und die Liebe zur südlichen Flamme, die den Menschen durchlodert und ihn verzehrt, bis nur das Unzerstörbare, die Seele, zurückbleibt, sie haben den deutschen Künstler fast in gleichem Maße bewegt. Wenn aber ein Gegensatz dieser Art in der Seele eines Künstlers sich auswirkt, so wird diese Seele lange nicht zur Ruhe kommen und vielleicht lebenslang nachzittern unter dem Kampf der Kräfte und Lebenshaltungen; Paris konnte auch in diesem Falle als Form und Mitte ausgleichen, vermitteln, bilden. Aber die Spannung zwischen der nördlichen und der südlichen Heimat, der die Deutschen so viel verdanken und der sie darum auch viel opfern mußten, läßt sich als fruchtbarster Lebensgegensatz nicht aufheben, obwohl das Werk des Künstlers durchaus dem Norden zuneigt und dessen Lebensgehalt aussagt. Die Gestalten, die er bildet, gehören freilich ebenso wie die Technik, die ihm dabei dient, nur ihm; in freier Verehrung steht er vor den Meistern. Seine besondere Aufgabe haben ihm Zeit und Umwelt und wohl auch die Herkunft gestellt. Und es ist in jedem Falle, und namentlich in Deutschland, ein Glück, wenn Tradition sich mit Tradition verbindet und dadurch die Aussicht auf innere menschliche Form und folglich auch auf künstlerische Form verstärkt wird. Form in diesem höheren Sinne kann niemals erzwungen werden, sondern nur wachsen und sich nach dem natürlichen Gesetz der Art zusammenschließen: und eben darum ist Tradition eine Bedingung solcher echten Form.

Der Künstler hat seinen Vater auf das eindringlichste gestaltet: einen Mann, der sowohl als Soldat wie als Grundherr fest gebunden war an seine Erde und zugleich berufen war zu wirken, zu befehlen, zu beschützen. In frühesten Jahren schon erwarb er sich den Ruhm kühner selbständiger Tat im Siebziger Krieg; der von seinen Untergebenen verehrte General des Weltkriegs verteidigte sein Vaterland in Rußland und Polen; in Potsdam, dessen militärische Schule er durchlaufen, sollten ihm die letzten hohen Ehren erwiesen werden. Der Mann, der sich auf diese Weise alles verdient, was für ihn erstrebenswert sein konnte: den Ruhm und die innere Würde echt soldatischen Lebens, erscheint auf einem anderen Bilde des Künstlers als Beschützer der Gattin, um deren Schultern er den Arm gelegt hat. Hinter dem noch immer herrischen Manne nachtet der Himmel; die Frau an seiner Seite blickt, in seinem Arm geborgen, schmerzlich in eine ferne Tiefe, dem Gatten nah und doch in Gedanken und Ahnung, in der Erfahrung des Leidens ihm weit vorauseilend in das Künftige, Rätselhafte; aus dem verfinsterten Himmel der Zeit, der nur über der Frau sich lichten will, gleitet fremdes Licht über das Paar. Aber dann, auf dem dritten Bilde, ist auch der General im Bann des dunklen Reichs: der Tod schwindet schattenhaft an dem Schwerkranken,

noch einmal Genesenden vorüber. Aufrecht sitzt der Leidende in den Kissen; der Schatten, den er fühlt, gleichsam mit geschlossenen Augen sieht, schreckt ihn nicht; er wird noch einmal genesen, doch hat der Willensmächtige sich in den Willen eines Höheren geschickt, dessen Licht über ihn herabsinkt.

Von der Geschichte bestimmt ist im Grunde das Leben eines jeden, der aus der Zisterne der Seele schöpft, weil in diese das Grundwasser des Volksschicksals und des geschichtlichen Erbes notwendig einströmt; insofern drückt ein jeder Künstler von Bedeutung unter dem Gesetze seiner Natur die Gesamtheit und deren Schicksal aus, ohne daß ihn die Geschichte noch einmal ausdrücklich in Pflicht nimmt. Reicher noch als das Erbe des Vaters war das der Mutter, die ihr Leben lang und namentlich in den kargen Jahren der Potsdamer Dienstzeit, rang um die Erfüllung ihrer Seele. Vielleicht hätte die preußische Tradition und Form ihre Lebenskraft nicht bewahrt, wenn nicht neben den Männern Frauen gestanden hätten, die auf diese Weise in einem strengen, entsagungsvollen Leben der Seele ihr Recht erkämpft und über die Erfüllung der Pflicht hinausgestrebt hätten nach den Werten des Geistes. Die Mutter des Malers trug in kleine Taschenbücher Gedichte und Aussprüche ein, um sie sich ganz zu eigen zu machen; in einem dieser Büchlein stehen auch in ihrer klaren, feinen Schrift die Verse, mit denen Hans Graf Veltheim, ihr Onkel, Abschied nahm von dem Schlosse seiner Ahnen, als er seinem Leben selbst ein Ziel setzte. Er war ein Dichter und gehört nun zu den Vielen, die ihr Vergessensein nicht besser verdienten als so mancher andere seinen Ruhm; und welcher Dichter sollte sich nicht im voraus damit abfinden, daß er vergessen wird? Die unübersehbare Schar der unbekannten Träger und Bringer des Geistes ist in der Geschichte von nicht geringerem Gewicht als das kleine, rasch abnehmende Häuflein der Bekannten. Das Selbstporträt, das Hans Graf Veltheim hinterließ, zeigt edle, von Melancholie verdunkelte Züge. Was er auszudrücken hatte, war die Erfahrung eines Mannes, der in seiner Zeit — der toten Mitte des 19. Jahrhunderts — keinen Raum fand für das Echte und Klare, für das Erbe, dem er verpflichtet war. Und was er sich zu sein wünschte, wie es ihm seine allzuschwere Berufung gebot, das spricht eine Gestalt seiner letzten Tragödie aus, einer Dichtung, der man zum mindesten die großartige Weite des Geschichtsbildes wird zubilligen müssen:

Es bleibt das eigne Werk dem eignen Tage:
auch in Verzweiflung wohnt die Dichterkraft.
Kannst du das Pfund verleihn, das dir beschieden,
zu wuchern wüßt' ich mit dem seltnen Gut,
ein Seher, zu erstehn im Reich der Sünde
den dünkelhaften Söhnen des Verfalls
und aufzuwinken mit dem Dichterstabe
des Untergangs prophetisches Gesicht! —
So wie ein edler Sinn das Wort gewogen,
so fällt die Waage für die ferne Zeit,
und, der verklungen seinem Mitgeschlechte,
der letzte Richter ist des Dichters Geist.

Er war Richter in diesem Sinne als Verteidiger der Werte, die auch dann nicht entbehrt werden können, wenn dem Anscheine nach ihre Zeit dahin ist; so hat er zugleich sich und die Zeit gerichtet, als seine Kraft versagte und er aus dem Leben schied. Wie er, der Letzte des gräflichen Stamms, waren auch sein Bruder und ein Bruder und eine Schwester des Vaters freiwillig aus dem Leben getreten; das Erbe des Geschlechtes war somit von tragischer Schwere, und der Kampf mit dem Erlebnis des Tragischen, das immer aufs neue gestaltet, überwunden, durchlichtet wird, spielt sich auch in den Bildern Leo von Königs ab. Dieser Gehalt seines Werkes soll aber nicht durch einen solchen Hinweis „abgeleitet" oder gar erklärt werden; erklärbar ist das Tragische kaum, als eine dem Leben wesentliche Erscheinung und als wesentlicher, dem Zufälligen entrückter Bestandteil des Werkes soll es hier hervorgehoben werden. Denn gerade dadurch ist Leo von König als Maler Sprecher eines Lebensgefühls geworden, das vielleicht einen Anspruch auf die viel mißbrauchte Bezeichnung „nordisch" hat: der Künstler stellt den Menschen dar an der Grenze des Schattenreichs, in das er fragend und schmerzlich, aber ohne Bangen hinüberblickt.

Dieser Blick ist es, der schon das erste Bildnis der Mutter über den Rang des Porträts erhebt und zum Ausdruck menschlichen Schicksals macht. Das leidvolle, wissende, von Entsagung und einem klaren Willen geprägte Antlitz der Frau kehrt sich — anders als auf dem Doppelbild — vom Lichte weg dem Dunkel zu; die weitgeöffneten Augen blicken fest in die nächtige Ferne; es ist kein Zaudern, kein Bangen in ihnen, aber doch eine Frage: wohin? Die greise mütterliche Frau scheint dieser Frage ganz hingegeben zu sein; sie hat sich schon geschieden von dem Lichtbereich der Menschen, als erwarte sie nur noch, was Menschen nicht mehr erfahren können; Leid und Wissen haben sie in einen Bereich verwiesen, der nun ganz der ihre ist und dem sie sich ahnungsvoll zuneigt. Helleres Licht breitet sich über das zweite Bild; aber die Frage, die es vorbringt, ist die nämliche, und man könnte vielleicht alle Bildnisse des Malers in diesem Sinne als Fragen bezeichnen: Was ist der Mensch? Und wohin führt sein Weg? scheinen diese Bildnisse alle zu fragen, und eben dadurch enthüllen sie, machen sie sichtbar, was den vom Tage und seiner trügerischen Gewißheit geblendeten Augen verborgen ist.

Gesammelter, gefaßter noch erscheint die Mutter auf dem dritten Bilde im Schatten eines schwarzen Tuches; es ist vielleicht dasjenige Bildnis, in dem der geheime, nur langsam vor verharrenden Augen sich enthüllende Farbenreichtum dieser Gemälde am zauberhaftesten aufstrahlt. Das Elegische des Ausdrucks, das im Doppelbildnis vorherrscht, ist nun fast ganz getilgt; es ist alles entschieden, und eine ernste, ja erbarmungslose Gewißheit, die nur gemildert wird durch die Weichheit der Schatten und sich vertiefenden Dämmerung, scheint von dem Antlitz wider. Diesem Bildnis widerspricht das vierte in einem erschreckenden, fast geisterhaften Weiß; starr aufgerichtet blickt die Kranke von der Schwelle des Diesseits in das andere Reich hinüber. Dieses Künftige ist nun nicht mehr ein Reich des Dunkels und der Geheimnisse, wie es oftmals den Menschen erscheint, die an die Erde gebunden und im Tage gefangen sind. Vor der völlig durchgeistigten, seherhaften Gestalt der Greisin verwandelt es sich in den Bereich nie geschauter Helligkeit, die schon die Sterbende erreicht und sich über sie ergießt. Die Hände und Arme der

Kranken liegen noch im Schatten, schwer und körperhaft und von den wirren Linien des Leidens, der Krankheit, irdischer Not wie von Fesseln umschlungen. Aber das Antlitz, die Seele haben sich freigemacht; der Ruf ist an sie ergangen, und in übernatürlicher Wachheit wartet die Sterbende auf den letzten, alles verwandelnden Augenblick.

Kaum sichtbare Fäden laufen von den Bildnissen der Mutter zu denen der Gattin des Künstlers hinüber, namentlich zu dem Bildnis der Frau im Pelz und dann wieder zu dem späteren des Jahres 1930. Die Lichtfülle, die der Pelz aussendet wie mit eigener Leuchtkraft, verstärkt noch den Ernst der Züge, des Blicks; hart stoßen Licht und Schatten zusammen, fast ohne sich zu vermischen; schon deutet sich die herbe Klarheit an, die in dem späteren, in Weiß gehaltenen Bilde in die strengste Form gefaßt wurde. In diesem ist der Ernst zu einer nahezu richterlichen Strenge gesteigert; und doch hat es nur die verborgene, nun ganz verinnerlichte Gestalt der Seele aufgefangen, die in dem früheren Bilde schlummert. Dazwischen stehen die beiden Bildnisse, die über dem Spiel mit der Katze diese Strenge gleichsam entzaubern; unter dem Farbenschleier der Anmut lösen sich die Formen, innere Schönheit durchleuchtet die äußere, vielfach sich brechend an den einhüllenden Farben. Selbstvergessenheit und die merkwürdige Einsamkeit, die alle Gestalten des Malers umweben, entrücken auch diese Bildnisse in verhaltene Ferne, und es wird noch einmal deutlich, worin das Geheimnis seiner Kunst besteht. Denn diese breitet gleichsam den durchsichtigen Mantel der Seele über die Menschen; aber diese Seele enthüllt und verschleiert sich in gleichem Maße, sich in Gestalten entfaltend und wieder zu sich zurückkehrend, aufschimmernd und sich wieder in ihren Schatten verbergend, um in deren Hülle noch einmal, und nun am wundersamsten, aufzustrahlen.

Verwandt ist diesen Bildnissen das frühe der Tochter Yvonne, dessen leidvollen Ernst der wehmütige Schimmer der Farben aufhebt und verklärt; aber auch das spätere, in dem die angekündigte tragische Erfahrung nun ganz Wirklichkeit und formende Macht geworden ist, klingt an die Bildnisse der Gattin an. Es liegt in dem Lebens- und Erlebniskreise, der die Bildnisse der ersten Frau des Künstlers zur Mitte hat. Krankheit will deren Mutter, die gelähmte Dame, hinabziehen in die Nachtseite; aber sie ist Siegerin geworden, während ihr Körper unterliegt; die Hoheit und Stärke ihrer Seele, der sich im Leiden bewährende Glaube leuchten um so bezwingender in der Kranken auf, je näher ihr die Nacht kommt, als hätte es des Unglücks bedurft, um inneren Adel ganz zu offenbaren. In fast durchsichtiger Helle der Farben, Zartheit der Umrisse sind die Bildnisse der ersten Frau gehalten: das eine in der glücklich ergriffenen Unmittelbarkeit des Lebens mit in leichter Scheu zurückgeneigtem Kopf; das andere, das die Wehmut umschleiert. Wundersam zart sind ja auch die Bilder ihrer südlichen Heimat, die diese Frau gemalt hat: das Märchen, eine liebevolle zauberhafte Freude, ganz verinnerlichter Schmerz verklären diese Abbilder des Südens, und was immer eine Seele vermag als Helferin an einem großen, langsam aufblühenden Werke — das ja nicht allein der Wärme, sondern auch der Fürbitte und des Segens bedarf —, das hat sie durch lange Jahre für das Werk ihres Gatten getan. Freilich sollte sie die volle Entfaltung dieses Werkes nicht mehr erleben, ihre

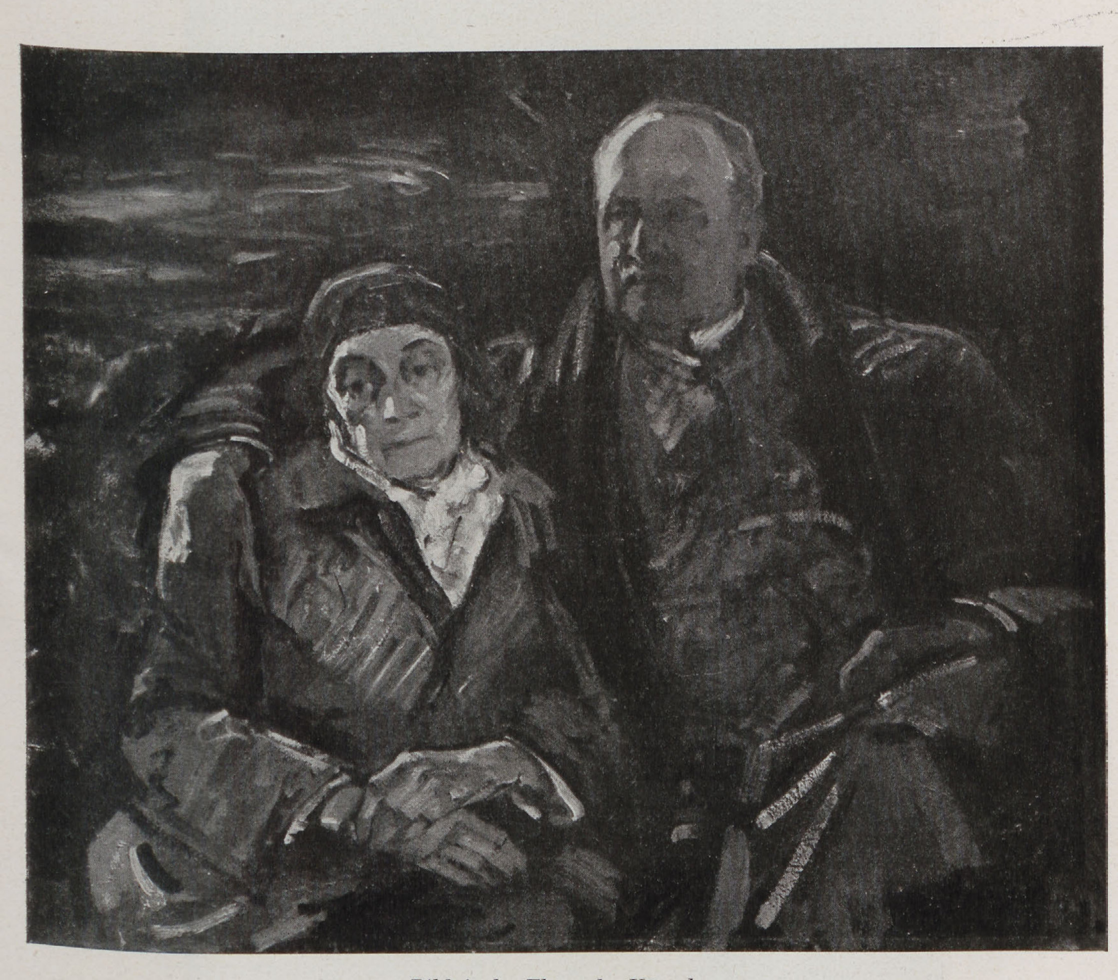


Bild der Mutter mit dem Schleier

Gestalt bleibt mit ihm verbunden; denn was könnte alle Mühe der Lebenden erreichen ohne den Anteil der Heimgegangenen?

Der vielstimmige Tönereichtum der Frauenbildnisse drückt verwandtes Menschentum aus: es ist der Stolz auf die Art, auf die Einmaligkeit des Seins und Schicksals, auch auf die Einmaligkeit des ertragenen Leids, auf die Form als ein undurchbrechliches Lebensgesetz, der diese Bildnisse erfüllt und ihren künstlerischen Wert durch einen menschlichen erhöht. Das Leiden überwiegt; diese Frauen scheinen alle zu stark, zu persönlich zu empfinden, zu viel erfahren zu haben von den „geheimeren Schmerzen des Lebens", als daß ihr Weg einem ruhigen Glück entgegenführen könnte, aber sie wissen zugleich von dieser ihrer Natur und ihrem Schicksal und weichen nicht vor ihnen zurück. Sie wollen sein, was sie sind; und in diesen Augenblicken, wo sie sich frei zu ihrem Wesen bekannten, scheint der Maler sie erblickt zu haben; ja, es ist eben dieses Bekenntnis zur eigensten Art, das er festhält.

Unter den Männern stehen ihm vielleicht die Künstler am nächsten: solche, die von ihrem Werke besessen sind und sich gegen die Umwelt mit Bitterkeit und Verachtung und selbst mit Bosheit wappnen, wie Eugen d'Albert; andere, die, wie Gerhart Hauptmann, im Nachträumen dieses Werkes befangen sind; oder Alexander Moissi, der, aufblickend von der gestaltenden Arbeit seines Innern, die Vergeblichkeit aller Verwandlung, die Unzulänglichkeit einer jeden Maske ahnt und der ihn anwehenden Melancholie sich willig überläßt. Wird er noch einmal beginnen? Und war es nicht gerade die Melancholie, die ihn antrieb, sich immerfort zu verwandeln, zu verbergen; auszusprechen in fremder Gestalt, mit fremden Lippen, was er allein erlebte und litt? Einmal wird er auf diese Weise Abschied nehmen von der Bühne und ihrem unzureichenden Schein; er wird sich nicht mehr verwandeln können, weil keine Maske ausreichte für seine Schwermut; er wird wahrhaftig werden, wie er es in diesem Augenblick schon ist, und das Spiel wird enden, weil es doch keine Flucht gibt vor dem Selbst. Und ähnliches scheinen auch die beiden Bildnisse Meier-Graefes aussprechen zu wollen. Das erste, aus dem Jahre 1931, stellt den Mann dar in einer fast brutalen, allzu nahen Körperlichkeit; aber es verbirgt sich doch eine Frage darin, ein Schatten verschleiert das Auge: ist dieser Mann seiner Sache wirklich so sicher, wie er es sein möchte; ist er wirklich des Lebens Meister, wie er sich das Ansehen gibt? Das zweite, nach vier Jahren entstandene Bild antwortet auf das erste: es enthüllt das greisenhafte Gesicht, das unter dem lebenssatten versteckt war, und gibt die Frage des ersten Bildes zurück, aber nun mit einem tieferen, von geheimnisvoller Ferne aufgenommenen Tone: Ist dies das vorbestimmte Ziel, dies die Nacht, deren erster Schatten immer schon sichtbar war, mitten im Tage, und sich niemals wollte vertreiben lassen? Und wie der Schauspieler am Abend seines bunten Tags, so hat auch der früh Gealterte erkannt, überwunden; sie beide blicken gütig und wissend auf die Welt zurück, die sie verlassen werden. Das Prisma des Schicksals macht die Natur des Menschen sichtbar, indem es ihn bricht; und von diesem Prisma scheinen die meisten Bilder Leo von Königs auf die Leinwand geworfen zu sein: sie stellen Menschen dar durch das Medium ihres Schicksals und im Einssein mit diesem und ergreifen und überzeugen gerade dadurch, daß sie das Schicksal zum gemäßen Ausdruck des Menschen erheben.



Bildnis der Eltern des Künstlers

Kind mit der Flöte

So wird der Maler zum Künder des Menschen und der Gesetze, denen er unabänderlich unterliegt; der Gesetze auch, die im Menschen selbst beschlossen sind und immer mächtiger über ihn werden, je länger er im Leben steht. Denn es ist einem jeden auferlegt, die Gestalt zu entwickeln, deren Keim in ihm schlummert; und diese Gestalt ist vielleicht erst der Gegenstand der Kunst. Eng miteinander verbunden und doch voneinander getrennt hat der Künstler seine Eltern gesehen; das Doppelbildnis seiner selbst und seiner Frau, um das er lange gerungen hat, stellt noch einmal zwei Persönlichkeiten dar, die ebenso fest verbunden sind, wie sie frei und selbständig sind. Es ist die Einsamkeit der Gemeinsamkeit, die nun an die Stelle der Einsamkeit der Einzelnen tritt. Tiefer noch schreiten zwei andere Gestalten in den Dämmerraum, aus dem diese Kunst aufblüht: es sind die Traumgestalten der „Asphodelischen Stimmung". Ihnen scheinen Geheimnis und Leiden aller dieser Menschen auferlegt zu sein, damit sie die Last weiter tragen möchten in einen entfernteren Bereich, wo die Bürde leicht wird, der Traum das menschliche Schicksal entschwert und auf der Schale des Lebens erst die köstlichsten Früchte gehäuft sind. Sie schreiten langsam, sie verweilen schon, zögernd über der Frage, ob sie nicht schon einsam genug sind, ob sie sich noch weiter entfernen sollen. Auch sie haben noch Schmerz zu tragen, aber es ist vielleicht kein anderer mehr als der Schmerz, im Licht zu stehen, und das Leiden am Licht, das verschwiegene Leiden aller dieser an der Grenze der beiden Reiche beheimateten Menschen.

Der Klang, der den zögernden, traumhaften Schritt dieser beiden Gestalten begleitet, verschwingt in der Ferne, an der Grenze der Gestaltenwelt. Aber das Kind läßt auf seiner Flöte einen anderen Ton erklingen; er zieht in das Diesseitig-Gegenwärtige zurück. Der Maler, der im farbigen Grau des Schattenreichs lebte und schuf, entdeckt nun erst den tiefsten Reiz der Farbe: so, als sollte sich die herbstliche, während eines verhüllten Sommers herangereifte Pracht der Landschaft langsam entschleiern. Wenn aber etwas für einen Künstler zeugt, so ist es dieser Herbstglanz der Farben, der lange Schaffenszeit krönt wie milde Herbsttage ein fruchtbares Jahr. Ernst ist der Sommer gewesen: ein Sommer im Norden; die Seele hing ihren Fragen nach; die Menschen, die ihr nahe kamen, vermochten sich nicht ganz ins Leben zu schicken: das war eben das Geheimnis ihrer Nähe, und über den Himmel der hellen Nächte streiften die Lichtzeichen einer anderen Welt; der Herbst bestrahlt und erwärmt das Erlebte, Geschaute mit dem Schimmer der zwiefachen, diesseitig-jenseitigen Schönheit, die aufzufangen Beruf des Malers ist. In den letzten Bildnissen, Kompositionen, Entwürfen kündigt sich dieses Aufleuchten und Durchbrechen herbstlicher Farben an. Es bedeutet endlich doch einen Einwand gegen einen Künstler, daß er, wie Goya, in der Nacht und Verneinung endete; dann ist es aber auch eine Bestätigung des eingeschlagenen Wegs, wenn dieser zu einem verstehenden, umfassenden Blick auf die Welt führt; wenn das Ja, das der Anfang der Kunst ist, nicht widerrufen, vielmehr immer klarer, bewußter wird und in gleichem Maße den Schatten gilt wie den sie überstrahlenden Farben. Die Welt „auszumalen", wie es auf Dürers Grabstein heißt, die Fülle durch die Fülle wiederzugeben, ist ja doch der Auftrag des Künstlers; er wird erst von ihm genommen werden, wenn die Welt „ausgemalt" ist. — Ob die Farben christlicher Verheißung einmal auch das

Dämmerreich durchleuchten werden, in das diese Menschen fragend hinüberblicken? Es ist die letzte Frage an die Kunst Leo von Königs. So ist der Weg noch immer offen; der Seele und ihrer anwachsenden Erfahrung verdanken die Gestalten ihr Dasein; den Weg dieser Seele bezeichnen sie, und indem sie auf diese Weise, das Fremde auf eigenste Weise erfühlend, ganz aus dem Innern steigen und dessen Widerschein hinaustragen in den Tag, müssen sie auch wieder zur Seele sprechen. Was endlich die Maler voneinander scheidet, das ist ihr Verhältnis zum Licht; es scheidet auch die Menschen nach der Fähigkeit, einen Maler zu verstehen; nach ihrem Bedürfnis, von einem Künstler angesprochen zu werden. Hier ist die Schwelle des Werks; wer sie überschreitet, um vor diesen zwischen Licht und Schatten zögernden, langsam in das Geheimnis hinüberschwindenden Menschen zu verweilen, wird den stillen Kampf seiner eigenen Seele gestaltet sehen; er wird tiefer noch die Schattenhaftigkeit allen Seins erfahren, die von der Kunst immer aufs neue ergriffen wird als ihr eigenster Gegenstand, um von ihr und von ihr allein gebunden und überwunden zu werden in der frei gewordenen, in sich bestehenden Gestalt. Denn auf den Wolken unseres schweren irdischen Traumes, der sich oftmals nur lichtet, um uns noch tiefer einzuspinnen, schimmern die Lichter der Ewigkeit; und der Künstler allein erhebt diese Wolken zum Gebild.

Geleitwort zu dem Buch „Gestalt und Seele“. Das Werk des Malers Leo von König (Leipzig, Insel-Verlag).



Das Fliegerspiel der heutigen mexikanischen Indianer

Phot. v. W. Gugelmann-Zürich im Mus. f. Völkerkunde, Berlin

LEONHARD ADAM

Der Sport in den außereuropäischen Kulturen

Zu dem bunten Kranze mannigfacher Sportarten, in denen heutzutage die Völker miteinander wetteifern, haben fast alle Kulturen der Erde beigetragen, nicht zuletzt die primitiven Stämme. Am bekanntesten sind zwei Beispiele aus dem Bootssport, da bei ihnen die Urformen beinahe unverändert in den modernen Wassersport übernommen wurden. Es ist dies einmal das Kajak der Eskimos, zum anderen das Kanu, das Rindenboot der Indianer im Gebiete der großen nordamerikanischen Seen — Fahrzeuge, die allerdings in ihren Heimatländern keine Sport-, sondern vielmehr notwendige Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens sind beziehungsweise waren. Von anderen, gegenwärtig sehr beliebten, eigentlichen Sports, von denen sogleich die Rede sein wird, ist die ferne Herkunft

weniger bekannt. Es hat den Anschein, daß die Vermittelung der Kenntnis exotischer Sportarten an die europäische Welt großenteils den Engländern zu verdanken ist, die durch die Bewohner ihrer Kolonialgebiete damit vertraut wurden und sich bald selbst mit Leidenschaft den neuen Möglichkeiten körperlicher Ertüchtigung und ritterlichen Wettstreites hingaben. Soweit Indianervölker als Schöpfer von Sportarten in Betracht kommen, sind naturgemäß die modernen Amerikaner die Mittler zur übrigen Welt gewesen. Die Fülle der exotischen Leibesübungen und Sportzweige ist so groß, daß sie der beschreibenden und vergleichenden Völkerkunde erhebliches Material darbietet. Die in Anwendung kommenden Geräte, mögen diese oft auch noch so einfach sein, gehören zum materiellen Kulturbesitz der betreffenden Völker und mußten daher gesammelt werden. Ferner konnten bereits die ersten europäischen Entdecker der fernen Erdteile an den Leibesübungen der Eingeborenen nicht achtlos vorübergehen. Sie haben sie daher vielfach nicht nur beschrieben, sondern in ihren Reisewerken in schönen Stichen, später in Steinzeichnungen, abgebildet. Die Reisenden der Neuzeit haben in noch größerer Zahl photographische Bilder von primitivem Sport aufgenommen. Endlich hat die Kunst primitiver sowie höher kultivierter exotischer Völker selbst den Sport in seinen vielgliedrigen Formen zum Gegenstande gewählt, wofür man etwa in Bein geritzte Zeichnungen der Eskimos, andererseits farbenprächtige islamisch-indische Miniaturgemälde der Mogulzeit als Beispiele anführen kann. Das sich so in formen- und farbenprächtiger Fülle bietende Material ist sowohl für die völkerkundliche Wissenschaft als auch für die Geschichte des Sports von hohem dokumentarischem Wert. Es ist ungemein anziehend für jeden, der irgendwie am Sport Anteil nimmt, und darum gerade in jetziger Zeit von allgemeinem Interesse.

Aus diesem Grunde, und aus dem besonderen Anlaß der Olympiade, veranstaltete das Staatliche Museum für Völkerkunde zu Berlin in seinem Lichthofe eine Sonderausstellung „Sport der außereuropäischen Völker“, zu der sämtliche nach Erdteilen geordnete Abteilungen des Museums die Gegenstände beisteuerten (August bis 31. Oktober 1936). Diese Ausstellung soll wegen ihrer Bedeutung und wegen der reichen Belehrung und Anregung, die sie spendete, hier eine Art Gedenkblatt finden. Sie bildete übrigens ein willkommenes kulturgeschichtliches Gegenstück zu der gleichzeitigen herrlichen Sonderausstellung auf der Museumsinsel, die dem Sport in der Kunst der Antike gewidmet war. Die Aufstellung war dem Leiter der Ozeanischen Abteilung, dem bekannten Südseeforscher Dr. H. Nevermann, zu danken, der auch eine lehrreiche kleine Schrift dazu verfaßte, weniger einen Katalog als einen nach Sportarten eingeteilten Abriß des außereuropäischen Sports. Der vorliegende Bericht schließt sich eng an diese Arbeit Dr. Nevermanns an.

Der harte Lebenskampf, in den die Naturvölker gestellt sind — bis europäische Kulturgüter ihnen diesen Kampf erleichtern helfen oder ihre Lebensweise völlig umgestalten —, würde es begreiflich erscheinen lassen, wenn diesen primitiven Menschen jeder Gedanke an eine nicht unmittelbar praktische körperliche Betätigung ursprünglich fern läge. Tatsächlich sind viele Sportarten kulturhistorisch späte Erscheinungen und aus zunächst rein praktischen Einrichtungen erwachsen, vor allem aus zwei lebensnotwendigen Tätigkeitsbereichen: Kampf und Fortbewegung.

Aus den verschiedenen Kampfarten und -mitteln entwickeln sich Ringen, Fechten, Bogenschießen und Speerwerfen im sportlichen Sinne, d. h. als Mittel zur systematischen körperlichen Ertüchtigung, später im Wettstreit um die beste Leistung. Ähnlich zweigen sich von den praktischen Fortbewegungsmitteln zu Lande und zu Wasser hier Laufsport, Springen und Reiten, dort Schwimmen und Wasserfahrzeugsport ab. Wenn nun aber auch eine solche historische Aufeinanderfolge der Zwecke aus psychologischen Gründen anzunehmen ist, so darf man doch nicht an der Tatsache vorübergehen, daß in dem geselligen Leben, zu dem die Menschen ihrer Natur nach geartet und bestimmt sind, der Spieltrieb und der Ehrgeiz, es besser zu machen als die Kameraden, sicherlich von unvordenklichen Zeiten an eine bedeutende Rolle gespielt und so schon früh Lust an Spiel und Sport, wahrscheinlich auch bereits einen gewissen ritterlichen Sportgeist geweckt haben. Hierzu müssen indessen zwei andere psychologische Triebfedern gewürdigt werden, auf die Dr. Nevermann hinweist. Einmal ist dies die Vorbereitung der Jugend auf das künftige Leben als Erwachsene, als vollwertige Stammesgenossen und Krieger. Hierzu dienen einerseits die eigentlichen Mannbarkeitsprüfungen nach seelischer, geistiger und körperlicher Richtung, wobei an die jungen Menschen bei amerikanischen und afrikanischen Völkern ungemein hohe Anforderungen an die Selbstbeherrschung und Kraft gestellt werden; andererseits regelmäßige Wettkämpfe, die bereits als sportlich bezeichnet werden dürfen. Ein weiterer Faktor aber ist — für den Europäer erstaunlich und seltsam anmutend — „die Verknüpfung sportartiger Betätigung mit religiösen Gedanken"! So gibt es noch heutigentags in den mittelamerikanischen Staaten als Volksbelustigung das sogenannte „Fliegerspiel". Ein mächtiger Baumstamm ist in den Boden gerammt, an dessen Spitze vier Stricke befestigt sind. An den Enden dieser Stricke sind Menschen angebunden, und wenn



Dauerlauf der Tarahumara-Indianer, Nordmexiko. Nach Lumholtz

nun die zuerst spiralig um den Mast gewundenen Stricke sich immer mehr lösen, so schweben, in immer größeren Bogen, die Menschen allmählich zur Erde nieder. Was heute eine Belustigung ist, war, wie Professor Krickeberg gezeigt hat, zu den Zeiten der präkolumbischen Indianerkulturen ein Opferritual: neben dem Pfahl wurden die Gerüste aufgebaut, an die man Kriegsgefangene band und mit Pfeilschüssen als Opfer darbrachte. Nach der Anschauung der alten Mexikaner gingen die Seelen der Geopferten zur Sonne empor, schwebten aber, nachdem sie ihren Dienst bei der Sonnengottheit getan, in Gestalt von Schmuckvögeln und Schmetterlingen um die Mittagszeit zur Erde zurück, um hier Honig aus den Blüten zu saugen. Diese schöne, sagenhafte Verbrämung eines grausamen Brauches liegt nun offenbar der ursprünglichen Kostümierung der Fliegerspieler zugrunde, wie sie aus alten Berichten sowie aus mexikanischen Bilderschriften bekannt ist; aus diesen nämlich wissen wir, daß die an den Stricken herabschwebenden Personen als Vögel verkleidet waren. Wer hätte bei dem heute zur Volksbelustigung verblaßten Spiel, das an die modernen Luftkarussells, allenfalls auch an das Turngerät „Rundlauf" erinnert, an solchen entlegenen religiösen Ursprung gedacht?

Doch selbst die Ballspiele der mittelamerikanischen Völker, zumal der Mayas und Azteken, hatten religiöse Bedeutung, denn die Spiele, die auf den dazu besonders geweihten Plätzen getrieben wurden — am bekanntesten ist der Ballspielplatz zu Chichen Itzà in Yukatan — bezogen sich auf den Lauf der durch den Ball symbolisierten Sonne. Es galt, durch einen Stoß mit dem lederschurzbewehrten Gesäß („Steißball") den Ball durch ein Loch inmitten einer das Spielfeld teilenden Steinwand zu schleudern; der Kampf der Parteien stellte den kosmischen Widerstreit der Licht- und Dunkelheitswesen dar. Mit Erstaunen wird man erfahren, daß auch ein modernes, zum kanadischen Nationalsport gewordenes Spiel, das den östlichen Indianern entlehnt wurde, das „Lacrosse" (wobei es gilt, einen Leder- oder Holzball mit racketförmigen Schlägern durch das gegnerische Tor zu treiben), auf einen indianischen religiösen Brauch zurückzuführen ist. Es sollte uns daher nicht wunder nehmen, wenn sich herausstellen sollte, daß sogar Hockey — erfunden und leidenschaftlich gespielt von nord- und südamerikanischen Stämmen sowie, unabhängig von diesen, im Kongobecken und auf Tahiti — einst irgendwelche religiös-symbolische Bedeutung hatte.

Wettlauf und Dauerlauf begegnen uns bei Völkern verschiedener Erdteile, und auch hier fehlt der religiöse Untergrund nicht, wenn er auch wenig mehr hervortritt. Die besten Läufer der Welt, die an Ausdauer jeden Olympiasieger übertreffen, sind die Tarahumara-Indianer im Norden Mexikos. Mannschaften mehrerer Dörfer wetteifern miteinander, wobei die Läufer mit ihren bloßen Füßen einen Holzball vor sich hinstoßen. Dieser Holzball ist ein Sinnbild der Sonne, und es heißt, daß er Ausdauer und Geschwindigkeit der Läufer magisch beeinflusse. Tatsächlich ist die Leistung dieser Indianer bewunderungswürdig; denn sie bewältigen im Dauerlauf Strecken von 273 Kilometern ohne Pause. Des Nachts beleuchten Frauen und Mädchen mit Fackeln den Weg, ein zauberhafter Anblick (vgl. Abbildungen). Doch gibt es natürlich nicht überall religiöse oder magische Zusammenhänge, wie man überhaupt keine ethnologische Erscheinung grundsätzlich ver-

allgemeinern sollte. So finden wir denn auch, wie wir es erwarten dürfen, den Wettlauf bei anderen Völkern als rein körperliche Übung, als Wettkampfmittel, ja als Heiratsprobe (Ostbrasilien.)

Vom Laufen führt unser Überblick unmittelbar zum Springen. Seltsamerweise ist dieser Übungszweig außerhalb Europas nur in verhältnismäßig wenig Gegenden lebendig, nämlich bei den höheren asiatischen Kulturvölkern, einigen Sibiriern und — bei den Watussi im ostafrikanischen Ruanda. Bei diesem Volke muß ein Jüngling aus dem Stande ebenso hoch springen können, wie er selbst lang ist, um für mannbar erklärt zu werden. Die Watussi gehören zu den größten Völkern der Erde. Die Sprungleistungen dieses kriegerischen Stammes sind verblüffend: aus kurzem Anlauf erreichen die Männer nicht selten Höhen von 2,50 Metern (siehe Abbildungen). — Wo der Mensch sich zur Beförderung besonderer Hilfsmittel bedient, durch welche die Geschwindigkeit gesteigert wird, ergibt sich von selbst der psychologische Anreiz zu Wettkämpfen. Dies ist zum Beispiel der Fall bei den sibirischen Völkern (wie Giljaken, Tschuktschen und Korjäken), die mit ihren von Renntieren oder Hunden gezogenen Kufenschlitten Wettrennen veranstalten. Während der Schlittschuh eine alte mitteleuropäische Erfindung ist, lassen sich verschiedene Formen von Schneeschuhen in Nordamerika wie auch in Nordasien feststellen. Der nordamerikanische Indianer- und Eskimoschneeschuh ist ein etwa ovaler Holzrahmen, dessen Öffnung mit Schnüren netzartig überflochten ist. Die uns geläufige Form der langen Holzschiene kommt in Nordasien vor; hier sind es die Jukagiren, ein auf wenige hundert Seelen zusammengeschmolzenes Völkchen westlich der Tschuktschen-Halbinsel, von dem Schneeschuhrennen überliefert sind.



Hochsprung der Watussi. Ruanda, Ostafrika

Der Pferdesport ist in irgendeiner Form wohl bei sämtlichen Völkern verbreitet, die sich des Pferdes überhaupt bedienen. Die Völker Zentralasiens, der Urheimat des Pferdes, sind ebenso leidenschaftliche Reiter wie ihre näheren und ferneren Nachbarn weiter westlich, wie die Araber in ihren asiatischen und nordafrikanischen Sitzen, endlich wie die Indianer auf den Prärien des Nordens und auf einigen der Ebenen des Südens. Aber erst nach 1530 wurden die amerikanischen

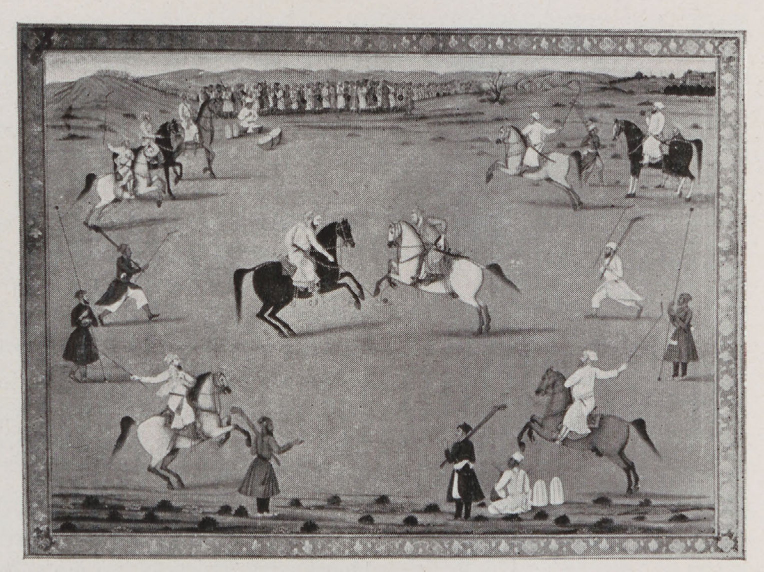


Pferderennen der Prärie-Indianer

Stämme teilweise zu Reitervölkern, nachdem das Pferd von den Europäern eingeführt worden war. Von den Pferderennen der Prärieindianer sind aus den Zeiten, da diese Völker noch kopfreich und kraftvoll waren, packende Bilder zeitgenössischer Künstler erhalten (vgl. Abbildungen). Manche Nationen verbinden mit meisterhaftem Reiten bei festlichen Gelegenheiten Reiterkunststücke, die schon das Sportliche überschreiten und eher als Akrobatik anzusprechen sind (Schießen im Galopp, an der Seite des Pferdes hängend; Aufheben einer Münze und



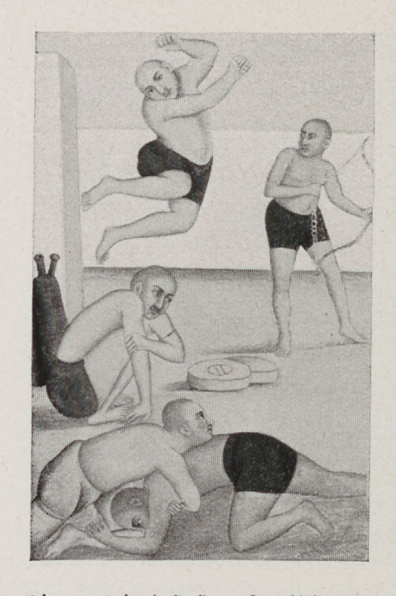
„Baiga", Nationalspiel der Kasak-Kirgisen. Nach Franz v. Schwarz, „Turkestan" (1900)



Polo. Indische Miniatur des 18. Jahrh. Museum für Völkerkunde, Berlin

dergleichen). Eines unserer Bilder veranschaulicht das Nationalspiel der Turkmenen und Kasak-Kirgisen, „Baiga" oder „Kök-büri" (alttürkisch = „Grüner Wolf") genannt. Hierbei wird ein Hammel geköpft und der Rumpf unter die Reiter geworfen, die ihn sich gegenseitig zu entreißen suchen, nach unseren Begriffen gewiß eine wenig appetitliche Angelegenheit. — Zu den über England aus Asien eingeführten, heute modernen Sports gehört vor allem das Polo, diese schöne Verbindung des Reitens mit einem Ballspiel. Es ist iranischen Ursprungs, hat sich aber von dort unter allen höher kultivierten Völkern bis nach Japan verbreitet. Da es zu Pferde gespielt wird, galt es von jeher als besonders ritterliches Spiel, das damit andererseits rechter Volkstümlichkeit entzogen blieb. Seine Blüte erlebte es unter den islamischen Herrschern Indiens, und eine hervorragende indische Malerei eines Poloturniers bildet eine besondere Zierde der Ausstellung und unserer Bilderreihe.

Zweikämpfe von Mann zu Mann haben zu allen Zeiten und in allen Zonen im Mittelpunkte der körperlichen Übungen gestanden. Hier können wir den Kampf mit der Waffe (Fechten) von den unbewaffneten Kampfarten (Ringen und Boxen) unterscheiden. Bemerkenswert ist es, daß es nirgends an bestimmten Kampfregeln fehlt, deren Verletzung Niederlage oder Disqualifizierung nach sich zieht. Hierüber hat Dr. Nevermann interessante Einzelheiten gesammelt. So ist bei den Eingeborenen der einst deutschen Karolinen beim Ringen das Beinstellen ebenso gestattet, wie das Ziehen an den Haaren, und als Kuriosum sei erwähnt, daß man bei den Negern am Niger den Gegner durch Ohrfeigen mit — den Fußsohlen reizen darf! — In Japan gibt es berufsmäßige Ringer, deren gewaltige Muskulatur, oft geradezu Fettleibigkeit, zu unserer europäischen Vorstellung vom Körperbau des Japaners in schärfstem Widerspruche steht. — Bei dieser Gelegenheit muß auch das japanische Jiu-Jitsu erwähnt werden, das auch bei uns in Sport und

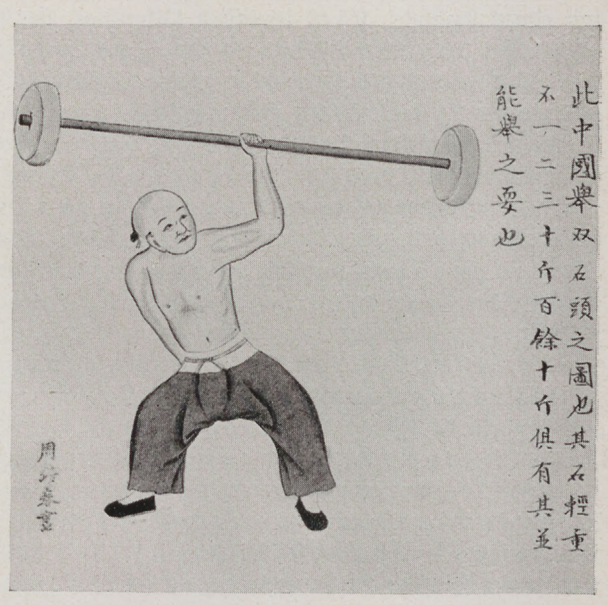


Verschiedene Arten persisch-indischer Gymnastik: Ringen, Springen mit Abstoßen von einer Wand, Spannen eines Kettenbogens, im Mittelgrunde links: Schwungkeulen

Indische Miniatur des 18. Jahrh. Museum für Völkerkunde, Berlin

Polizeipraxis ſo hohe Bedeutung erlangt hat. Es wird, wie wir hören, in ſeiner Heimat wegen ſeiner durchdachten Formen faſt mehr als geiſtige Übung betrachtet. Das Fechten iſt in mannigfachen Arten in Aſien und Afrika verbreitet und wird teils mit blanken Waffen, teils mit hölzernen Übungsgeräten ausgeübt (zum Beiſpiel das japaniſche Fechten mit Bambusſtäben).

Gymnaſtik zur Erzielung körperlichen und geiſtigen Wohlbefindens und körperlicher Geſchmeidigkeit finden wir im alten Iran, in Indien und in Oſtaſien. Indiſch und oſtaſiatiſch iſt hier eine Verknüpfung mit geiſtigen Übungen, und beſonderer Erwähnung bedarf die auf religiöſen Grundlagen ruhende, auf völlige Körperbeherrſchung abzielende Atemtechnik in ihren vielfachen Formen, wie ſie in gewiſſen indiſchen Schriften vorgeſchrieben iſt. — Verſchieden von der Gymnaſtik ſind reine Kraftübungen, wie das Heben oder Schleudern von Gewichten, das Stemmen mannigfacher Art und ſo weiter. Ein koſtbares Stück unter unſeren Bildern veranſchaulicht das ſogenannte „Hakeln" in Japan. Hierbei ſitzen ſich die Kämpfer mit aufeinandergepreßten Sohlen gegenüber, während eine Binde ohne Ende um ihre Hälſe geſchlungen iſt. Das Bild, eine Tuſchzeichnung des großen japaniſchen Malers Toba Sojo (1053—1140), eines Meiſters ſatiriſcher Menſchentypen, zeigt deutlich, daß es dar-



Chinesischer Gewichtheber. Chinesisches Originalgemälde, 19. Jahrh. Der danebenstehende Text enthält Angaben über das Gewicht der runden Steinplatten sowie über die Leistung des Stemmers

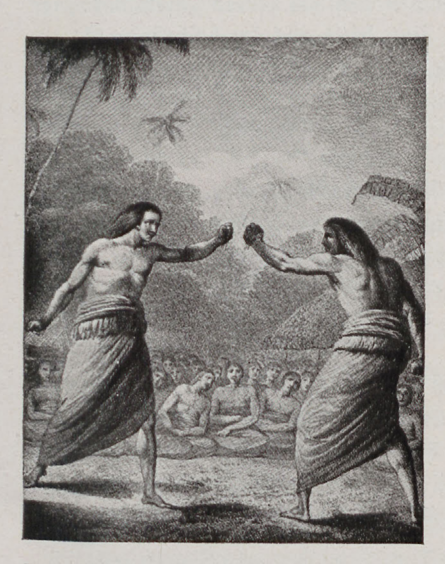
Tongefäß in Gestalt eines die Brücke schlagenden Mannes. Ausgrabung aus Colima, Mexiko Länge ca. 35 cm. Museum für Völkerkunde, Berlin



auf ankommt, mit der Nackenkraft den Gegner zu Fall zu bringen.

Daß das sogenannte Kraulen aus der Südsee stammt, ist bekannt. Im Schwimmen tut es den Südseeinsulanern, insbesondere den Polynesiern, wohl kein Volk an Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Ausdauer gleich, was bei der jahrhundertealten engsten Verbundenheit dieser Insulaner mit dem Meere verständlich ist. Im Tauchen leisten sie Außerordentliches. So lesen wir, daß auf Tonga Taucher einen schweren Stein drei Meter unter Wasser über eine Strecke von 70 Metern zu tragen hatten. Auch das „Wellenreiten", das neuerdings in der zivilisierten Welt Eingang gefunden hat, wurde in Polynesien erfunden. Es würde zu weit führen, auch noch die außerordentlichen Leistungen im Bootssport aus der Südsee und aus Afrika aufzuführen, und es mag daher nur noch erwähnt werden, daß die Maoris auf Neuseeland in ihren Booten sogar über Hindernisse (über der Wasserfläche angebrachte Baumstämme) kühn hinwegsetzen.

Wir wollen diesen kurzen — keineswegs vollständigen — Überblick über den außereuropäischen Sport nicht schließen, ohne wenigstens zu zwei allgemeineren Fragen Stellung genommen zu haben, die sich uns aufdrängen. Die eine Frage lautet: Wie erklärt es sich, daß nicht nur manche Sportarten, wie zum Beispiel der Fußball, wenn auch nicht stets in der gleichen Form, über die ganze Erde verbreitet sind, sondern daß auch die Spielregeln vielfach übereinstimmen? Wenn wir zum Beispiel hören, daß bei den nordamerikanischen Indianern, genau wie bei uns, das Berühren des Fußballs mit den Händen verboten ist, so erklärt sich dies durch den bereits erwähnten religiösen Untergrund des indianischen Spiels, bei dem der Ball offenbar wieder die Sonne repräsentiert. Diese darf durch Handberührung offenbar nicht entweiht werden. Bei uns hingegen mag das Verbot auf die einfache Überlegung zurückgehen, daß beim Fußball eben nur die Füße in Anwendung zu kommen haben, während andere Hilfsmittel zweck- und spielwidrig sind. Man darf daher Ursprungsdeutungen



Boxende Eingeborene der Tonga-Inseln. Kupferstich, 18. Jahrh. Man beachte die nur durch Binden um die Handgelenke einigermaßen geschützten Hände



Hakeln in Japan (12. Jahrh.)
Szene auf einer der berühmten Bildrollen des Malers Toba Sojo (1053—1140)
im Tempel Kozanji bei Kyoto

aus irgendeinem Gebiete nicht etwa auf ein anderes Gebiet verallgemeinernd anwenden. Ebenso wie die Völker körperlich und seelisch verschieden sind, sind auch die geistigen Ursprünge ihrer Erfindungen, selbst bei starker äußerlicher Formähnlichkeit, nicht ohne weiteres als gleichartig zu unterstellen. Und damit gelangen wir zu der zweiten Frage: Welche Schlüsse dürfen wir überhaupt daraus ziehen, daß sich so viele Sportarten bei räumlich und kulturell voneinander so weit getrennten Völkern vorfinden? Sollen wir etwa annehmen, daß hier überall Zusammenhänge bestehen oder bestanden haben? Wie man sieht, leitet uns der beschränkte Gegenstand unserer Betrachtung zu einem grundlegenden Problem der Völkerkunde überhaupt hin, dem Problem nämlich, ob — als Voraussetzung, die widerlegt werden mag — bei Vorliegen von Parallelen die überall selbständige Erfindung oder, im Gegenteil, nur einmalige Erfindung und alsdann Übertragung angenommen werden muß. Das Problem soll aber hier lediglich erwähnt werden; denn zu seiner näheren Prüfung im Rahmen einer Weltgeschichte des Sports würde natürlich die Einbeziehung Europas, das ja schließlich das Hauptgebiet und die höchste Entfaltungsstätte der Leibesübungen ist, unerläßlich sein. Immerhin spricht sehr viel dafür, daß wir außerhalb Europas vielfach die selbständige Erfindung an verschiedenen Orten anzunehmen haben.

Um dies zu bekräftigen, sei zum Schluß eine merkwürdige Parallele berichtet, bei der wohl niemand historischen Zusammenhang annehmen wird. Bekannt sind die Kufenschlitten auf Madeira, mit denen man sich auf den steinigen Boden ohne Schnee fortbewegt. Ähnliche „Bergschlitten" aber gab es bis etwa 1885 auch auf Hawai in der Südsee, wo die Häuptlinge auf mit glatten Binsen belegten Bahnen talwärts glitten.

Sämtliche Abbildungen nach Originalen bzw. Vorlagen in der Sonderausstellung „Sport der außereuropäischen Völker", Berlin, Mai—Oktober 1936. Für die Erlaubnis zur Wiedergabe sind wir der Leitung des Staatlichen Museums für Völkerkunde, Berlin, verpflichtet.

Rundschau

Politischer Herbst. Der Bürgerkrieg in Spanien ist nicht nur seines schleppenden Tempos wegen gegenüber anderen politischen Geschehnissen in Europa etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Der Fall Madrids steht wohl unmittelbar bevor, und die militärische Überlegenheit der Generäle wächst anscheinend von Tag zu Tag, wobei freilich nicht außer acht gelassen werden darf, daß auch die Regierungstruppen durch eine neuerliche große sowjetrussische Waffenlieferung gestärkt sind, die Herr Litwinow bei seinem Pariser Aufenthalt geregelt hat, und der jetzt sowjetrussische Offiziere folgen. Eine Entscheidung wird auch der Fall Madrids nicht bringen, und die Kenner der spanischen Verhältnisse können mit ihrer Voraussage recht behalten, daß der Bürgerkrieg noch lange dauern wird. Nachdem nun aber sowohl die deutsche wie die italienische Antwort auf die englische Anfrage wegen der Westpaktkonferenz vor der belgischen eingegangen sind, kreist das Interesse der Öffentlichkeit stärker noch als zuvor um diese Konferenz. Trotzdem darf man noch nicht mit Sicherheit auf ihr Stattfinden rechnen, denn die bedeutsamen italienisch-deutschen Besprechungen scheinen in England die Neigung, auf dieser Konferenz Entscheidungen zu suchen, nicht gestärkt zu haben. Inzwischen ist durch die Verlautbarung des belgischen Königs, daß Belgien wiederum sich für völlig neutral erkläre, für Frankreich und England eine neue Situation entstanden, die aber dadurch für diese Staaten an Spannung verloren hat, daß anscheinend die Abmachungen der Generalstäbe, zum mindesten vorläufig, in Kraft bleiben. Der Entschluß des belgischen Königs war nicht nur außenpolitisch, sondern wesentlich innerpolitisch bedingt: er nahm den Vlamen ein starkes Argument ihrer Opposition und genügte zugleich der inneren Einstellung des Königs als strenger Katholik gegenüber dem laizistischen Frankreich. Wir glauben nicht, daß im französischen Sicherheitssystem durch die belgische Neutralitätserklärung, die interessanterweise in völligem Einvernehmen mit Holland gegeben wurde, sich Entscheidendes ändert, da die Regierung Blum, die fester im Sattel sitzt, als manche ausländischen Betrachter annehmen, was durch den Parteitag der Radikalsozialisten in Biarritz bestätigt wird, für einen ausfallenden Pfeiler schon neuen Ersatz bereit hat. Die Tschechoslowakei denkt nicht daran, dem belgischen Beispiel zu folgen, sondern bleibt dem alten Bündnissystem treu. Aus dem fernen Osten liegen keine Nachrichten von größerer Bedeutung vor, die Europa beunruhigen könnten. Aber für die weitere Entwicklung richten sich die Blicke jetzt mehr und mehr nach den Vereinigten Staaten, wo in den ersten Novembertagen die Entscheidung über die Wiederwahl Roosevelts fallen wird. Bleibt er Präsident, so wird dadurch

auch die bisherige englisch-französische Politik eine Unterstützung erfahren, zum mindesten auf dem Gebiete der Währungspolitik. — Die Wahlen in Norwegen haben den Sozialdemokraten Mandatszuwachs gebracht, so daß der gesamte skandinavische Block nach wie vor als unbedingter Anhänger des demokratischen Systems zu gelten hat. — Die Betrachtung der allgemeinen Lage ist nicht hoffnungsfreudiger als in den vorhergegangenen Monaten. Wie wenig die Politik der Welt von großen neuen Gesichtspunkten, die den Gefühlen der Völker Rechnung tragen, beeinflußt wird, zeigt neben der Hilflosigkeit des Londoner Neutralitätsausschusses, der aber immerhin der sowjetrussischen Provokation mit Ruhe begegnete, auch der vergebliche Schritt Englands in Spanien, das Schicksal der unglücklichen Geiseln in den Händen der Roten zu erleichtern und ihr Leben sicherzustellen. Die meisten Staatsmänner Europas wollen die Tatsache noch nicht begreifen, daß die Veränderung der Menschen eine schnelle und endgültige Änderung der bisherigen Methoden fordert, Politik zu machen.

Weltunruhe zwischen Wassermann und Fischen? Wer mit der Geschichte und der Wirklichkeit nicht zu Rande kommt, springt gern in kosmologische und eschatologische Spekulationen über, und man kann seinen Spaß daran haben, diese auch-ewig-menschliche Seite unseres Gemüts ein wenig mit Nahrung zu versorgen. Die Sonne tönt zwar immer noch in alter Weise und wird es auch wohl für Menschengedenken künftig tun, unter der Sonne ereignen sich aber doch zuweilen Dinge, die uns ein wenig in Besorgnis setzen können. So haben zwar nicht schulmäßige Wissenschaftler selber, aber doch Amateure, die mit deren Methoden exakt arbeiteten, in dem noch nicht verflossenen Jahre gleich zwei geheimnisvolle Himmelskörper entdeckt und ihre Weltenbahn berechnet. Bei dieser Berechnung hat es sich nun herausgestellt, daß es sich hierbei zwar um nichts „Ansehnliches" mit astronomischen Maßen gemessen handelt. Der eine dieser Weltkörper hat einen Durchmesser von einem Kilometer, der zweite nur von etwa achthundert Meter. Diese merkwürdigen Ungeheuer, die in die immer noch so dunkle Kategorie der Planetoiden hineingehören, zeichnen sich jedoch vor ihren Himmelsverwandten dadurch aus, daß sie ihrer Bahnberechnung nach unserer Mutter Erde in einem besorgniserregenden Grade nahekommen können. Es ist, kraß herausgesagt, sogar nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß die Erde sie an einem dunklen Tage liebevoll in ihre Arme nehmen wird, was immerhin für uns Menschlein eine kleine Katastrophe bedeuten könnte. Auch die heutige Erdoberfläche zeigt ja bekanntlich einige Narben, die auch die Astronomen und Geologen nicht von einer inneren, sondern einer äußeren Verwundung herleiten, ohne sich aber sonst weiter dafür zu interessieren. Um so mehr interessieren diese Zeichen und Menetekel jedoch das menschliche Gemüt, und die Astronomen konnten sich nicht wundern, wenn ihnen die Volkstümlichkeit ihrer Wissenschaft ein wenig verlorengegangen ist zum Vorteile jener kosmologischen Spekulanten, die in den letzten Jahren in der „Welteislehre" ein immerhin recht geistreiches und nicht völlig aus der Luft gegriffenes System aufbauten. Die beiden neuen Planetoiden

und ihr möglicher Zusammenprall mit der Erde fügen sich in dieses System ganz gut ein, wenn auch die schulmäßige Astronomie letzten Endes doch wieder den Retter wird spielen müssen, indem sie bei künftigen Beobachtungen dieser beiden Himmelskörper die Bahnen immer genauer errechnen und damit auch die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Katastrophe bestimmen wird.

Anders steht es jedoch mit einem wenig bekannt gewordenen Ereignis, das sich im Mai des Jahres in der chinesischen Provinz Lungsi zugetragen hat und nun wohl in der Tat nur mit einem Rückgriff auf die Welteislehre erklärt werden kann: ein Eisbombardement höchst seltsamer Art. An einem gewitterschwülen Tage verfinsterte sich der Himmel, es begann zu blitzen und zu regnen. Der Regen verwandelte sich in Hagel, dessen Eisstücke allmählich immer größer wurden, über jegliches bekannte Maß hinaus, bis schließlich wahre Eisbomben von zehn, zwanzig, dreißig Pfund Gewicht herniederstürzten und eine unbeschreibliche Verwüstung des ganzen Landstriches anrichteten. Die größten Eisblöcke, welche man nach der Katastrophe auffand, sollen ein Gewicht von einem Zentner und mehr gehabt haben. Die Wissenschaft fragt angesichts eines derartigen Geschehens: Was ist dies und wie ist es zu erklären? Das menschliche Gemüt fragt jedoch: Was bedeutet es und wie kann ich mich vor solchen Möglichkeiten schützen? Sind solche Katastrophen etwa ein Zeichen für den krisenhaften Übergang eines Weltzeitalters in ein neues, von dem des Wassermanns in das der Fische? Wir überlassen es dem Temperament unserer Leser, sich auf die eine oder die andere Seite zu schlagen, hätten aber doch diese Ereignisse ungern denen unterschlagen, die von ihnen noch nichts vernommen haben.

Englisches. Man muß hin und wieder einmal in den großen englischen Tageszeitungen die Spalten durchsehen, welche Briefe der Leser an den Herausgeber enthalten. Stärker und deutlicher, als es lange Abhandlungen manchmal darzustellen vermögen, tritt da der englische Volkscharakter in Erscheinung mit seinem nüchternen, unaufdringlichen Humor, seinem common sense, seiner natürlichen Traditionsgebundenheit und seinem oft so absonderlichen Spleen. Aber lassen wir einige Beispiele für sich reden.

Durch einige Nummern der „Times“ zieht sich eine theologisch-philologische Disputation, in deren Verlauf ein Leser — höherer Beamter — den vor kurzem heilig gesprochenen Thomas More mit folgender Wendung erwähnt: „. . . Sir (now St.) Thomas More . . .“ Gibt es eine Form der Kritik, die sich unscheinbarer, aus verschmitzteren Augen blinzelnd, distanzierter und sicherer geben kann?

Aber dann sind da auch mehr unverhüllte, biedere Dinge. Ein großer Teil des englischen Volkes hat schon jetzt kaum etwas anderes in Kopf und Herzen als die „coronation“, die Krönung König Eduards VIII. Und so werden denn allerhand Vorschläge an die Zeitungen geschickt. Unter der Überschrift „Coronation Hats“ — „Krönungshüte“ — schlägt ein Leser vor, die Zeitungen mögen sich doch rechtzeitig mit der ganzen Macht ihrer Propaganda darauf einstellen, die weibliche Hutmode des kommenden Frühjahrs mit zu beeinflussen, so natürlich, daß man nur flache Hüte tragen dürfe, von denen außerdem alle sichtsperrenden Federn, Schleifen oder sonstigen Extravaganzen verbannt sein müßten. Und in ähnlicher Richtung gehen

die Gedanken und Pläne eines offenbar mit großem Organisationstalent ausgestatteten alten Herrn, welcher mitteilt, daß er seit dem diamantenen Jubiläum der Queen (1897) nur wenige königliche Prachtaufzüge versäumt habe und sich darum berechtigt fühle, auch ein Wort bei den Vorbereitungen mitzureden. Seine Sorge gilt dem „struggle on the pavement", dem Kampf auf dem Pflaster, zu dem unnötigerweise alle verurteilt sind, die nicht über bevorzugte und von vornherein gesicherte Plätze verfügen. Aber, das sei seine Überzeugung, der Presse, dem Radio, der Post müsse es durch umfassende Propaganda gelingen, diesem großen „Pflasterpublikum" klarzumachen, daß mit ein wenig Nachdenken und mit gutem Willen jedermann in die Lage kommen kann, so bequem wie nur irgend möglich zu sehen. Er, der Verfasser des Briefes, habe sich bei allen Aufzügen bemüht, in den oft sehr langen Wartezeiten, in denen nichts zu sehen war, freundschaftliche Beziehungen zwischen seinen unmittelbaren Nachbarn innerhalb der harrenden Menge herzustellen. „Von freundlichen Beziehungen zu unmittelbarer Beeinflussung ist nur ein kurzer Schritt, und das Resultat war, daß meine Nachbarn sich bereit fanden, unseren Ausschnitt aus der Menge im Umkreis von einigen Yards so zu arrangieren, daß vorn die Kleinen und hinten die Großen standen. Auf diese Weise war es jedem möglich, ohne sich den Hals zu verrenken und die Glieder zu verbiegen, höchst bequem zu sehen." — Könnte man eigentlich diesen einfachen Gedanken, dem freilich eine sehr klare pädagogische Überzeugung zugrunde liegt, für ähnliche Gelegenheiten nicht auch übernehmen?

Zum Schluß lesen wir noch mit stillem Vergnügen den Brief einer Hausfrau, die allen Freunden und Bekannten mitteilt, daß ihre Köchin 82 Jahre alt geworden sei und von diesen 82 Jahren 75 in ihrem Hause wie in dem ihrer Eltern verbracht habe; ihre Kuchen, durch die sie sich einen Ruf in ihrer Bekanntschaft erworben habe, fielen aber heute noch genau so gut aus wie vor 30 Jahren. — Ähnliche Mitteilungen sind wohl hier und da auch in der deutschen Presse zu finden, nur sind sie dann unpersönlicher, meist auch nur von den Redaktionen direkt mitgeteilt, während das Bestrickende dieser Benachrichtigung, welche nicht die einzige ihrer Art sein dürfte, doch wohl in der persönlichen Direktheit liegt, mit der hier anscheinend unwichtige Dinge einer großen Öffentlichkeit unterbreitet werden.

Wissenschaft in Rekonvaleszenz. Wissenschaftliche Kongresse sind selten dazu geeignet, ihre Besucher mit umfangreichen neuen Erkenntnissen nach Hause zu schicken. Das eigentlich Wissenschaftliche kann schlechterdings auf ihnen nur eine präsentierende, nicht aber marschierende Stellung einnehmen. Vorträge und Diskussionen sind schon rein äußerlich zu kurz und improvisatorisch, als daß sich in ihnen der ausgebreitete objektive Geist der eigentlichen wissenschaftlichen Forschung einfangen ließe. Trotzdem braucht es aber nicht nur ein äußerlicher Zauber oder gar Rummel zu sein, der die Gelehrten und Amateure dieser oder jener Disziplin von Zeit zu Zeit zu solchen Tagungen zusammentrommelt. Die beiden großen deutschen Kongresse des Septembers, der Dresdner Ärzte- und der Berliner Philosophenkongreß, haben vielmehr recht deutlich gezeigt, daß, wenn auch vielleicht nicht die Einzelheiten, so doch die Prinzipien des wissenschaftlichen Forschens auf solchen Tagungen gewissermaßen

ihre Marschrichtung korrigieren können. Auch dies ist etwas Atmosphärisches, subjektive Einflüsse von Mensch zu Mensch, von Gruppen auf ihre Einzelnen, vom lebendigen Gemeinschaftsgeist zum individuellen Geist. Es kann aber unbeschadet aller vielleicht fehlenden Erkenntnisbereicherung hierin eine Lebensbereicherung liegen, die dann ihrerseits wiederum dem Forschungstriebe des Einzelnen, wenn der Kongreß sich verlaufen hat, zugute kommt. Jene beiden genannten Tagungen haben nun gerade in dieser Richtung erfreuliche Früchte gezeitigt. Ein bedeutender französischer Germanist, der der Berliner Philosophentagung mit dem Thema „Seele und Geist" beiwohnte, äußerte hinterher gesprächsweise seine Überraschung und Freude darüber, daß auch im gegenwärtigen Deutschland eine solche geisteswissenschaftliche Tagung mit offenbar vollkommen freier Meinungsäußerung und lebendigen Diskussionsgegensätzen möglich sei. Die Dresdner Ärztetagung wird bei den ausländischen Besuchern besonders durch die reinigenden Ausführnngen der Sauerbruch-Rede sicherlich ähnliche Eindrücke hinterlassen haben. Und doch handelt es sich hierbei keineswegs um ein neues Bodengewinnen irgendeiner dunklen „Reaktion", sondern um einen Sieg oder besser eine Rekonvaleszenz der einen großen abendländischen Tradition der Wissenschaften. Geheimrat Sauerbruch war es, der diese begriffliche Scheidung zweier oft miteinander vermengten Schlagworte in aller Deutlichkeit vollzog, für die ärztliche Wissenschaft im besonderen, bei dem Gewicht seiner Stimme aber auch für die Wissenschaften im allgemeinen.

Auf der Berliner Philosophentagung kam es zwar nicht zu so sichtbarer Frontenklärung, und doch enthielt bereits das Thema dieses Kongresses im Grunde die gleiche Spannung zwischen wissenschaftlicher Tradition auf der einen Seite, Anarchie und Willkür auf der anderen Seite. Die Tagung setzte sich äußerlich gesehen im wesentlichen mit dem nicht erschienenen Ludwig Klages und seiner Seelenlehre auseinander. Gemeint war jedoch nicht nur der eine, vielleicht besonders interessante Fall, sondern überhaupt eine Geistesrichtung, die in einem offenbaren logischen Zirkel die Selbstaufhebung des Geistes und damit der Wissenschaft nachsucht. Eine Geistesrichtung, welche nicht nur ihre „Widerlegung" in den Vorträgen Sprangers, Heimsoeths, Rothackers und zahlreicher Diskussionsreferenten erfuhr, sondern darüber hinaus ihre lebendige seelische Ablehnung der überwältigenden Majorität der Tagungsbesucher. Hierfür sprach am lautesten das Echo, welches der letzte Diskussionsredner, der Wiener Hans Eibl, errang, mit seiner Umkehrung des ursprünglichen Tagungsproblems: „Geist, ein Widersacher der Seele?" in die These „Bios und Seele ein möglicher Widersacher des Geistes und der Kultur", mit dem Hinweise auf das Beispiel des Bolschewismus. So wurde denn auch das Ergebnis dieser vom Auslande stark beschickten Tagung eine Bekräftigung des ewig-deutschen Geistes der Wahrheitsliebe, Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit.

Technik zahlt Zinsen. Der Standpunkt eines „l'art pour l'art" in der Kunst hat heute sehr an Kredit verloren. Der parallele Standpunkt des „scienza pro scienza" in der Wissenschaft hat sich jedoch in allen Angriffen, welche auch er mehr von technischer und pragmatischer als kulturpolitischer Seite gefunden hat, während der letzten Jahre überall in der Welt eher gefestigt als problematisch gemacht.

Unsere vorgeschrittene Technik fühlt heute ganz genau, wie unlöslich sie mit ihrer Nabelschnur dem Mutterleibe der reinen Wissenschaft verbunden ist. Um so erfreulicher, wenn man dann einmal auch das Umgekehrte von dem hört, was sonst immer die Regel ist: daß nämlich nicht immer bloß die Wissenschaft den Fortschritt der Technik befördert, sondern bisweilen auch die Technik den Fortschritt einer reinen, zweckfreien Wissenschaft betreiben kann. So sind in der jüngsten Zeit die Fliegerei einerseits, die Archäologie andererseits eine sehr interessante und bereits recht fruchtbare Ehe miteinander eingegangen. Zuerst englische und danach französische Archäologen haben das Flugbild in den Dienst ihrer Ausgrabungs- und Ortungsforschungen gestellt. Das hat folgenden Zusammenhang: Betrachtet man das Vegetationsbild eines Landstriches aus größerer Höhe, so werden oftmals geologische und hydrologische Strukturen sichtbar, die dem Blick des Erdbeobachters selber in der Regel entgehen. Unterirdische Wasseradern z. B. können ihren Verlauf für einen Beobachter aus der Vogelschau dadurch deutlich verraten, daß über ihnen der Pflanzenwuchs einer Wiese oder eines Getreidefeldes kräftiger ausfällt als auf den Nachbarstellen. Genau so verhält es sich nun mit solchen Landstrichen, die ein Ruinenfeld überdecken.

Vor einigen Jahren machte ein junger archäologischer Konsulent der englischen Fliegerarmee, Osbert Crawford, bei einem Fluge in der Nähe von Caister (Norwich) eine aufsehenerregende Entdeckung. Er sah aus großer Höhe auf ein Getreidefeld hinab, durch welches sich ein vollkommen planmäßiges Netz von Wuchslinien zog. Es war kein Zweifel, daß man es hier nicht mit einem Zufall, sondern mit einem bisher nicht gedeuteten Zeichen zu tun hatte. Die Vegetationslinien verrieten bis in viele Einzelheiten die unter der Erdoberfläche steckenden Überreste einer keltisch-römischen Siedlung, welche dann auch mit dem alten Venta Icenorum identifiziert werden konnte. Seit dieser Entdeckung ist aus dem einmaligen glücklichen Funde nun eine fruchtbare Forschungsmethode entwickelt worden, welche in den letzten Jahren insbesondere von französischen Forschern mit großem Erfolge im Mandatsgebiet Syrien angewandt wurde. An erster Stelle ist hier der Name des Paters Poidebard zu nennen, der seine Forschungsergebnisse unlängst veröffentlicht hat. Wüstengebiete, deren archäologische Durchforschung mit den alten Grab- und Suchmethoden ungeheure Mittel und Anstrengungen erfordert hätte, konnten mit Hilfe von Flugbildern, die während einer kurzen Regen- und Vegetationsperiode aufgenommen wurden, verblüffend einfach diagnostiziert werden. Es gelang den französischen Forschern auf diese Weise, eine ziemlich genaue Karte der alten Strata Diocletiana mit ihren Unterständen, Kastellen und Wachttürmen zu entwerfen. Allemal dort, wo der Wüstensand Mauerzüge überdeckte, bildeten sich Wuchslinien von spärlicherer Vegetation heraus, die allerdings eben nur aus größerer Höhe sichtbar werden. Aber nicht nur die Diagnose, sondern auch die Ausgrabung selber ist hierdurch erleichtert und verbilligt worden, fällt doch jegliches Probieren und Suchen fort und kann man doch nunmehr schon von vornherein einen ungefähren Kosten- und Arbeitsplan für die betreffende Ausgrabung entwerfen. Kurz: die archäologische Forschung ist durch die Hilfe des Flugbildes überall dort, wo es angewandt werden kann, ruckartig gefördert worden.

KURT KLUGE

Das Flügelhaus

Roman

1. Schatten

In der Eingangshalle der Kunstakademie vollzog sich seit ein paar Wochen jeden Vormittag um zehn Uhr ein bemerkenswerter Auftritt. Am großen Mittelportal, das wegen des kalten Zugwindes in der schlechten Jahreszeit verschlossen war, erschien Herr Kortüm. Der Pförtner eilte mit dem Schlüssel herbei, öffnete das Portal, Herr Kortüm trat ein, der Pförtner schloß ab, und während Herr Kortüm durch die große Halle wandelte, begab sich der Pförtner wieder auf seinen Posten an der kleinen Pforte, durch welche die gewöhnlichen Besucher der Akademie hereingelassen wurden. Nicht jeden, der zufällig gleichzeitig mit Herrn Kortüm Einlaß begehrte, freute diese Anwendung zweier verschiedener Maßstäbe zwischen Türen und Menschen. Als sich jedoch die Ursache dieses Vorganges herumgesprochen hatte, ließ man es trotz der anderslautenden Vorschriften dabei bewenden, denn in dem Bauwerk hausten ja lediglich künstlerisch veranlagte Menschen, denen der Sinn für Proportion bekanntlich eingeboren ist.

Der allererste Eintritt durch das große Portal fiel natürlich auch Herrn Kortüm nicht leicht. An Hand des Stadtplanes ging er vom Gasthof nach der Akademie, wohin ihn Professor Holdermann bestellt hatte. Herr Kortüm wollte sich malen lassen. Seit langen Jahren saß nun dieser Mann aus Hamburg im Thüringer Walde oben und betrieb seine einsame Gastwirtschaft. Die Fahrstraße zum Schottenhaus war nicht besser geworden, die Thüringer Sprache verstand Herr Kortüm immer noch mangelhaft, und der knappe Hamburger Tonfall wiederum kränkte die Thüringer, die sich denn angelegen sein ließen, alle die vielen seltsamen Erlebnisse des Herrn Kortüm unverkürzt und ungemildert weiter zu erzählen. Jene festliche Theateraufführung des Dichters Wingen auf Kortüms Schottenhaus war in gleich frischer Erinnerung wie Herrn Kortüms ungedeckte Zuschüsse — nur des reichlichen eigenen Verdienstes bei diesem Spiel gedachten die Nachbarn nicht mehr ganz so genau. Von Kortüms Museum wußte man dies und das, seine silberne Windfahne glänzte auf dem Dach des Schottenhauses hoch über der Gegend als ein täglich neues Ärgernis in alter Frische, und von Kortüms Erlebnissen in der Gruft von Sankt Marien zu Kranichstedt, wo er mit seinem Freund August Monich einen ehrwürdigen Sarkophag in Brand gesetzt haben sollte, gingen merkwürdige Gerüchte um. Bis auf den jungen Besenröder Schulmeister Klaus Schart, der jetzt leider in Hörschel saß, am anderen Ende Thüringens, wohnten die alten Gefährten Kortüms noch am Fuße des Schottenhügels. Auch seine Freundin, die große Schauspielerin Konstanze Schröter, beehrte das stille Gasthaus von Zeit zu Zeit mit ihrer schönen Gegenwart — kurz, Kortüm lebte, er lebte so kräftig wie je: jetzt hielt er es sogar für angebracht, sein Porträt malen zu lassen..

Der Weg vom Gasthof nach der Akademie war Herrn Kortüm unbekannt, da er bisher wohl mit den theatralischen, nicht aber mit den bildenden Künsten in Berührung geraten war — jenen Sarkophag seines Vorfahren Torstenson abgerechnet. Nun lag das ansehnliche Gebäude mit den vielen großen Glasfenstern vor ihm. Herr Kortüm besaß ein natürliches Empfinden für die Gesetze der Architektur: genau wie es der Baumeister der Akademie durch geistvolle Linienführung berechnet hatte, führte dieser Zug der Linien Herrn Kortüm auf die Mitte der ausgedehnten Baulichkeit zu. Er stand vor dem Hauptportal.

Nun kam aber Herr Kortüm vom Lande. Er wußte nicht, daß solche großangelegten Portale und Freitreppen zwar das Auge erquicken, jedoch in der Regel nicht gangbar sind, und daß ein Mann, der wirklich hinter die städtischen Fassaden gelangen will, sich besser gleich ein Schlupfloch an der Rückseite sucht.

An Umwege aber hat Herr Kortüm sein Lebtag nicht gedacht. Er klopfte mit dem Fingerring scharf an die ungeheure geschliffene Glasscheibe des verschlossenen Hauptportals. Der Pförtner wies mit kurzer Handbewegung auf die kleine Nebentür. Herr Kortüm blickte wie gewöhnlich geradeaus, bemerkte weder Wink noch Seiteneingang und klopfte abermals und zwar ein wenig härter. Der Pförtner beschrieb mit beiden Armen eine heftige Kreisbewegung um seinen Oberkörper, doch nur mit dem Erfolg, daß Herr Kortüm ein drittes Mal klopfte. Jetzt duckte sich der Pförtner unter Anspannung aller seiner Muskeln zusammen und beschrieb mit geballten Fäusten diese Kreisbewegung nochmals und derart, daß er sich fast die Ärmel aus der Jacke riß.

„Anderscht rum!" schrie er dazu.

Die Riesentür war vortrefflich gebaut. Kein Ton drang heraus. Herr Kortüm rührte sich nicht von der Stelle, und der Pförtner wurde beim Anblick dieses Herrn nun doch etwas unruhig — sollte der etwa befugt sein, Haupteingänge zu durchschreiten? Fast schien es so. Gelassen stand Herr Kortüm vor der Mitte des Portals. Es paßte ihm wie Maßarbeit.

„Mr kann nich wissen", sagte der Pförtner, holte den großen Schlüssel aus dem Tischkasten und öffnete.

Herr Kortüm trat ein, entnahm seiner Brusttasche eine fremdartig lange Zigarre von feinem Äußeren, brannte sie sorgfältig an und fragte, ohne den Pförtner anzusehen: „Herr Professor Holdermann?"

Bereitwillig erhielt er eine genaue Beschreibung des Weges, der ungemein schwierig zu finden war, da er sich durch ein nach rein künstlerischen Gesichtspunkten geschaffenes Bauwerk hinzog, in dem es mehr auf Schönheit als auf Klarheit ankommt.

Der Pförtner sah gedankenvoll dem wehenden Rauchring nach, den Kortüms Zigarre in der Halle hinterlassen hatte: „Wenn eener nischt sieht, sieht er entweder nischt oder er braucht nischt zu sehn" — in beiden Fällen würde der Pförtner dem Herrn auch weiterhin am Hauptportal behilflich sein müssen, obgleich die Verordnung hinsichtlich des Türengebrauches ihren guten Grund hatte. Wenn der Februarwind bösartig war, entstand ein unzuträglicher Gegenzug. Da stand in der Mittelhalle ein Mann, der nichts von Herrn Kortüm, seinem klopfenden Fingerring und seiner Statur wußte. Als das Hauptportal aufging, zog er die Schultern hoch und sagte:

„Nanu?“ Am Ende des großen Ganges stand ein anderer, der sogleich die Mütze ins Genick rückte, weil er im Gegenzug Nackenschmerzen bekam. Ein dritter, der eben nachdenklich am Treppengeländer lehnte, verließ sogleich diesen unfreundlichen Ort, um seine Beschäftigung an einer passenderen Stelle fortzusetzen. Dem fünften aber, der dienstlich einen Stoß Zeichnungen auf seinen Armen durch die Halle trug, wehten die Blätter ins Gesicht — kurz, es geschah, daß mit dem jedesmaligen Eintritt des Herrn Kortüm in die Akademie der bildenden Künste ein Windstoß durch das feierlich stille Gebäude fuhr. Nach einer Woche bereits — Holdermann hatte eben die Untermalung des Kortümporträts beendet — sagten die Insassen, wenn die Zeichenblätter wehten, die Türen und Fenster klappten und die auf offenem Gang in Nachdenken oder Zwiesprache Versunkenen ihre Rockkragen hochklappen mußten: „Herr Kortüm kommt.“ Wie in Besenroda, in Esperstedt und an den anderen Orten seiner Wirksamkeit, so brachte auch hier Herrn Kortüms bloße Erscheinung, ganz ohne seine Absicht oder Schuld, Gegenzug über ruheliebende Leute. Aber — Herr Kortüm stand vor Holdermanns Maleraugen, und darauf kam es diesen beiden Herren, darauf allein kommt es auch der Nachwelt an, die einst das Bildnis Kortüms von uns Zeitgenossen fordern wird, damit sie zu erkennen vermag, wer wir gewesen sind.

Die Malerei ging nicht völlig glatt vonstatten. Schon vor Beginn der eigentlichen künstlerischen Arbeit waren manche Schwierigkeiten zu überwinden. Herr Kortüm nämlich mußte einen kleinen fahrbaren Sockel besteigen. Holdermann schob dieses Podium im Atelier hin und her, um die beste Beleuchtung ausfindig zu machen. Da Herr Kortüm jedoch nicht schwindelfrei war, beunruhigte ihn diese unerwartete und wendungsreiche Fahrt nach dem Licht. Er hatte nicht bedacht, daß der Mensch auf der Suche nach seiner günstigsten Beleuchtung manchmal ins Schwanken kommt und alle Mühe hat, auf den Beinen zu bleiben.

Endlich war das Licht recht. Holdermann wies auf den geschnitzten Sessel, der auf dem Podium stand, und sagte: „Setzen Sie sich, Herr Kortüm.“

Herr Kortüm sah den Stuhl an, setzte sich, sagte: „Nein“ und stand wieder auf.

Keine Gründe des Malers konnten ihn zum Hinsetzen bewegen. Schließlich erläuterte er dem ärgerlich werdenden Professor, warum an Setzen nicht zu denken sei: „Im Sitzen, Meister, ist mein Gesichtsausdruck zu verbindlich. Ich weiß das von Lichtbildern. Nur im Notfalle sitze ich. Bedenken Sie, ich stehe einem großen und immer größer werdenden Hauswesen vor. Ganz abgesehen von meinem Museum, meiner Quelle, meinem Freitagstisch und vielem anderen — meine Gaststätte belebt sich dank der Empfehlung der großen Konstanze Schröter, der Schauspielerin, meiner Freundin. Es nimmt sich auf, wohin ich blicke. Ich vergrößere, ich baue: jeder will etwas von mir. Aber ich kann nicht überall zugleich sein. Sehen Sie, Meister, deshalb muß ich mich malen lassen. Das Bildnis kommt in die große Halle, über den Kamin. So ist denn mein Bild anwesend, wenn ich körperlich verhindert bin. Natürlich erfüllt das Bild nur dann seinen Zweck, wenn ich ernste, durchdringende und einschüchternde Züge trage. Ich habe anfangs an Plastik gedacht. Aber eine Büste von mir, in Marmor etwa“ — Herr Kortüm zuckte die Achseln, — „nein, nein, Meister, man wirkt in Marmor doch ausgesprochen abwesend. Für mich kommt nur die Malkunst in Frage.“

Holdermann war bei diesem Vortrag über Sinn und Unterschied der Künste ganz tiefsinnig geworden. Er hatte doch allerlei Erfahrung, aber zum Zweck der Einschüchterung hatte sich noch niemand bei ihm malen lassen: Bei Gott, dachte er, die Kunst ist groß! Ich bin alt und erblicke immer neue sinnreiche Aufgaben und Absichten.

Herr Kortüm aber stellte das rechte Bein vor, stützte die linke Hand auf die Hüfte und nahm in die Rechte eine Papierrolle. Holdermann schüttelte trotz allen Verständnisses für den Zweck des Porträts den Kopf: „So stellt sich vielleicht ein General hin, nach der Schlacht —"

Herr Kortüm legte den Kopf noch etwas mehr zurück und blickte weit über Holdermann weg in die Ferne —

„— oder ein türkischer Großherr", fügte der Maler ärgerlich hinzu.

Herr Kortüm lächelte: „Meister, malen Sie."

*

Das Malen fing so an, wie sich Herr Kortüm diese Arbeit vorgestellt hatte. Der Künstler blickte ihm scharf ins Gesicht oder auf die Hände, die Weste, die Stiefel, musterte auch gelegentlich das Kortümganze und zeichnete alles, was er sah, mit einem Stück Kohle auf die mannshohe Leinwand. In der dritten Sitzung wirkte Holdermann zwar bereits mit Pinseln und Farben, aber die Art des Arbeitens fand nicht den Beifall des Objektes. Wenn Herr Kortüm das Atelier betrat, stand Holdermann bereits vor dem Bild, malte — Herr Kortüm bestieg das Podium, nahm die Papierrolle, sandte seinen Blick ins Weite — Holdermann malte, blieb mit dem Rücken zum Podium stehen, malte, sah Herrn Kortüm mit keinem Blick an, malte . . .

Teufel auch, was malt der Kerl, wenn er mich nicht sieht? fragte sich Herr Kortüm. Er hustete zunächst einmal. Holdermann malte. Herr Kortüm knarrte mit den Stiefeln, wiegte sich auf den quietschenden Podiumbrettern — nichts half.

„Meister —"

Schweigen.

„Meister, ich stehe hier."

Holdermann hörte auf zu pinseln, fuhr mit zwei Fingern über die Stirn, besann sich — hat der Mann geschlafen? dachte Kortüm. Aber der Professor legte niedergeschlagen die Palette hin:

„Warum stören Sie mich . . ."

„Ich wollte nur aufmerksam machen: vor der Wand da drüben, die Sie öfter so scharf ins Auge fassen, befinde ich mich gar nicht."

„Ach, Wand! Drüben! Da! Nicht da!" — Holdermann schlug sich mit der Hand vor den Kopf — „H i e r drin ist die Malerei!"

Herr Kortüm zog die Augenbrauen hoch und wies auf das Leinwandbildnis: „Ich bin doch erst eine Untermalung."

„Wenn man sich nach Ihnen richtete, würden Sie Ihr Leblang eine Untermalung bleiben!" rief der Professor. „Was wissen Sie von meinen Methoden! Sie gehören zu den Objekten mit Neigung zur Verkrampfung. Solche Objekte muß man erst sich windelweich stehen lassen! Wenn Sie beinah umfallen, dann werden Sie natürlich!

Die dazu nötige Zeit nutze ich aus, um die geistigen Züge, die ich bei der vorigen Sitzung wahrgenommen habe, aus der die Wahrnehmungen läuternden Erinnerung zu malen!"

„Ah", sagte Herr Kortüm. Daß er erst in halbtotem Zustande natürlich sein sollte, das kränkte ihn. Daß er sich aber nach wenigen Sitzungen bereits in die Erinnerung eines namhaften Meisters eingeprägt hatte, das wiederum behagte ihm. Er gab sich denn auch alle Mühe, recht wirkungsvoll dazustehen, und Holdermann konnte von vorn anfangen, Herrn Kortüm zu ermüden. Er versuchte es mit Gesprächen und ging, was er sonst beim Malen hartnäckig vermied, auf die Ideen seines Objektes ein.

„Meister, mir scheint, das Bild wird etwas dunkel."

„Ich bin jetzt bei der Anlage der Schatten."

„Bringen Sie nicht sehr viel Schatten in mein Bild? Leute, die mich kennen, sagen —"

Holdermann unterbrach ihn kurz: „In jedem Gemälde nimmt der Schatten bekanntlich den weitaus größeren Raum ein. Licht sitzt nur hie und da."

„Sie bringen also vorwiegend Schatten hervor", sagte Herr Kortüm nachdenklich. „Hm ... Wie verschieden sind die Berufe, Meister! Ich als ein guter Gastwirt habe nur Licht und Heiterkeit zu verbreiten."

Holdermann schüttelte unwirsch den Kopf: „Beim künstlerischen Schaffen kommt es nicht auf Heiterkeit an, sondern auf Wahrheit. Ich fange das Leben mit Hilfe von Farbe ein. Das Licht aber, Herr Kortüm, stumpft die Farbe ab. In den Halbtönen und Schatten gedeiht sie am sattesten."

Herr Kortüm geriet in immer tieferes Nachdenken über die Beziehung von Schatten und Sattsein. Seine Haltung wurde dabei immer gelöster und natürlicher. Jetzt hatte ihn der Professor endlich wieder malreif. Er konnte einfach malen, was er sah. Herr Kortüm war von sich abgelenkt. Und er blieb es eine gute Weile, denn allerlei seltsame Geräusche im Vorraum, den ein Vorhang vom Atelier trennte, sorgten dafür, daß er sobald nicht wieder zu sich kam. Die Eingangstür klappte. Leichte Schritte gingen hin und her. Bruchstücke einer Melodie erklangen, zierlich und leise, unverkennbar in Sopran. Holdermann malte und merkte nichts. Aber Herr Kortüm wunderte sich sehr über die zunehmend gefährlicher werdenden Geräusche. Da schienen Druckknöpfe gleich reihenweise aufgeknipst zu werden. Eine Schnalle schnappte. Ein Schuh fiel hin, ohne Zweifel ein leichter Schuh. Und jetzt — bei Gott, das klingt so, als wenn nackte Füße tappen, leichte Füße ...

Herr Kortüm hatte die Augenbrauen ganz hochgezogen, den Mund gespitzt. Er hielt das linke Ohr ein wenig schief. Holdermann malte wie ein Besessener: das Objekt war hinreißend lebensvoll —

da klirrten die Vorhangringe, eine weiße Hand zeigte sich, der Vorhang ging auseinander, und in die Werkstatt trat ein Mädchen, in einen herrlichen apfelgrünen Schal gewickelt, der sich in glänzenden Falten an ihren Körper schmiegte. Daß er sich an nichts sonst als den Körper schmiegte, stand außer jeder Frage, denn der apfelgrüne Schal reichte durchaus nicht bis zu den Knöcheln —

ein Unglück, ein Versehen in der Türnummer wahrscheinlich — Herr Kortüm, ritterlich wie er war, rührte sich nicht, als ob ihn die fremde Dame etwa für ein

Kleidergestell halten sollte, für etwas Lebloses jedenfalls. Aber die Dame schien sich gar keine Gedanken zu machen, ob das Ding auf dem Podium da oben lebendig war oder nicht. Sie sah nur einen Augenblick überrascht auf und kam dann ruhig weiter in das Atelier herein, als ob sie hier zu Hause wäre. Hilfesuchend blickte Herr Kortüm zu Holdermann hin. Der Maler jedoch hielt mit der Linken seine Leinwand gepackt wie ein Wilder, malte mit zusammengebissenen Zähnen, sah nichts als das Bild und hörte offenbar überhaupt nichts. Dabei kam die Dame immer näher — Allmächtiger, sie kommt auf mein Podium, dachte Herr Kortüm, und das Podium gerät ins Rollen, wenn man es berührt, und ich komme ins Schwanken, wenn es rollt — was tut man überhaupt in einem solchen Fall — stellt man sich vor? — ich werde — etwas nach links werde ich rücken — damit sie Platz hat ... nein — sie ging am Podium vorüber, summte gleichmütig die Melodie mit geschlossenen Lippen. Sie setzte sich in einen Sessel am Fenster und fing an, mit dem Eichhörnchen zu spielen, das dort in seinem Käfig saß. Sie öffnete das Gitter. Das Tier schien sie zu kennen, beschnupperte zutraulich ihre Hand. Volles Sonnenlicht fiel auf die Gruppe. Herr Kortüm war bezaubert. Rühren durfte er sich nicht, nur die Augen konnte er drehen, und seine Augäpfel verdrehte er, bis sie schmerzten. Ihr schwarzes Haar glänzte seidig im Gegenlicht. Sie neckte das Eichhörnchen mit einem Pinselstiel. Das Tier fauchte, krallte sich in ihre Knie, sie lachte lautlos ...

„Mein Gott!" rief plötzlich Holdermann — Kortüms Blick schweifte rasch wieder ins Nichts — „Was machen Sie denn für Augen!"

„Hm", sprach Herr Kortüm, „die Anstrengung, Meister. Wir haben heute lange gearbeitet."

Der Maler sah nach der Uhr: „Ist das möglich?! Für heute habe ich genug. Gehn Sie nach Hause, Kitty. Morgen um dieselbe Zeit."

Kitty nickte, ohne die Augen von dem Eichhörnchen zu wenden. Spielend, neckend sperrte sie es wieder in den Käfig, gab ihm aus dem Futterkasten eine Haselnuß, lachte, stand auf und schritt an Herrn Kortüm vorbei zum Vorhang, wie sie gekommen war: seidig, apfelgrün und leuchtend.

Während Holdermann die Pinsel auswusch, saß Herr Kortüm nachdenklich in dem geschnitzten Sessel, der ihm nach seiner Meinung den Gesichtsausdruck zu sehr milderte. In brummendem Baß mühte er sich die Melodie wiederzufinden, die das Mädchen gesummt hatte. Aber Herr Kortüm war ganz unmusikalisch. Deshalb versuchte er diese apfelgrüne Melodie von einer anderen Seite in Angriff zu nehmen:

„Meister", sprach er.

„Hm?" — Holdermann rieb seine Pinsel behaglich im Seifenschaum der hohlen Hand.

„Meinen Sie nicht auch, man sollte jetzt einen kleinen Schluck Rotwein zu sich nehmen?"

Der Maler hörte auf zu reiben, besah den Schaumberg in seiner Hand, blies hinein — Flöckchen um Flöckchen hob sich, schwebte, wehte weiß, schimmernd durch die in Dämmerung sinkende hohe Werkstatt.

„Ein Gedanke", sagte Holdermann vor sich hin, „allerdings wollte meine Frau gerade heute abend — hm — Herr Kortüm: gehen wir!"

Einträchtig gingen sie dahin. Zufrieden nahmen sie Platz am runden Tisch bei Fuß. Behaglich tranken sie nach den Mühen des Tages Schluck um Schluck. Und als der gewölbte Boden der Flasche apfelgrün schimmernd wie eine Insel aus dem Weinrest auftauchte, begann Herr Kortüm: „Jene Dame — malen Sie die auch?"

„Welche Dame?"

„Sie nannten sie Kitty, Meister."

Holdermann lachte: „Dame, na. Aber ich male sie. Freilich."

Herr Kortüm legte die Hand auf Holdermanns Arm: „Doch gewiß nicht so schattig?"

„Wie Ihr Bild? Nein, Herr Kortüm. Kitty hat keinen schwarzen Rock an."

„Mehr apfelgrün?"

„Weniger, Verehrter: das Bild heißt ‚Diana im Bade'."

„Ahh! Also nur Licht!"

„Im Gegenteil. Nur Farbe. Mit Licht ist da wenig zu machen. Ich sagte Ihnen ja schon: Halbtöne sind hier am Platze."

Herr Kortüm schenkte sich den Rest der Flasche ein, trank ihn aus und sprach: „Das gefällt mir nicht, Meister. Bei ihr" — er machte eine Handbewegung wie die Kapellmeister, wenn sie die Celli in Crescendo gehen lassen — „bei ihr ist es eine gebieterische Pflicht des Künstlers, ein tief farbiges Licht zu erfinden. Jenes Licht, das am späten Abend des siebenten Schöpfungstages über dem Paradiese des Herrn unterging" — Herr Kortüm lehnte sich weit zurück — „ihre Schönheit muß wie ein Ruf klingen aus jener denkwürdigen Nacht, in der die Liebe auf Erden begann."

Holdermann wiegte lächelnd den Kopf: „Was ihren Ruf angeht . . ." — Herr Kortüm sah ihn groß an — „Kittys Ruf meine ich, Lieber. Nicht Evas Ruf. Also Kittys Ruf: zu dem passen die Halbtöne besser."

Herr Kortüm stieß die leere Flasche so gewaltig auf den Tisch, daß der Weinwirt Fuß nach einer neuen lief: „Meister!" rief Kortüm.

„Ihr Ruf ist nämlich schlecht —" fuhr Holdermann gelassen fort.

„Meister!!" — Herr Kortüm stand auf. Eben kam Fuß mit der Flasche. Holdermann schenkte sich ein und vollendete seinen Satz: „— sauschlecht ist er." Verstört guckte Fuß die Flasche an.

„Schämen Sie sich", sprach Herr Kortüm dumpf.

Fuß roch in den Flaschenhals: „Vielleicht schmeckt er bloß nach Korken?" Aber schon sprach Herr Kortüm weiter: „Ich kenne die Frauen. Ich sehe sie an und weiß, von wannen sie kommen und wohin sie gehen!"

Holdermann zuckte die Achseln: „Je, wenn Sie's besser wissen . . ." und der Weinwirt Fuß atmete auf: „Ach so, Sie reden bloß von ä Mächen."

„Von einer Dame", sprach Herr Kortüm verweisend.

„Deren Vorname Kitty ist", nickte der Maler, kniff ein Auge zu und sah Herrn Kortüm an: „Wissen Sie was? Wenn Sie Kittys Ruf kränkt — verschaffen Sie ihr doch einen anderen."

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Professor, ich werde das meinige tun. Wenn ich die junge Dame im Geiste mit dem Eichhörnchen spielen sehe . . . wie das Tierchen

zutraulich auf ihrem Knie spielte — und wenn ich Sie nun so schmähen höre: ich weiß, was es heißt, wenn die Leute reden und nicht wissen, was sie reden —"

„Erlauben Sie —" begann Holdermann, aber er kam nicht weiter —

„Wenn sie verleumden, nachforschen, hinterm Rücken Delikte sammeln, verdächtigen, herabsetzen, rumhören, lügen, verdrehen, unterschieben, mit den Augen blinzeln, dem anderen ins Ohr sprechen, gehört und nichts gesagt haben wollen, andeuten, jemand mit dem Ellenbogen anstoßen, ihn leise auf die Fußzehe treten, anonyme Briefe schreiben, denunzieren —"

„Also, Herr Kortüm! . . ." rief der Maler.

„Alle Wetter" — — der Weinwirt staunte seinen Gast an.

„Unterbrechen Sie mich nicht immer, Herr Fuß", sprach Herr Kortüm. Er hatte gestanden. Jetzt nahm er wieder Platz. Keiner von den dreien sagte etwas. Aber das Mittel des Sitzens scheint wahrhaftig bei ihm anzuschlagen, dachte Holdermann. Kortüms Gesichtszüge wurden milder. Er lächelte, trank, nickte träumerisch: „Sie ist eine Dame . . ."

Der Maler betrachtete ihn neugierig: „Damen sind sie alle", sagte er. Eine Handbewegung hieß ihn schweigen. Herr Kortüm war noch nicht fertig: „Gerüchte sammeln, Bilder machen aus Straßenstaub" — er fuhr auf — „Du sollst dir von deinem Nächsten kein Bild machen aus Straßenstaub! Seht sie doch mit offenem Auge an: ein Blick sagt es — sie ist jemand. Gewiß, sie hat Schweres hinter sich. Sagen wir, hm . . . sie steht allein . . . ihre Lieben sind umgekommen . . . in Rußland . . ." plötzlich wandte er sich zu Fuß und sagte nahe an seinem Gesicht: „in sibirischen Graphitbergwerken, Herr Fuß!"

Der Wirt fuhr zurück: „Ich gloobe 's je ooch. Mr kennt je so ä Mächen ooch nich so genau. Mr heert bloß dies un mr heert das . . ."

„Und klatscht dann", sprach Herr Kortüm.

Holdermann ließ keine seiner Bewegungen und Mienen aus den Augen. Er war begeistert. Das ist ein Objekt! dachte er.

„Ihr klatscht", fuhr Herr Kortüm fort, „ja, und was tut sie?"

„Nu, was de Leite sin", begann Fuß auseinanderzusetzen, „die meen 'n . . ."

Er verstummte. Herr Kortüm hatte ihm nur schweigend ins Auge geblickt. Nun nickte er langsam mit dem Kopfe: „Ich will Ihnen sagen, was sie tut, Herr Fuß. Sie opfert sich für die bildenden Künste in der Welt."

„Opfert?!" rief Holdermann.

„Opfert. Sie läßt sich malen. Ich weiß, was das heißt."

Der Maler schlug mit der Hand auf den Tisch, aber Herr Kortüm ließ sich nun nicht mehr stören: „Sie lebt der Schönheit. Darum verdient sie auch ein Wohlergehen." Lächelnd blickte Kortüm aus halbgeschlossenen Augen in den Tabakdampf und begann nun einen Lebenslauf aus Rauch zu weben, über den Kitty nicht schlecht erschrocken wäre, wenn sie sich in dem wehenden Dunst erkannt hätte: „In einem apfelgrünen Gewande sehe ich sie dahingehen . . . einen Hochzeitszug sehe ich im Geiste . . ." Herr Kortüm verlobte sie, er verheiratete sie, gab ihr eine ansehnliche Verwandtschaft, ja, er log ihr, die doch wenig mehr als einen apfelgrünen Schal besaß, alles an, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut . . .

Holdermann hütete sich, diese Reden zu unterbrechen. Er sah sein Objekt in immer neuem Lichte. Wenn es dem Wirt zu bunt wurde und sein Mund zum Reden aufging, sagte der Maler: „Herr Kortüm weiß das." So geschah es, daß die gute Kitty im Laufe einer Nacht einen Lebenswandel bekam, den der Weinwirt Fuß nur mit Hochachtung betrachten konnte: „Wenn mr das heert, un wenn mr dann heert, was de Leite sagen . . ." Herr Kortüm hob den Zeigefinger und machte den Weinwirt, der so viele Menschen in der Stadt kannte, haftbar für die Verbreitung eines guten Leumundes zugunsten Kittys, des Modells. Er war unermüdlich im Erfinden. Herr Kortüm rächte sich in dieser Nacht am Klatsch.

Es war ihm ein Genuß, der Welt, die fortdauernd Böses log, einmal das Gute vorzulügen. Er wollte dem Schönen eine Gasse schlagen mitten durch die Wirklichkeit, und er ahnte nicht, welche bedauerlichen Folgen dieses hochherzige Unternehmen für ihn haben mußte. Denn die Sphären der Menschen sind unverschieblich. Herr Kortüm hätte sich hüten sollen, an dem goldenen Gestänge dieses Planetariums herumzubiegen.

„Also Licht, Meister!" rief er, als sie aufstanden von ihrem Tisch.

„Aber die Farbe, Herr Kortüm!"

„Licht ist mehr als Farbe."

*

Holdermann kam spät in dieser Nacht nach Hause. Seine Gattin richtete sich im Bett hoch: „Theodor!"

„Guten Morgen, Liebe."

„Was malst du denn jetzt eigentlich?!"

„Ach", sprach Holdermann versonnen und sah vor sich hin, als ob er nachdenken müßte, was er denn zur Zeit male: „Ich würde sagen: Schatten, wenn sie nicht so licht wären . . . ."

2. Mauerwerk

Am Rande der braunschwarzen Erdschale, aus der das Heilbornwasser quillt, steht tropfennaß ein krüpplig verwachsenes Eichenstämmchen, hier war die Stelle. Aber heute mochte Klaus Schart nicht hinknien, um eine Handvoll Wasser zu schöpfen und zu schlürfen. Die ganze Luft war ein schwebend graues Nebelwasser. Die kleine Eiche hier, dort die Quelle, der Nußbaum drüben: in dieser Richtung mußte sich der dunkle Bergriegel hinziehen, in dessen Mitte eine zartgelbe Lichtung und inmitten der Lichtung ein buntes Hauswürfelchen schimmerte — Nebel, unbeweglicher grauer Nebel. Klaus wühlte in seiner Rocktasche, brachte einen Kompaß hervor und drehte sich nach der zitternden Nadel. Nun war er sicher, daß seine Augen der unsichtbaren Lichtung zugewandt waren, von der am Ostersonnabend ein blitzender Strahl herübergespiegelt war bis zu diesem Bornhügel.

Nebel. Nichts konnte Klaus deutlich erkennen als nahe vor sich ein paar entlaubte Zweigstecken. An der Unterseite der glänzend braunen Stäbchen perlten Wasser-

tropfen. Und ein Teppichſtück verfilzten Graſes zu ſeinen Füßen ſah er noch. Unbewegte, naßſickernde Luft ſonſt.

Ich habe kein Glück, dachte Klaus. In Romanen geht einer in den Wald. Da kommt ein Mädchen zwiſchen den Bäumen heran. Wie heißt du? fragt der Mann. Henriette, ſagt ſie. Es kam aber kein Mädchen zwiſchen den Bäumen. Die Wirklichkeit war ganz anders. Da ſtanden die naſſen hölzernen Baumſäulen. Hier ſtand er. Und niemand ſonſt. Nebel noch, ja, und der liebe Gott vielleicht ... jung ſein iſt furchtbar ſchwer. Und jene Alten, die nie erwachſen werden, weil ſie irgend etwas von dem, was die Schildbürger das Glück nennen, am Jungſein verhindert hat, die ſagen zu der jugendlichen Not hehe, wenn ſie männlichen, hihi, wenn ſie weiblichen Geſchlechtes ſind, mehr wiſſen ſie nicht. Klaus Schart tat einen böſen Fluch und ſtampfte ins Gras.

Aber ganz vergeſſen und ſtehengelaſſen im Nebel iſt ſelten einer. Klaus fuhr hoch aus ſeinen Gedanken. Lärm ſchallte näherkommend aus dem Dunſt, Schreien, Lachen. Schattenhafte Geſtalten tauchten auf, wurden deutlicher, Getümmel um Klaus. „Hierbleiben!" rief er, „ihr ſollt euch ausruhen!" Seine Schuljungen benutzten die Wanderpauſe zu einem Räuberſpiel. „Ihr werdet ja klatſchnaß!" ſchrie Klaus hinter ihnen her. Der Nebel hatte den Schwarm verſchluckt. Gedämpft klangen die Stimmen aus dem Tannengrund herauf. Laß ſie, dachte der Schulmeiſter, ſo machen die Jungen auf ihre Art den verunglückten Ausflug lebendig. Bei einem Hügel führen alle Pfade zum Gipfel, der Sammelpunkt iſt nicht zu verfehlen. Und gerade dieſen Ausflug hatte er ſo gut vorbereitet! Weit hinten in Thüringen ſaß Klaus, und dachte doch an nichts als an dieſes Beſenroda, das er trotzig verlaſſen hatte, an den Schottenhügel, an den Teich auf dieſem Hügel, an den Spiegel auf dieſem Teich und an das Bild Konſtanzes in dieſem Spiegel. Wegen einer Frau war er fortgelaufen, genau gerechnet: wegen zwei Frauen hatte ſich dieſer junge Mann von der Behörde nach Hörſchel verſetzen laſſen, und in all den langen Monaten war ihm nicht der Mut zu einer Reiſe in das Land ums Schottenhaus gekommen. Als nun Klaus aber ein lehrreiches Ziel für die diesjährige Schulwanderung auszuſuchen hatte, glitt zwar ſein Finger auf der Landkarte ganz richtig den Rennſteig von Hörſchel bis zum Neſſelhof entlang. Dort aber blieb er haften und ſtatt weiterzugehen auf der grünen Rennſteiglinie nach den Dreiherrenſteinen hin, rutſchte er immer ſcharf nördlich und kreuzte unverſehens jene große Straße Biskaya—Taſchkent dort, wo das Schottenhaus ſteht, wo der Spiegelteich ſchimmert ... Dabei fiel ihm ein Wort ein, das Herr Kortüm, der Herr des Schottenhauſes, einmal ärgerlich geſagt hatte, nämlich es ſei keine Kleinigkeit, auf einer Verwerfungsſpalte zu wohnen. Dann hatte Herr Kortüm eine Landkarte geholt, mit der flachen Hand draufgeſchlagen und gerufen: „Bitte ſchön!" Wenn man genau hinſah, bemerkte man einen feinen ſchwarzen Strich, der in der Schottenhausgegend ein Stück mit der Taſchkentſtraße zuſammen durch die bunten Farbenflecke der Karte ging. Das war alles. „Bitte ſchön!" hatte Herr Kortüm gerufen, „mit nichts als dieſem Strichelchen vermerken die geſteinskundigen Herren eine ſolche Tatſache!" Die Winzigkeit dieſes Striches hatte Herr Kortüm beſonders gerügt: ob die Profeſſoren in Jena wohl jemals ſelber längere Zeit auf einer Verwerfungsſpalte geſeſſen hätten! Ha, dann ſtände ein

schwarzer Balken hier! Und er, der Herr Kortüm? Er wohnte hier! „Aber was gilt Landkartenmalern der Mensch! Sehn Sie mich an, Herr Schart: nichts gilt er ihnen! Schreiben die Gelehrten ihre Bücher über den Grund und Boden, auf dem ich sitze, etwa um meinetwillen? Jawohl! Um der Sache willen, sagen die Herren! Wissen Sie vielleicht, was eine Sache ist?!"

Klaus hatte damals den Kopf geschüttelt: was ist eine Verwerfungsspalte groß ... auf der einen Seite der Linie bleiben die Steinmassen stehen, auf der anderen rutschen sie ab. Eine anständige Granitschicht grenzt nun plötzlich an eine — sagen wir, an eine Dreckschicht Mergel. Wenn schon, dachte Klaus damals. Er war bei jener zornigen Darlegung Kortüms rund anderthalb Jahr jünger gewesen als heute. Das ist in seinen Jahren keine geringe Zeit. Manchmal hatte er seitdem an den geheimnisvollen Sprung in der Erdschale unter der Taschkenter Straße denken müssen: ob der Riß auch unter dem Teich hingeht? ... wenn nun das Wasser plötzlich abläuft, der Spiegel verrinnt — tief ins Innere hinab, wo noch der Fels geschmolzen glüht ... und das Konstanzenbild dampft hoch als ein Wolkenhauch in den Himmel, als ein Nichts ...

Das Tropfen des Nebels vernahm er und aus unendlichen Weiten her ganz zart das singende Hupen eines Wagens. Klaus summte den Durdreiklang auf dem Hupenton. Jetzt den Mollakkord. Musikalisch war er schon. Eigentlich müßte er eine Oper schreiben. Dann würde das Antlitz im Spiegel zwischen den Farnkräutern lächeln: das hast du geschrieben, Klaus Schart? ... Ach, wieviel Jahre müßten vergehen, bis er nur das Vorspiel der Oper zu schreiben vermöchte? Und wo war dann Konstanze? Aber ein Bild könnte er malen ... ein großes Bild ... die Kunst des Zeichnens hatte Klaus von Generationen werktätiger Vorfahren her im Blut. In verlassenen Stunden, an endlosen Sommernachmittagen, wenn ganz Hörschel auf dem Felde war und tiefe, fliegendurchsummte Stille über dem Dorfe lag, hatte Klaus ein Bild begonnen: ein riesengroßer Nachthimmel mit vielen Sternen, ein schmaler Streifen fernen Landes im weißen Mondlicht unten am Rand und in der Mitte ein Hügel, darauf ein kleiner Hauswürfel ... aber es war ja alles so falsch und dumm: gewaltig mußte der Schottenhügel im Raum stehen, nur links und rechts von ihm eine Spur Weltall zu sehen ... nein, Musik half ihm jetzt nicht, Bilder waren lächerlich ...

Der Nebel tropfte, im moosigen Grase gluckerte das Wasser — vielleicht war gar nichts mit ihm. Vielleicht war er einer von den Vielbegabten, die für die Fachleute zum Verbrauchen da sind. Klaus biß die Zähne zusammen vor Schmerz, schloß die Augen und sah Konstanzes Bild auf dem Wasserspiegel zittern — Wellen glitten drüber hin, das Bild verzerrte sich, da — ihr Mund, ihre gelöste Haarflechte spiegelte schon drüben bei den Wasserrosen, jetzt fuhr ihr Lächeln auf einer Welle hin, plötzlich sah das Lächeln wie Spott aus, die Welle überschlug sich, das Gewässer lag glatt und still, und große Wolkenbilder schwebten auf dem Teich ... Das werklose Schaffen schüttelte ihn. Die schwere Qual des jungen Menschen, der noch gar nichts konnte, der nicht einmal wußte, was er können wollte, und doch bereits mit Erleben begonnen hatte. Klaus knitterte aus der Tasche eine Zeitung und schrieb auf den freien unbedruckten Rand: Ich decke mich zu mit der Nacht ... Ich ziehe die Sterne bis ans Kinn ... Der Bleistift zerriß das feuchte Papier, stach in seine Hand. Klaus sah die unleser-

lichen Worte an, ſchämte ſich und zerknäulte das Blatt wie hundert andere Verſezettelchen. Was war er denn! Ein eingeregneter Schulmeiſter, der heute vor Abend noch zwanzig ungezogene Lümmel auf den Beſenröder Bahnhof und in der Eiſenbahn bis nach Hörſchel ſchaffen mußte.

*

Vorſichtig ſtiegen Meiſter und Schüler auf dem klitſchigen Gras den Bornhügel hinunter und ſtapften dann durch den aufgeweichten Schluchtweg. Die Wanderung durch den nebelnaſſen Tann war langweilig und der Aufſtieg zum Schottenhügel beſchwerlich. Wann denn nun die Verwerfungsſpalte käme, fragte endlich Peter, dem die Beine weh taten und der ſich genau gemerkt hatte, daß es in der Nähe dieſer Spalte heiße Kartoffelſuppe mit Wurſt drin geben ſollte.

„Dort", ſagte Klaus. Zwiſchen den Stämmen blinkte ein Stück freier Himmel. In dieſem grauen Himmel ſtand ein Stern, glänzte, drehte ſich und zeigte nun ein klar geſchnittenes Bild — die lachende Maske der Windfahne des Herrn Kortüm. Gebäudeteile wurden ſichtbar. Jetzt bahnte ſich Klaus quer durchs Unterholz Bahn: dort muß der Weißdorn ſtehen, auf dem damals die Amſel ſang — Klaus ſtand ſtarr. Da lag der herrliche runde Dorn, roh gefällt. Und der Veilchenhang! Weithin ein einziger Mörtelhaufen! Steinbrocken . . . war Herr Kortüm geſtorben? Kalk auf den armen Veilchenblättern . . . Klaus nahm eine Handvoll des feuchten Teiges, drückte ihn zuſammen, ſah die Bröckel lange an. Die Jungen drängelten heran, guckten neugierig mit: ach, bloß Dreck. Sie ſtießen ſich an, kicherten, blickten ſich nach Beſſerem um . . . hier oben ſoll die Mittagspauſe ſein, hier muß alſo irgendwo ihre Wurſchtſuppe kochen. Lärmend liefen ſie voran ins Haus. Klaus folgte ihnen ſehr langſam. Erbittert ſah er die herrlichen wilden Farne von Leitern, Balken, Brettern geknickt, erſtickt. Ganze Feſtungsmauern von Backſteinen waren aufgeſchichtet. Durch die Lücken dieſes loſen Mauerwerkes blinkte Waſſer. Mit einem Sprung begann Klaus hinzulaufen, kletterte über Gerümpel — ſein Teich, ſein Traum und Erlebnis! An einer Waſſerlache ſtand eine Bretterbude. Ein ſchiefes Ofenrohr ragte aus der Wand. Im Waſſer ſchwamm ein Holzpantoffel. Als Klaus das erſtemal von dieſem Ufer zum Haus ging, war ihm Konſtanze entronnen, wie ein Rauch aus ſeinen Händen. Nun war auch der Teich tot. Herr Kortüm iſt geſtorben, murmelte Klaus. Stumpf blickte er vor ſich hin, ging zum Haus. Da ſtaken Meßpfähle in der Erde, eine tiefe Grube war ausgehoben . . . wenn den Schulmeiſter nicht der Schreck übermannt hätte vor dem gefällten Dorn und dem geſchändeten Teich, hätte er längſt verſtanden, was er jetzt endlich begriff: „Herr Kortüm iſt nicht tot! Im Gegenteil: Herr Kortüm baut!!"

„Gun Tag ooch." Lieſe lachte ihn an.

„Herr Kortüm?" begann Klaus.

„Der is verreiſt."

„Er baut doch!"

„Ja, aber jetzt läßt er ſich erſcht ämal abmaln."

Klaus legte das eine Ohr etwas ſchief, als ob er den Widerhall dieſes Wortes, das alte Echo vom Heidberg, abwarten wollte. „Nein . . .", ſagte er leiſe.

„Doche! Er wärd abgemalt. So groß wie e' is." Wie im Traum war der Schulmeister neben Liese in den Saal getreten. „Und dorten, übern Kamin, da hängn mern hin."

Die Schulbuben saßen schon an der langen gedeckten Tafel, knufften sich um die besseren Plätze, sahen erwartungsvoll ihren Lehrer an — aber Klaus machte ein unverantwortbar dummes Gesicht. Er starrte auf die Wand über dem Kamin. Viel war da eigentlich gar nicht zu sehen. Nur ein kleines buntes Bild hing dort. Zwischen Glas und Rahmen war ein Lorbeerblatt eingeklemmt. Klaus trat näher. Das Bild stellte ein zierlich gemaltes Wappen dar. Das Wort ‚Torstenson' stand in Druckbuchstaben unter dem Wappen.

„Nich wahr, de Wurscht schneid mr doch glei 'nein in de Suppe?" fragte Liese.

Torstenson? Hieß nicht jener Mann so, von dessen Sarkophag die dunkle Rede ging, Herr Kortüm habe ihn eines Tages heimlich in Brand gesteckt? Und nun Lorbeer? . . . Klaus sah das Lorbeerblatt an, zog es aus der Rahmenspalte.

„Ich meene: glei 'nein in de Suppe?" drängte Liese. Die Jungen hatten Hunger.

„Natürlich", sagte Klaus und steckte in Gedanken das Lorbeerblatt in seine Tasche.

Im Saale war es still geworden. Nur die Löffel klapperten. Die Jungen aßen, als ob sie niemals satt werden wollten. Klaus konnte sie ruhig Liese und ihrem Schöpflöffel überlassen. Er setzte sich mit seiner Kaffeetasse an das große Nordfenster.

Nebel, Nebel.

Liese brachte Milch und Zucker.

„Ja, die alten Bekannten", begann Klaus, „kommen die noch öfter hier herauf?"

„Mir warn voll besetzt, 's ganze Haus 'n ganzen Sommer."

„Herr Wingen?"

„Nee, der nich."

„Hm. Aber — ja . . . Verwandte von ihm?"

„Ich weeß nich."

Klaus gab sich einen Ruck: „Frau Wingen vielleicht?"

„Ach de Lotte? Die war ooch da."

„Na, und Schauspieler natürlich auch?"

„Ich weeß nich."

„Aber Schauspielerinnen doch?" forschte Klaus vorsichtig.

Eben wollte Liese wieder ‚ich weeß nich' sagen. Klaus war rascher. Er setzte eine sachliche Miene auf: „Frau Konstanze Schröter?"

„Jaaa", rief Liese, „die is aller Nasen lang da."

„Oh . . . öfter — wie oft? Ich meine: jetzt wohnt wohl niemand hier?"

„Nee."

„Gar niemand?"

„Nee."

„Wann war sie denn zuletzt hier?"

„Wer'n?"

„Frau Konstanze Schröter", sagte Klaus ärgerlich.

„Ach so — nu, das kann so seine zwee Wochen her sin. Grade als Herr Kortüm zum Abmaln reisen wollte. For sei Bild dortnhin." Liese zeigte auf die Kaminwand.

Aber Klaus blickte nicht nach der leeren Wand. Er sah versonnen zum Fenster hinaus auf den Teich und nickte: „Das Bild . . . ja — der Teich spiegelt keins mehr."

„Der kommt überhaupt weg", sagte Liese verächtlich.

Der Schulmeister sah Liese erschrocken an: „Wohin denn?"

Jetzt blickte Liese den Schulmeister an . . . Klaus verbesserte sich schnell: „Ich wollte sagen, warum denn?"

„'s war nischt Rechts mit'n. Zum Schwimm'n zu kleen un zum Waschen zu groß. Nee, der hat sich nich bewährt."

„Nein", sagte Klaus und holte tief Atem, „der Teich hat sich nicht bewährt."

Mit einem Ruck stand er auf: „Antreten!"

Die Jungen wurden auf die Landstraße geführt. Klaus zeigte ihnen am Steinbruch die Verwerfung, zeichnete eine Skizze und hielt einen lehrreichen Vortrag über Steine und ihre Schicksale.

„Aber die Steine sind's nicht", schloß er seine Rede leise für sich. Der Schulmeister hatte beim Sprechen immer mißtrauischer diese stummen, klotzig unbeweglichen Steine angesehen, diese kalten scharfkantigen Unwesen, über denen oben, hart am Rande und schon halb im Nebeldunst, ein Tannenbusch wuchs, ein verlassenes Ding, das sich mit seinen paar Wurzeln anklammern mußte über dem Abgrund. Klaus befühlte den graubraunen Porphyr: wie wenig ist Stein, und Haus aus Stein, und Dach, und Tal und Hügel aus Stein und Erde, und Landesbreite — wie furchtbar wenig: und wieviel ist der Mensch! Wie man sich drehen und wenden mag, diese Welt scheint eine menschliche Welt zu sein. Was war das Schottenhaus eben ohne den Herrn Kortüm gewesen? Tausend Kubikmeter umbauter Raum. Unmenschlicher Raum. Mauerwerk. Und sogar das quellend lebendige Wasser — was war der Teich ohne Konstanzes Bild? Klaus wäre schwermütig geworden auf dieser um das Hinfälligste schwingenden Erdkugel, wenn er am Bahnhof nicht plötzlich an einen kleinen dicken Mann gerannt wäre, der gar nicht hinfällig aussah: „Herr Monich!" rief er.

„Hä?" Der Angeredete drehte ihn kurzerhand nach dem Licht der Laterne. „Nee doch — Sie sin's?"

„Wie geht's?" fragte Klaus.

„Se sähn's je", lachte August Monich fröhlich.

„Gut. Natürlich. Allen geht's gut, und mich habt Ihr vergessen."

„So ä kurzes Gedächtnis ham mr je nu nich. Freitags, o'm unger der Windfahne, red manich eener manichmal von Jhn'n."

„Gutes?"

„'s Schlechte vergißt mr je so leichte." Monich drückte bei diesen Worten seine Augen zu ganz schmalen Schlitzen zusammen. „Na, un was mein Freund Kortüm is . . ."

„Was sagt denn der?"

„Kortüm hat erscht neilich gemeent, Sie fehlt'n ihm hingene un vorne."

„Das freut mich!"

„Sie wärn dr brauchbarschte Mensch, hatr gesagt, dern vorgekommen wäre. Weil Sie noch ä undeitlicher Mensch wärn, hatr gesagt."

„Ein undeutlicher Mensch?" fragte sich Klaus immer wieder, als er inmitten seiner lärmenden Bande im Bahnwagen saß. „Undeutlich?" Er fröstelte, steckte die Hände in die Rocktaschen. Da knisterte etwas, stach ihn. Verwundert zog er's heraus, sah's an — ein Lorbeerblatt ...

3. Der Spielverderber

Sorgen um Lorbeerblätter drückten in diesen Tagen auch Friedrich Wingen. Nicht vertrockneter und versehentlich gestohlener Lorbeer anderer Leute machte ihm Pein, wie Klaus dem Schulmeister, sondern frische Ware zu eigenem Gebrauch. Wingen hatte mit Lorbeer begonnen. Er war unter Beifallklatschen angetreten in der Bahn. Aber ein scharfes Gewürz wie Lorbeer erhitzt unausgegorenes Blut, und was er nun auch tun oder lassen mochte: die Menschen drückten vor allem erst ihre Nasen drauf und schnüffelten nach Lorbeergeruch. Wingen merkte, daß der Erfolg die Arbeit anfangs flüssig macht und mit der Zeit immer zäher. Das Theater probte eben ein Stück von ihm. Der bekannte Spielleiter Nothnagel hatte verlangt, er solle einen Akt umschreiben.

Wingen schrieb, las es und strich's wieder durch: „Man müßte die Vorschläge der Fachleute hören", sagte er und begann herumzugehen.

Nothnagel war sich sogleich klar: „Haha! Streichen Sie Auftritt sieben, stellen Sie Szene elf und dreizehn um und lassen Sie Ihren Helden Joel sich am Ende aufhängen."

Wingen schrieb wieder, las es wieder, strich es abermals durch und sprach mit dem großen Schauspieler, der seinen Helden spielte. „Ich wußte, daß Sie zu mir kommen würden." Er lächelte und gab auf Grund einer langen Erfahrung genau an, wie die Auftritte des Helden beschaffen sein müßten, um den Zuschauern Beifall zu entlocken.

Das ging erst recht nicht ... Wingen unterhielt sich mit Professor Holdermann, dem Bühnenmaler. Es sei zu dunkel in dem Stück, sagte Holdermann. Man sähe ja meistens nichts. Die Bilder kämen nicht zur satten Wirkung.

Niedergeschlagen sagte sich Wingen: mit den Fachleuten ist doch auf keinem Gebiet was anzufangen. Er ging zu seiner Frau. Lotte saß am Nähtisch. Er setzte sich ihr gegenüber: sie solle sich nicht stören lassen beim Stopfen, aber gut zuhören müsse sie jetzt. Die Sache sei verdammt verwickelt. Stundenlang, die halbe Nacht hindurch dröselte er ihr das Gewebe der Handlung auf und verlangte am Ende zu wissen, ob Hinz das tut, wenn Kunz jenes anfängt. Lotte kamen am Ende beinahe die Tränen. Plötzlich nahm sie den Leuchter und sagte, sie müsse nachsehen, ob das Kind im Schlafe die Decke aus dem Bett geworfen oder sich wieder das Puppenbein in den Mund gesteckt habe.

„Puppenbein!" rief Wingen verzweifelt und saß wieder da.

Am anderen Morgen hatte er Dienst in der Friedhofskapelle. Er suchte eine schwere Fuge von Bach aus. Die Arbeit tat ihm wohl, seinen Bälgetreter brachte sie in Schweiß.

„Ein Wort noch, lieber Wenzel", sagte Wingen nach dem Schlußakkord, zog das Papierbündel mit der Aufschrift ‚Joel' aus der Tasche und begann zu lesen. Wenzel

hörte zu. Das war immer noch besser, als wenn der Organist auf den Gedanken gekommen wäre, die Fuge von vorne zu spielen.

„Was meinen Sie nun?" fragte Wingen, als er fertig war, und gedachte bei dieser Frage sehr viel berühmterer Schriftsteller, die, statt bei Fachleuten Rat zu holen, Haushälterinnen oder Fuhrknechte um ihre Meinung gebeten hatten.

„Je, Herr Wingen, die Leite in Ihrm Stück ham alle keene Arbeet — se tun nischt. Un keen Hunger — se essen nischt. Doch keen Durscht — se trinken nich: da merkt doch jeder, der nich ganz uffn Kopp gefalln is, daß das alles bloß zun Schpaße is. Un forn Schpaß, so ä Amd lang zun Vorschpieln, is das gut un ooch viel vorteilhafter als solche Musike, wie Sie mannigmal machen — sage ich als Bälgetreter."

So, sagte sich Wingen — jetzt redet der auch als Fachmann ... vielleicht muß man Menschen fragen, die keine Sorgen haben, keine Arbeit, keinen Hunger, keinen Durst. Er kannte einen solchen Mann. Das war Langloff, der Kapitän a. D. Langloff, sein Hauswirt. Wingen ging nach Hause, aber nicht in seine Wohnung: er klopfte im ersten Stock an.

„Herein!" donnerte eine tiefe Stimme. Der alte Seemann liebte keine langen Umstände. Die beiden Männer waren ja auch längst gute Bekannte. Aber Wingen blieb trotz der deutlichen Hereinforderung betroffen in der geöffneten Stubentür stehen. Herr Langloff hatte seinen Eßtisch ausgezogen. Die Platte reichte von einem Zimmerende zum anderen. Hinter der Platte, genau in der Mitte, saß eine Tabakwolke. „Bitte", sprach es aus der Wolke. Das alles hätte Wingen nicht erschreckt. Er kannte den silberbeschlagenen Meerschaumkopf des Kapitäns. Aber die ungeheure Tischplatte trug eine Last, deren Anblick dem Organisten den Atem verschlug. Die Platte war — Wingen irrte sich nicht — die Platte war belegt mit lauter silbernen Geldstücken. Unter jeder Silberscheibe steckte ein beschriebenes Zettelchen, zwischen den Talern aber standen, wie auf den großen Karten der Generalstäbler, kleine bunte Fähnchen.

Eben schob Langloff mit beiden Händen vorsichtig eine Abteilung Taler mehr nach links, stellte ein neues Fähnchen in das Silberbeet und sagte, einen Zettel beschreibend: „Augenblick, Herr Wingen ... Haiti ... nehmen Sie doch Platz ... Prägung von achtzehnhundertelf ..."

Wingen rieb sich die Augen, beugte sich erschüttert über diesen Sternenhimmel, in dessen Planeten der alte Kapitän da schaltete und waltete wie ein astronomischer Bankier.

„Ach so" — Wingen atmete beinahe erleichtert auf. „Das ist gar kein Geld."

„Wie?"

„Das sind bloß Münzen."

Herr Langloff sah ihn von unten herauf an.

„Ich meine", verbesserte Wingen seine Antwort, „die gelten nicht mehr."

Der Kapitän warf einen schmunzelnden Blick über seine auf langen Reisen zusammengebrachte Münzensammlung: „Nichts ist so wertbeständig wie eine Sache ohne Kurswert." Er klopfte mit dem Daumenknöchel auf die Tischplatte. Das Sternenzelt klirrte leise. Die Musik gefiel Wingen. Er lächelte und klopfte auch. Das Silber ohne Geltung klirrte. Wingen klopfte noch einmal — klirr-klirr.

Langsam blies der Kapitän eine ringelnde Wolke aus dem Meerschaum über die Sternbilder hinweg. Wingen summte leise: Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem großen Himmelszelt? Dann seufzte er und nickte: „Ja, Herr Langloff, ich kann auf meinen Schreibtisch klopfen, wie ich will — da klirrt nichts."

Über den Tisch hin tippte ihm Langloff mit dem Pfeifenmundstück auf die Weste: „Das sind Altersfreuden, junger Mann."

„So!" sprach Wingen, „na, und Mannesfreude ist dann die Herstellung von Dingen ohne Kurswert, die trotzdem nicht klirren." Jetzt war er auf das richtige Gleis gekommen und fing an: sein Theaterstück — der Teufel soll's holen, jeder wolle es anders haben. Langloffs Beruhigung, das sei doch mit dem Wetter ebenso, half nicht: das Wetter, willkommen oder nicht, ginge jedenfalls weiter. Aber sein Stück, sofern unwillkommen, liefe nicht weiter. Das Wetter müßten sich die Menschen gefallen lassen, Sonne wie Regen, Hitze wie Hagelschlag. Aber wenn es im Theater nicht wetterte, wie die Herrschaften wollten, pfiffen die Herrschaften und gingen nach Hause, und das Stück sei aus. Ja, Wingen verstieg sich zu dem Verdacht, die Leute hätten nur deshalb die Bretter aufgeschlagen, welche die Welt bedeuten, weil sie in der richtigen Welt nichts zu sagen hätten.

„Aber fragen Sie doch einfach die Herrschaften, was sie hören wollen!" rief Langloff.

Wingen sprang auf: „Das ist's! Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen! Herr Langloff — Sie müssen morgen in der Probe mein Publikum sein."

*

Wie manchen Seemann vor ihm hatte den Kapitän ein Traum von Waldesrauschen und Bienensummen, geträumt in vielen Sturmnächten auf fernen wüsten Gewässern, zu dem Entschluß gebracht, sein Alterszelt in Thüringen aufzuschlagen. Er hatte allerlei vom Theater gehört, auch gelegentlich die Maskentänze der Neger an afrikanischen Küsten gesehen — aber Theater, von Weißen gespielt, lockte den Mann nicht, der ein Leben lang allein auf der Kommandobrücke gestanden hatte. Man hockte im Zuschauerraum unbeweglich eingequetscht und durfte sich erst bewegen und seine Meinung sagen, wenn dies der Direktor durch ein Klingelzeichen erlaubte. Nun saß er unversehens in einem solchen Theater mitten drin und besah sich aus halbgekniffenen schlauen Augen wohlwollend diese ganze umständliche, kostspielige Einrichtung. Der Riesenraum war leer. Nur auf den vorderen Reihen saßen ein paar Männer. Einer von ihnen hatte einen weißen Arbeitskittel an, der andere saß einfach in Hemdsärmeln da. Andere sprachen erregt aufeinander los und schlugen mit den Händen auf Papierbündel, die sie in den Händen hielten. Aber sonst niemand weit und breit. Kein fremder Ellbogen drängelte. Und über der Tür beschien ein rotes Lämpchen das beruhigende Wort ‚Notausgang'. Wingen hatte nicht zu viel gesagt: er, Langloff, stellte hier in seiner Person das Publikum vor. Und ganz als Hauswirt könne er sich fühlen, hatte ihm Wingen ferner versichert: das Theater gehöre niemand anders als dem Publikum. Wie zu Hause säße er hier, könne sagen, was ihm nicht behage, und auf ein Klingelzeichen der Direktion brauche er dazu in einer Probe nicht zu warten. Im Gegenteil: Wingen sei ihm dankbar für ein offenes Wort.

„Also gut." Zufrieden ächzend setzte sich der Kapitän in seinem Sessel zurecht. „Denn wollen wir mal sehen, woran's fehlt."

*

Es war Zeit.

„Nacht!" befahl der Oberspielleiter Nothnagel und nahm Platz auf seinem Stuhl, hart am Rande der Bühne. „Sterne!" fügte er mit einer gemessenen Handbewegung nach den Soffitten hinzu. Dann schloß er lächelnd die Augen, nickte ins Orchester hinunter: „Musik!"

Nacht brach an, Sterne blinkten auf, gedämpfte Musik ertönte — die Probe begann. Eine Weile ging alles gut. Der Spielleiter verschränkte die Arme vor der Brust und neigte beruhigt horchend den Kopf zur Seite. Sogar der Verfasser des Stückes rutschte nicht mehr von einem Parkettsitz auf den anderen, wie gestern bei der ersten Gesamtprobe, in der alles mißraten war. Der Beleuchter paßte auf, ließ nicht wieder die Sonne zwischen den Sternen aufgehen, sondern schaltete ordnungsgemäß eine Blauscheibe nach der anderen ein, die Bühne allmählich von Bläue zu Bläue in dunkle Nacht tauchend. Auch den Versuch, während der großen Liebesszene plötzlich einen unbedingt nötigen Nagel in das Gemäuer hinter dem flüsternden Paar einzuschlagen, erneuerte heute niemand. Mit den für ihre Bedeutung viel zu dürftigen Abgängen hatten sich die Schauspieler auch abgefunden. Lautlos gähnte der bei Proben noch ungefährliche schwarze Rachen des Zuschauerraumes den kleinen bunten Guckkasten an. Nur wenn irgendein Unbefugter eine Logentür öffnete, huschten Streifen fahlen Tageslichtes durch die Theaternacht und ließen die wenigen Zuschauer für eine Sekunde als geisterblaue Schemen aufleuchten. An der Seitenloge lehnten ein paar Schauspieler im Kostüm. Den Bühnenmaler konnte man gelegentlich erkennen. Neben ihm saß Wingen. Langloff war mit seinem Platz zufrieden. Er saß in der Achse des Theaters, genau der schwarzen Masse eines dicken Turmes gegenüber, den Holdermann in der Mitte der Bühne aufgebaut hatte. Eben sprach das Liebespaar den großen lyrischen Dialog. Rings um den Turm war es geheimnisvoll festlich lebendig. Manchmal tauchte eine farbige Laterne auf. Mädchenlachen. Ferne Rufe. Eine Geigenkantilene...

„Die Leute mit den Laternen zurück!" platzte die Stimme des Spielleiters in die musikalisch schwebende Stimmung. „Zurück, sag' ich! Noch einmal vom zweiten Kuß an!"

Die Schauspieler begannen von neuem. Es gelang nicht. Als auch ein dritter Versuch vergebens war, stieß Nothnagel seinen Stuhl zurück: „Joel!" rief er.

Hoch oben im Turm ging eine Luke auf.

„Bitte sich herabzubemühen!" Nothnagel krempelte unbewußt die Hemdärmel auf: „Ihr scheint den Sinn dieses Schauspieles nicht zu begreifen." Er wies auf den eben erscheinenden Joel. „Bitte, Herrschaften, das ist der Held des Stückes. Joel hat sich einen Turm gebaut. Joel will ein gesicherter Mann sein. Sicher vor seinen Feinden, sicher vor seinen Freunden. Da steht der Turm. Und hier geht's los: Joel kann selber nicht mehr heraus. Freunde, man kann auch zu fest bauen! Da sitzt er nun in seiner Sicherheit — aber ihr", der Spielleiter winkte den Darstellerkreis

näher um sich, „ihr seid die Welt. Die lebendige Welt. Leicht müßt ihr spielen, zum Donnerwetter! Nicht so schwerfällig! Also bitte. Joel nimmt noch einmal den Auftritt im Turmzimmer vor. Die große Szene mit dem Bild seiner Geliebten."

Arbeiter in blauen Kitteln liefen herbei, die Bühne begann zu drehen. „Halt!" rief Nothnagel. „Ohne Dekoration! Joel spielt gleich hier."

Es wurde still. Der berühmte Schauspieler ließ sich stöhnend auf einen Baumstumpf sinken, schloß die Augen, sprach dunkle Worte über die Sicherheit auf Erden, flüsterte einen Namen, hob den Blick: „Ihr Bild . . ." Starr sah Joel die Versteifungshölzer der Kulisse an, unter denen der wachhabende Feuerwehrmann stand. Nicht Holz, nicht Mann erblickte der Schauspieler. Er breitete die Arme aus, ging einen Schritt auf die Kulisse zu: „Mein Glück!" Verlegen zog sich der Feuerwehrmann zurück. Nun stand nur noch die Rückseite der Kulisse vor Joel. Ein großer Nagel stak in dem Holz. An dem Nagel hing ein Pappschild, irgendeine Warnungstafel. Joels Auge ruhte verklärt auf der Pappe: „Du letzter Zeuge goldner Tage . . ."

Nothnagel versetzte dem Bühnenmeister einen Knuff und fauchte ihm ins Ohr: „Hole das Bild, schnell."

„Das ist der Abglanz lebendiger Zeit: ein Bettelrest von ausgetrockneter Farbe", der große Schauspieler näherte sich der Kulisse. Nothnagel zog sich vor Verzweiflung an seinen eigenen Haaren: das Bild war noch nicht da, dieser verruchte Bühnenmeister . . . ohne das Bild war alles Folgende nicht spielbar. Schon stand Joel hart vor der Kulissenrückwand. In lautlos banger Erwartung starrten die Zuschauer der vorderen Reihe — jeder einzelne ein bewährter Mann vom Fach — den großen Schauspieler an. Der Spielleiter krümmte sich: jetzt, jetzt muß er nach dem Bild greifen — und das Bild ist nicht da. Joels Augen standen weit aufgerissen offen, er hob die Hände, das Haar auf seinem Kopfe schien sich zu sträuben vor Schmerz — ein Ruck: Joel riß das Pappschild an sich, kauerte nieder, hielt die Pappe mit seinen beiden Händen vor die wildatmende Brust gepreßt . . . die Kulisse schwankte leise. „Entfeßle mich, Liebe", er schüttelte die Pappe, „gemalte Welt, blicklose Augen." Joel verbog die Pappe in seinem Jammer. „Unter den bunten Krusten von Farbe atmet kein warmer Leib . . ."

Zitternd krallten seine Finger um die Pappe, knäuelten sie, wendeten sie wie im Krampf. Da kam die Aufschrift nach vorn — das Wort ‚Polizeiamt' erschien, die Buchstaben verbogen sich, knäulten — das Wort ‚verboten' war zu lesen, knickte um, verschwand — ‚offenes Feuer' las man — jetzt stand einen Augenblick lang die ganze Aufschrift vor Augen der Zuschauer: das Polizeiamt verbot aufs strengste jegliches Rauchen und den Gebrauch offenen Feuers auf der Bühne . . .

Wingen stand langsam auf, ohne es selber zu merken. Nothnagel blieb erstarrt. Der Bühnenmeister mit dem richtigen Bild der Geliebten in der Hand faßte nach dem Drahtseil des Vorhangs, an dem er gerade vorbeikam.

Joels Blick aber saugte sich in grenzenloser Verzweiflung in die schwarzen Druckbuchstaben: „Ich halte dich, Phantom" — er küßte die Verbotstafel. Den atemlos zuschauenden Fachleuten lief ein Schauer über die Haut, als ob sie in das aufgeschnittene Innere eines lebenden Tieres schauten. Kein Hauch rührte sich in dem großen Theater. Kein Holz knackte. Die Heizung schlürfte nicht. Wie aus unendlicher

Ferne klang ein dumpfes Wagenrollen von der Straße herein ... es verhallte ... Totenstille. Joel neigte das Haupt ganz langsam. Und eine Träne, eine wirkliche Träne fiel aus Joels Auge. Nothnagel, der am nächsten stand, hörte sie auf das Pappschild fallen. Er spreizte alle zehn Finger: das war mehr als spielen und mehr als leben — was war es also? Da kniete am Boden ein Mensch und zerriß seine Seele um ein Stück bedruckter Pappe, die er nicht erkennen konnte.

Plötzlich polterte in der Tiefe des schwarzen Zuschauerraumes ein Sitz, Schritte tasteten ... „Teufel", sagte jemand, der sich offenbar empfindlich ans Schienbein gestoßen hatte. Eine Streichholzschachtel klapperte — noch hielt das Spiel Joels die überwältigten Fachleute im Bann. Aber jetzt flammte ein Streichholz auf, ein gelbes Pünktchen, ganz fern, ganz hinten in der Nacht des Raumes, zitternd wie ein Irrlicht. Aller Augen wandten sich erschrocken dem neuen Schauspiel zu ... der Zuschauerraum fing an zu spielen ...

„Wo sitzen Sie denn eigentlich?" sagte jemand — halblaut, aber im ganzen Hause vernehmlich.

„Ja — zum Donnerwetter", rief Nothnagel ratlos.

„Psst", machte Wingen, „das ist noch keine Pause."

Zu spät. Langloff hatte seinen Hausgenossen entdeckt, blies das Streichholz aus und klopfte ihm auf die Schulter: „Sehn Sie mal, wenn der Mann da oben blind ist, kann er einem doch man leid tun. Der erkennt ja auch das richtige Fräulein nicht —" Weiter kam er nicht.

„Licht!" rief Nothnagel mit zitternder Stimme.

Die großen Lampen gingen an. Der Spielverderber stand im besten Lichte da.

„Herr!" schrie Nothnagel.

Wingen eilte an die Rampe: „Ein Mißverständnis, lieber Herr Spielleiter" — in immer größerer Verlegenheit stotterte er: „Wir sind nämlich Bekannte. Herr Langloff. Ja. Und man braucht doch manchmal sozusagen die Kontrolle des gesunden Menschenverstandes, nicht wahr ..."

„Sie haben den Herrn in die Probe bestellt?" unterbrach ihn Nothnagel; der Spielleiter war außer sich vor Verblüffung und Zorn über eine solche Einmischung.

„Pause!" sagte er und klatschte das Textbuch auf den Stuhlsitz. „Herr Wingen, das ist mir noch nicht begegnet. Ich muß schon sagen ..." Aber er sagte nichts weiter und ging hallenden Schrittes über die Bretter, welche bekanntlich die Welt bedeuten. Die Schauspieler folgten ihm. Ehe Nothnagel aber im gemalten Wald des Hintergrundes verschwand, wandte er sich noch einmal um: „Herr Wingen ... auf ein Wort in mein Zimmer."

Das große Licht war ausgegangen. Nur ein paar Notlampen brannten. Der Kapitän stand mit einemmal in einer tiefroten Dämmerung allein. Nein — da bewegte sich noch jemand, den man vergessen hatte.

„Verzeihung", begann Langloff und brannte wieder ein Streichholz an.

„Machen Sie doch wenigstens kein offenes Licht hier!" rief eine zornige Stimme. Langloff tappte sich zu dem Mann hin, der gleichfalls Schritt für Schritt tappte.

„Langloff", sagte Herr Langloff zu dem Schatten, der nun aufhörte, durch die Theaternacht zu waten: „Holdermann", antwortete es aus der Nacht. Zu sehen war fast nichts.

„Könnten Sie mich vielleicht gütigst hier rausbringen?" fragte der Kapitän.

„Mit Vergnügen", antwortete Holdermann ärgerlich. „Sie haben da dem Wingen eine hübsche Geschichte eingebrockt . . ." Er wischte suchend mit der Hand auf der Tapete hin und her.

„Haben Sie die verdammte Tür?" fragte Langloff. „Gott sei Dank."

Kalkweißes Tageslicht fiel blendend herein. Holdermann besah den grollenden Kapitän. Er mußte lachen: „Nun sehen Sie bloß zu, wie Sie die Sache aus der Welt schaffen, Sie Spielverderber. Herr Nothnagel ist in solchen Sachen sehr empfindlich."

*

Verärgert kam Langloff nach Hause, dieser Darsteller des Publikums, den Wingen selbst engagiert, dem der Dichter selbst die Rolle zugeteilt hatte.

Da brächte ihn keiner wieder hin, sagte er durch die halboffene Küchentür zu seiner Frau. „Ist Nachricht vom Jungen da?"

Sie gab ihm mit der nassen Hand den schon geöffneten Brief, der mit vielen fremden Marken beklebt war: „'s geht ihm gut", sagte die alte Dame.

Mit einem lauten „Ahhh" nahm der Kapitän Platz in seinem Lederstuhl am Fenster, schlug die Kamelhaardecke um die Beine und zog den Brief heraus, einen langen Brief seines Sohnes, der als Schiffsarzt auf fernen Meeren schwamm. „Verrückte Gesellschaft", knurrte er, dann vergaß er das Theater und las, was in der Wirklichkeit vorging.

Er las lange, nickte endlich befriedigt, legte das Schreiben auf die Fensterbank und wickelte sich fester in die Decke. „Spielverderber haben sie mich genannt — jawoll — der einzige, der nicht blind war, bin ich gewesen."

4. Die Verwechslung

Am anderen Tage sah Langloff seinen Auftritt als Publikum etwas anders an. „Teufel, ich hätte nicht hingehen sollen." Er hatte nicht alle Schwierigkeiten vorausbedacht, die dieser Freundschaftsdienst an seinem Mieter möglicherweise mit sich bringen konnte. In seinem Kapitänsleben war Langloff nur auf Frachtschiffen um den Erdball gefahren und hatte seine Kameraden auf den Passagierdampfern nicht beneidet. Tägliche Dinners mit Herrschaften durchmachen müssen, die alle zum Verwechseln ähnlich zu sein schienen und offenbar nur von der Seekrankheit abgehalten wurden, auch noch stets dasselbe zu reden — nein: was in den Hafenplätzen an Menschheit zu erleben war, wenn man mit ihr als gelernter Frachtschiffer rechnend und schlichtend zusammengeriet, dünkte Herrn Langloff eher ein Gewinn.

Nun war der Kapitän a. D. an seinem Lebensabend in einer schwachen Stunde plötzlich auf die Seite des Passagierpublikums geraten. „Aus reiner Gutmütigkeit." Gestern noch hatte er sich für den einzigen Sehenden unter lauter mit Blindheit Geschlagenen gehalten, die ihn nichts angingen. Heute merkte Langloff, daß ihn die Sache ungemein nahe anging. Sein Mieter Wingen war gegen Mittag fast ohne Gruß an ihm vorbeigeeilt. Die Wingensche Wohnung aber vermietete sich schlecht.

Die Öfen rauchten, die Türen klapperten und die Fensterrahmen sperrten. Wer solche Mängel für nicht geringes Geld nur deshalb in Kauf nahm, weil die alte Haustür einen schönen alten gotischen Rahmen aus feingemeißeltem Sandstein und weil die Treppe ein seltsames schmiedeeisernes Geländer besaß, an dem man immer mit den Kleidern hängenblieb, der mußte schon ein Liebhaber sein. Wingen war ein solcher Kunstfreund, der zudem nicht einmal neue Tapeten verlangte, um seine vielen Bücher nicht umräumen zu müssen — trotz der dringenden Vorstellungen seiner gescheiten Frau. Wo fände Herr Langloff einen zweiten solchen Mieter! Wenn er sich diesen Wingen nicht hätte warmhalten wollen, wäre er doch nie in die verdammte Theaterprobe gegangen! Nun war genau das Gegenteil erreicht. „Ich habe leider keine Zeit", hatte Wingen kurz gesagt und war an Herrn Langloff einfach vorbeigeeilt. Womöglich, um neue Wohnungen zu besichtigen ... Die Sache mußte beigelegt werden. Jener Professor, der Maler, schien unter allen diesen aufgeregten Leuten noch das vernünftigste Wesen zu sein. Langloff machte sich auf den Weg in die Akademie. Neue Öfen, Türen ausbessern, tapezieren, streichen, Doppelfenster — fünfhundert Mark konnte ihn der Auszug der Familie Wingen kosten. „Das hat man von seiner Gutmütigkeit", murmelte Langloff, als er rechnend durch die kleine Schlechtwettertür in die Halle der Akademie trat. Leider war der Pförtner zufällig einen Augenblick abwesend, und Langloff hatte Mühe, Holdermanns Tür zu finden. Er klopfte. Nichts rührte sich. Mehrmaliges Klopfen half auch nicht — nur um das Letzte nicht unversucht zu lassen, drückte er die Klinke nieder. Die Tür gab nach, ging auf. Langloff trat in den Vorraum: Bilder an den Wänden, nur Bilder. Stille. Da war ein Vorhang. Der Kapitän steckte vorsichtig den Kopf durch die Falten. Lauter Bilder, Staffeleien. Wie hoch so ein Atelier ist ... ah, da stand ja zwischen den Holzstangen und Leinenwänden auch der Professor. Er hatte eine bunte Palette in der Hand und malte gerade an dem Bild eines Herrn in schwarzem Rock. Er malte und schien nichts zu sehen und zu hören.

„Guten Morgen", sagte Langloff.

Ohne aufzublicken, ja ohne den Mund zu öffnen, antwortete der Professor mit einem nicht näher bestimmbaren, aber einladenden Laut.

„Darf man eintreten?"

Holdermann drückte eben ein leuchtendes Blau aus der Tube, mischte, hielt den Kopf schief, und während er sein Blau mit strengen Augen prüfte, wies er mit dem Pinselstiel flüchtig auf einen erhöht stehenden geschnitzten Sessel. Dabei murmelte er ein Wort, das man für ‚Bitte' halten konnte.

Bei Künstlern muß man sich denn wohl über so was nicht wundern, dachte Langloff im Hinblick auf die gestrige Theaterprobe. Er ging leise zu dem Podium hin und setzte sich in den ihm angewiesenen geschnitzten Sessel.

Holdermann malte. Langloff besah sich die Bilder. Seestücke waren nicht darunter. Er begann sich zu langweilen, zog eine Zigarre aus der Tasche. Anbrennen konnte er sie nicht. Bedauerlicherweise hatte er zwar gestern im Theater Streichhölzer bei sich gehabt, aber heute suchte er vergebens in seinen Taschen. Holdermann stand mit dem Rücken zu ihm vor dem Bild des Herrn im schwarzen Rock und malte. Langloff wagte ihn nicht um Feuer zu bitten und steckte die kalte Zigarre in den Mund. Wenn nicht

das Eichhörnchen in seinem Käfig gekratzt und getappt hätte, wäre Totenstille in dem übrigens stark überheizten Raum gewesen. Der Kapitän hatte den Wintermantel nicht abgelegt. Er ließ den Kopf hängen, wurde müde, nickte ein.

Draußen ging die Tür. Langloff hörte es schon halb im Traum. Herr Kortüm trat ein, winkte mit der Rechten zu Holdermann hin: „Meister, guten Morgen!" Der Maler wies, ohne aufzublicken, mit dem Pinselstiel flüchtig auf den geschnitzten Sessel und brachte einen Laut hervor, den Herr Kortüm für ‚Bitte' halten konnte. Herr Kortüm wendete sich zu dem Podium — da sah er in seinem Sessel einen fremden schlafenden Herrn sitzen. Kortüm drehte sich erschrocken nach seinem Porträt um: wahrhaftig, der Professor malte am Kortümbild, und auf dem Kortümstuhl saß ...

„Herr!" sprach Herr Kortüm mit starker Stimme.

Langloff fuhr hoch, der Maler schreckte auf. Holdermann blickte ebenso ratlos die beiden an, wie diese beiden sich gegenseitig.

„Haben Sie vielleicht das Gesicht dieses Herrn versehentlich benutzt, Meister?"

„Na, Sie haben mir denn ja woll diesen Stuhl angeboten", sagte Langloff zu dem Professor, erhob sich und verbeugte sich knapp gegen Kortüm:

„Langloff."

„Ich denke, Sie kennen sich", sagte Holdermann, „also: Herr Kortüm vom Schottenhaus. Herr Langloff — Kapitän, wenn ich recht verstand?"

„A. D.", sagte Langloff.

„Nicht a. D.", erwiderte Herr Kortüm für seine Person diese Vorstellung, blickte zu seinem Porträt und fügte hinzu: „Meister, ich glaube ..."

„Ja, Herr Langloff", sagte Holdermann, „ich freue mich über Ihren Besuch, aber Sie sehen: ich muß jetzt arbeiten."

„Jawohl", sprach Herr Kortüm und griff zu der Papierrolle.

„Vielleicht paßt es morgen nachmittag?" fragte Langloff. „Ich wollte mich nur mal eben über meine Theatersache mit Ihnen unterhalten."

„Ach so", lachte der Maler.

Herr Kortüm aber horchte auf, legte die Rolle weg: „Sie sind vom Theater?"

„Bewahre" — Langloff schüttelte den Kopf — „ich habe nur eben eine kleine Unannehmlichkeit mit dem Theater." Kortüm spitzte erwartungsvoll den Mund, der Kapitän fuhr fort: „In einer Probe übrigens nur ..."

„Aha", sprach Herr Kortüm.

„... eine Meinungsverschiedenheit ..."

„Die kenne ich", unterbrach ihn Kortüm.

Langloff wendete sich mehr an Holdermann: „Sie wissen ja, dieser Herr Wingen ..."

„Den kenne ich", sprach Herr Kortüm abermals.

„... der hat ...", Langloffs Stimme klang jetzt etwas schärfer, „... der hat mir das ja woll nun übelgenommen ..."

„Bei meinen Theateraufführungen nahm er auch alles übel", sprach Herr Kortüm.

Jetzt sah ihn der Kapitän verständnisvoll an. „Ach so, Sie sind vom Theater ...", sagte er in entschuldigendem Ton.

„Bewahre ...", Herr Kortüm machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich verstand doch aber eben ..."

„Bei mir finden nur besondere Aufführungen statt, Festspiele."

Langloff dachte einen Augenblick nach: was meint denn dieser Kerl damit? ... Zögernd begann er: „Na, jedenfalls wissen Sie denn ja mit Proben Bescheid. Dieser Herr Wingen wohnt nämlich bei mir zur Miete ..."

„Bei mir auch. Gelegentlich", sprach Herr Kortüm.

Nun wurde es dem Kapitän allmählich zu viel: „Bei mir nicht gelegentlich! Verstehen Sie mich woll?" sagte er gereizt. „Wenn Herr Wingen wegen der Sache gestern die Wohnung bei mir kündigt, habe ich einen Zinsverlust. Das hat man denn für seine Gutmütigkeit."

„Waren Sie gutmütig?" Herr Kortüm hatte nun seine Stellung ganz vergessen und kratzte sich nachdenklich in den Bartstoppeln am Kinn. „Ja? Und haben Sie nun Zinsverluste? Haha. Sie sind a. D. Natürlich. Zinsverluste merkt man nur im Ruhezustand."

Jetzt wäre Langloff zweifellos endgültig grob geworden, wenn sich Holdermann nicht eingemischt hätte: „Kommen Sie morgen unbedingt wieder, Herr Kapitän. Es wird mir eine Freude sein."

Er hatte nach den beiden in ihr Gespräch vertieften Männern heimlich eine Rötelzeichnung auf ein Blatt Papier geworfen: Kortüm und Langloff nebeneinander, beide sich mißtrauisch messend — die Zeichnung war vielversprechend, und der Maler hätte sie gerne vollendet.

*

Der Pförtner stemmte die Stiefelsohlen gegen den Heizkörper. Eine sanfte Wärme stieg in seinen Hosenbeinen hoch. Es war heute auch so schön still in der Akademie. Nichts hatte er einzuwenden gegen die Welt und ihren Schöpfer. Selten kam und ging einer.

Jetzt schallten ferne Schritte auf den Steinplatten der großen Halle. Der Pförtner horchte: „Nanu, is das nich ..." Er versuchte sich umzudrehen, ohne die Sohlen vom Wärmequell zu lösen. Eine gewichtige Gestalt schritt durch die Halle, näherte sich dem Portal.

„Da kommt je heite der Herr Kortüm schon."

Verwundert zog er die Schublade des Tisches auf, bis hart an seinen Bauch. Er kam so schnell nicht hoch. Der Pförtner kramte hastig nach dem Schlüssel. Schon flog die Windfangtür auf. Herr Langloff erschien, schritt eilig am Pförtner vorüber und verließ das Gebäude durch die kleine Wintertür.

Offenen Mundes sah der Pförtner der Gestalt nach. Dann zwängte er sich aus der Klemme zwischen Stuhl und Schublade heraus, eilte zur Tür, quetschte die Nase ans Glas und versuchte die Erscheinung wenigstens von hinten zu fassen: „Dunnerwetter, das war e' je gar nich. Oder hab ich mich verguckt un war ersch doche?"

5. Der gute Ruf

Über dem dunklen Chor der Friedhofskapelle glänzten die alten Glasbilder der Fenster im Licht der Wintersonne. Ein buntes Scheibchen war herausgebrochen. Dort drang der Strahl ungefärbt hindurch und traf auf dem Fußboden das steinerne Frauenbild einer Grabplatte. Gerade auf die Ziffern des Geburtstages der Begrabenen fiel das Licht, auf einen längstvergangenen Tag. Das Bild der gemeißelten Frau war abgetreten, ihr verwischter Name in der Dunkelheit nicht zu lesen. Nur auf dem Zeichen ihrer Geburt zitterte ein blauweißes Lichtoval, so daß es grell aus der Dämmerung aufstrahlte. Vor dem Chor draußen bewegte eine Linde ihre kahlen Äste im leichten Wind, und in dem Lichtoval auf der Grabplatte schwankten die Schattenbilder der Zweige hin und her, die fernen Äste blasser, die nahen ein wenig dunkler. Längs durch das Lichtoval strichen die Schattenbilder — jetzt quer darüber. Dicke Knospenköpfchen erschienen. Einmal verschleierten viele Zweige zugleich das Licht, dann strahlte es wieder ganz weiß und bebend auf dem Geburtstag der unbekannten Frau.

Versonnen lächelnd nahm Wingen das Notenbuch unter den anderen Arm und sah dem Lichtspiel zu. Lotte zog ihn am Ärmel: „Du hast heute länger als sonst gespielt. Komm jetzt."

Wingen zeigte auf das Lichtoval. Langsam wanderte es, ganz langsam von Häupten zu Füßen. Eben rückte es von dem Geburtsdatum fort, begann den Hochzeitstag der Toten zu bescheinen. Auch Lotte sah nun dem Spiel zu. Jetzt leuchtete der Hochzeitstag voll auf. Wingen drückte Lottes Arm an sich. Sie lehnte sich an ihn. In dem scharfen Strahl wirbelten die Stäubchen. Wingen folgte ihm mit den Augen, bis an das bunte Fenster hinauf. Dort hatte der alte Glasmaler die Himmelsleiter dargestellt, an deren Fuß ein Mensch kauert und verzweifelt die Knie des Engels umklammert, der eben die Flügel zu spreiten beginnt. Ich laß dich nicht, du segenest mich denne, stand daruntergeschrieben in schweren altdeutschen Buchstaben. Die Farben des Engels und des offenen Himmels glühten in tiefem Altersdunkel. Das Bild war wohlerhalten. Nur da, wo die Augen des Engels hätten blicken müssen, war ein Glasstück herausgefallen — und dort brach das klare Tageslicht durch wie eine Wirklichkeit in ihr Gedicht. Nachdenklich glitt Wingens Blick an dem Lichtstrahl wieder abwärts. Das Lichtoval auf dem Grabstein war ein wenig weitergewandelt. Eben begannen die oberen Zifferpunkte des Hochzeitsdatums zu dunkeln. Der Schatten eines schweren Knospenzweiges wischte darüber, wie ein Uhrpendel, hin, her, hin. Jetzt trat ein gemeißeltes Kreuz ins Licht ...

Lotte zog ihren Mann mit Gewalt fort. Er zeigte im Gehen über die Schulter zurück nach der wandernden Sonnenlampe, die eben den Todestag der Unbekannten ins Licht hob, und lächelte: „Hast du Angst, daß es weitergeht? Der Todestag ist nicht das Letzte."

„Du redest, als wenn du kein Kind zu Hause in der Wiege hättest."

„Sondern das Leben selber!" Die alte Kapelle hallte wider von seinem Ruf. Er küßte Lotte. Dann gab er ihr die Hand. Lotte hielt sie fest: „Kommst du denn nicht mit?"

„Ich muß ins Theater — Probe."

Lotte verzog den Mund: „Laß die doch machen."

„Das könnte gut werden."

„Du hast doch die Unvollendete spielen wollen."

„Die Probe ist wichtiger."

„So. Nach jeder Aufführung hast du gesagt, was die gespielt haben, hättest du gar nicht geschrieben. Und wir setzen jedesmal zu. Beim letzten Male habe ich die große Wäsche nicht bezahlen können."

„Diesmal wird's."

„Na, was Holdermann von eurer Probe gestern erzählte, klang nicht so, als ob du unbedingt mit dabei sein müßtest. Du hast nichts gesagt. Was war denn eigentlich?"

„Ach" — Wingen winkte ab.

*

Lotte hatte eine Abneigung bekommen gegen die verschiedenen Abenteuer, welche reihenweise und unerwartet den wenigen Aufführungen von Stücken ihres Mannes entsprangen. Sie werden Gott sei Dank seltener, dachte sie und meinte die Aufführungen. Jetzt bin ich doppelt bei der Sache, dachte er und betrat das Theater durch den Schauspielereingang. Am schwarzen Brett hing die Probenübersicht des Tages. Joel, der Titel seines Stückes, war heute durchgestrichen. Ist jemand erkrankt? fragte sich Wingen und stieg eilig zu Nothnagels Zimmer hinauf.

Der Oberspielleiter empfing ihn mit weicher Liebenswürdigkeit: „Lieber, welche Freude ...", er sah ihm dabei ganz nahe in die Augen und erfaßte freundschaftlich seine beiden Ellbogen. Beruhigt setzte sich Wingen.

„Ja" — Nothnagel bot ihm Zigaretten an — „ich hatte enorme Schwierigkeiten."

„Um so besser wird es", sagte Wingen verbindlich.

„Reizend, wie Sie so etwas nehmen. Aber die Jenny Schmidt hätten Sie hören sollen. Und sehen! Sie war schon im Kostüm und geschminkt. Durch die Farbe liefen ihr die dicken Tränen. Und auf den Boden stampfte sie, schrie mich an: Sie — Sie — Haha! Und erst Joel! O Gott."

„Tränen? Die Schmidt? Und Joel?" Wingen sah Nothnagel groß an.

„Ach — das kann man schließlich verstehen. Vom Standpunkt des Schauspielers aus. Wir denken über so was natürlich anders."

„Über so was? ..."

Der Spielleiter hatte Rock und Weste abgelegt, wie er es bei der Bühnenarbeit gewohnt war. Der Gürtel saß ganz tief. Jetzt verliert er die Hose, dachte Wingen in seiner Ratlosigkeit. Wirklich saß die Hose in üppigen Falten auf den weißen Gamaschen.

„Na ja doch, wir waren doch schon so weit in den Proben" — er sah auf die goldene Armbanduhr — „Donnerwetter, ich muß auf die Bühne."

„Ja — was denn?" fragte Wingen.

„Wie meinen Sie?"

„Sie sagten doch ..."

Nothnagel hob die Schultern, vergrub die Hände in den Hosentaschen und schaukelte die Zigarette auf dem äußersten Lippenrand: „Sagen ... was ist da zu sagen? Die Direktion hat Ihnen ja die Gründe ausführlich schriftlich dargelegt."

„Geschrieben? Mir?"

„Ja — haben Sie den Brief noch nicht?" Nothnagel nagte an den Lippen.

„Was?"

„Daß wir Ihr Stück zu unserem unendlichen Bedauern leider absetzen mußten?"

Wingen wollte aufstehen. Er hatte plötzlich ein schwaches Gefühl im Magen, blieb sitzen, wo er saß, zerdrückte den Zigarettenrest langsam im Aschenbecher: „Sie wollen — Sie wollen den Joel — nicht spielen?" fragte er nach einer Weile.

„Um Gottes willen! Nur in dieser Spielzeit nicht! Nein doch! Vielleicht schon in der übernächsten!" Nahe bei Wingen und den Arm um seine Hüfte legend, fuhr er fort: „Das heißt — unverbindlich gesagt. Von Mensch zu Mensch. Sie wissen: ich bin hier nur Regisseur."

Nothnagel klopfte Wingen noch einmal freundschaftlich auf die Schulter. Dann trat er zum Spiegel und knüpfte sorgfältig mit seinen winzigen knochenlosen Mädchenhändchen die auffallend geschmackvolle seidene Halsbinde fest.

*

Nun hätte Friedrich Wingen ohne jeden Umweg so rasch wie möglich nach Hause laufen sollen. Die ‚Unvollendete' lag im zweiten Notenständer oben links. Und im übrigen würde ihn Lotte kraft der Gnade Gottes, die ihr verliehen war, sehr bald ins irdische Gleichgewicht zurückgebracht haben. Ihren Besuch konnte sie ja wegschicken. Aber wahrscheinlich wäre dieser Besuch bei Wingens Ankunft von selber nach knapper Verbeugung verschwunden. Der alte Kapitän hatte vorsichtig in der Tür gefragt, ob Wingen da wäre. Auf Lottes ‚Nein' war er erleichtert eingetreten.

Der Teufel solle erstens ihn, den Pagel Langloff, holen, verlangte er zunächst mit tief grollender Stimme. Ferner möge der Teufel das Theater holen, und insbesondere müsse sich der Satan jenes Subjektes annehmen, dieses Wiesels, des Schreihalses, der nicht zum letzten Kajütjungen auf seinem schlechtesten Schiff getaugt hätte, jenes verdammten . . .

„Aber Herr Langloff!"

Und nun vernahm Lotte endlich die erstaunlichen Vorgänge auf der letzten Theaterprobe, ordentlich der Reihe nach und im Zusammenhang. Sie erfuhr, daß Langloff sozusagen zum Publikum ernannt worden wäre und den entsprechenden Gebrauch von dieser Ernennung gemacht hätte — auf Wingens ausdrücklichen Wunsch. Lotte erfuhr weiter, daß der Regisseur diese Unternehmung als eine Herausforderung empfunden habe. Und endlich, daß Wingens Stück plötzlich abgesetzt sei. Aus technischen Gründen . . .

Längst hatte Lotte aufgehört, das Kinderhemdchen mit der verzwickten roten Kante zu umhäkeln. Es war eine gute Weile still im Zimmer. Dann sagte sie plötzlich leise: „Kinder und Männer haben ihren Engel."

Sie stand auf, atmete tief und war schön und jung, und ihre klare Schläfenlinie machte ihr Gesicht fest und straff. Langloff sah sie erstaunt an. Die kann ja gar nicht rechnen, dachte er — er hatte immer gemeint, nur ihr Mann verstände nichts von Geschäften. Lotte stand am Fenster, sah nicht den Schloßturm drüben über den Dächern, die Wolken hoch über dem Turm nicht — sie lächelte und sagte: „Wirklich,

sie haben Schutzengel, zwei zu Häupten, zwei zu Füßen ...", plötzlich wandte sie sich um und gab dem Kapitän die Hand: „Ich danke Ihnen schön."

Langloff zog das Gesicht zusammen, machte Kapitänsaugen. Schämen wollte er sich nicht, und was hier zu sagen sei, wußte er nicht: kein Zweifel, fünfhundert Mark hatte er gerettet — auf Kosten dieser Frau etwa? Und sie merkte es nicht einmal? Langloff hatte manches Geschäft gemacht, ohne die Ursache des Gewinnes zu begreifen. Geld hing einem Menschen wohl an wie Wagenschmiere dem, der einer Achsnabe zu nahe gekommen ist ... aber das hier ... Fast mitleidig betrachtete er die junge schöne Frau, der in diesem Augenblick doch offensichtlich die baren Honorare aus der Wirtschaftskasse wegschwammen: „Na, danke ist denn ja woll zuviel gesagt bei diesem Anlaß."

Lotte war redselig, wie Langloff sie nie erlebt hatte: „Mein Vater hat Masken gemacht", erzählte sie ihm, „mein Großvater und dessen Vater, und aus den Sorgen sind sie nicht herausgekommen ihr Lebtag. Masken sind selber Wesen, die leben um ihretwillen. Ich habe das gemerkt. Nicht Masken, Herr Langloff ..." Nebenan begann das Kind zu weinen, es war über ihrer lauten Rede wohl aus dem Schlaf gefahren. Lotte zeigte zur Schlafzimmertür: „Er hat doch ein Kind. Ein richtiges Kind."

„Und Sie hat er denn ja auch, junge Frau", sagte Langloff nachdenklich.

Wenn Wingen jetzt eingetreten wäre! Den Kapitän hätte er zur Tür hinausschieben sollen, seine Frau ansehen oder nicht ansehen, vor Freude ein Fenster einschmeißen oder vor Wut ein Lied singen oder Lotte auf den Schoß nehmen, diese Frau aus doch man bloß einfachen Verhältnissen, diese geborene Albrecht aus Besenroda — was er auch getan hätte, nur dieses durfte er nach menschlichem Ermessen nicht tun: ins Kaffeehaus gehen.

Aber dieser Mann ging hin, setzte sich auf ein Sofa, stierte dumpf in eine Tasse Kaffee hinein und sah und hörte zunächst nichts. Einmal sank das Sofa ein, wappte wieder hoch. Eine Dame hatte neben ihm Platz genommen. Sie holte einen Spiegel aus der Handtasche und betupfte ihre Wangen. Nun mußte sich ja bald zeigen, ob Lotte recht hatte und Männer gleich den Kindern ihre Schutzengel haben. Noch merkte Wingen nichts. Aber das gesamte Café nahm Kenntnis von der Anwesenheit der Dame. Vor wenig Tagen hätte man noch gesagt: Kitty ist auch da. Heute sprach das Café: Frau Dimitroff ist anwesend. Kitty war zornig. Alte Freunde grüßten sie plötzlich ehrerbietig und gingen weiter. Sind die Leute verrückt geworden? dachte Kitty. Sie hätte ihnen das längst ins Gesicht gesagt, aber die guten Bekannten machten offenbar einen raschen, achtungsvollen Bogen um sie. Kitty sah an sich nieder: sie war so hübsch wie je! Jetzt kam der Cafèwirt. Früher hatte er bei Bestellung des Getränkes aus eigenem Antrieb hinzugefügt: und etwas Gebäck darf ich beilegen? Und früher hatte er ihr einen besseren Stuhl mit Armlehne an einen Mitteltisch gerückt: Bitte, Fräulein Kitty, Sie haben hier besseres Licht. Zur Verschönerung seines Lokales hatte er sie in die Mitte gerückt, wie einen bunten Blumenstrauß, den die Gäste sehen sollten. Sie blieben dann noch, bestellten vielleicht weitere Tassen Kaffee. Jetzt kam dieser Wirt, ließ die Arme hängen, drückte verlegen die Daumen an die Zeigefinger, machte abbittende Augen und eine ernste Verbeugung.

„Esel", sagte Kitty ärgerlich.

Wingen blickte auf. Esel? Wen meint sie? Er hatte Kitty manchmal auf der Bühne als Statistin gesehen.

„So ein Esel", wiederholte sie. „Haben Sie ihn gesehen? Wie er mich grüßte! Als ob ich eine barmherzige Schwester wäre."

„Wer?"

„Der dort. Der Kaffeesieder."

„Hm."

„Überhaupt, was fällt den Leuten ein? Gestern hat einer Frau Dimitroff zu mir gesagt. So heiße ich doch gar nicht. Kitty Müller heiß' ich. Frau Dimitroff war doch bloß meine Rolle beim Film damals."

„Ja, Frau Di . . ., Fräulein Ki . . . hm, also ich habe es auch so gehört."

„Was?"

„Die Leute haben erfahren, daß Sie aus Rußland sind."

„O Gott."

„Und daß Sie eine große Heirat gemacht haben . . ."

Kitty stammelte bloß: „Deshalb . . . darum . . . gehen alle so um mich rum?"

Wingen zuckte die Achseln: „Je . . ."

„Woher wissen Sie denn das?"

„Der Weinwirt Fuß hat es von einem gewissen Herrn Kortüm."

„Von wem? Den kenne ich ja gar nicht! Das ist ja alles gelogen!"

Wingen zuckte die Achseln: „Je . . ."

Kitty kamen beinahe die Tränen. Sie rückte ihrem Gewährsmann näher. Die Gäste nahmen davon Kenntnis und sprachen: „Es ist was dran. Sie ist jemand. Wingen, ein glücklich verheirateter Mann, würde nicht in öffentlichen Lokalen mit ihr Kaffee trinken, wenn sie nicht jemand wäre."

„Aber", begannen die besser Unterrichteten, „die Sache mit dem Bassisten damals . . ."

„Ach was — Klatsch."

In Kitty dämmerte jetzt allmählich eine außerordentliche Erfahrung: daß nämlich die Verlassenheit eines Menschen manchmal von seinem guten Ruf herrührt. Der guten Kitty plötzliche Einsamkeit kam jedenfalls von ihrem plötzlich guten Leumund.

„Kortüm also", sprach sie zornig, „ein Herr Kortüm — wo wohnt denn der Mann?"

Wingen zuckte abermals die Achseln: „Nicht in der Stadt. Er ist nur zeitweilig hier. Gesehen habe ich ihn auch nicht. Wir verstehen uns nicht recht. Ich weiß bloß, daß er sich von Holdermann malen läßt."

Mit einem Schwung fuhr Kitty herum und sah Wingen aus blitzenden Augen an: „Ist das etwa der Herr mit der Papierrolle in der Hand?"

„Papierrolle?"

„. . . und dem schwarzen Rock?"

„Schwarzer Rock paßt eher. Ja, und so steht er da, und beim Sprechen legt er immer den Kopf zurück, sieht einen von oben her an, kratzt sich dabei am Kinn . . ."

„Das ist er!" Kitty sprang auf: „Mit dem Mann werde ich reden!"

Elastisch eilte sie durch das Kaffeehaus. Die Stühle rückten, man machte ihr ehrerbietig Platz.

Der bunte Blumenstrauß war fort. In schwerem Tabakgewölk wälzten sich heute die halblaut geführten seltsamen Gespräche lange hin und her. Jeder Gast hielt eine Zeitung in der Hand. Man las jedoch sehr wenig. Die geistig durchgearbeiteten Köpfe redeten bloß. Ein Fremder hätte glauben können, die Herren benutzten die Zeitung nur wie Bäuerinnen die Salatkörbe, wenn sie gar nicht pflücken, sondern bloß erzählen gehen wollen: mit Hilfe eines unbenutzten Arbeitsgerätes in der Hand gedeiht eine Rede genüßlicher.

Wingen bezahlte zwei Tassen Kaffee. Kitty hatte die ihre im Zorn vergessen. Aber Lottes Glaube an die Schutzengel der Männer hatte sich als wohlbegründet erwiesen, so besonders verwickelt die Sache im Kaffeehaus heute auch gelegen hat und so ganz andere Vorstellungen von Schutzengeln im Schwange sind. Freilich erfuhr Lotte niemals den Vornamen des Engels, der in jener finsteren Wendestunde das Gemüt ihres Gatten rücksichtslos liebenswürdig abgelenkt hatte von der eigenen Not.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Das Inselreich

Wenn Geschichte eine Sinndeutung aus dem Einmaligen und Vergänglichen ist, so ist das Werk von Reinhold Schneider: „Das Inselreich, Gesetz und Größe der britischen Macht", (Leipzig 1936, Inselverlag, 574 S.) keine Geschichte, und der Verfasser bittet ausdrücklich, es nicht als Geschichte Englands mißzuverstehen. Reinhold Schneider sucht die Quellen der Geschichte im Ewigen. Er will „durch das Medium der Schicksale die innere Gestalt sichtbar machen und zugleich auf das Gesetz verweisen, das über aller Geschichte waltet". Auch er möchte wie der große angelsächsische Geschichtsschreiber Beda von der Höhe des Glaubens Geschichte schreiben und als ihren eigentlichen Inhalt das Wirken göttlicher Macht auf der Erde und im Menschen ansehen. So ringt er mit den großen Trägern der Geschichte, nicht nur den Mächtigen dieser Erde, den Königen und Feldherren, sondern auch den Büßern und Heiligen, den Dichtern und Denkern, den Bauern und den Städtern, den Bettlern und den Gemarterten, um den letzten Sinn ihres Lebens und Wirkens. Es gibt wohl kein wissenschaftliches Werk, das die Menschen, die es darstellt, so ergreifend nahe vor sich sieht, sie uns so nahe bringt, wie die wundervolle Darstellung Reinhold Schneiders. Wir sehen die Entwicklung der englischen Macht geboren werden aus den Gewissensqualen derjenigen, die am Aufbau dieses Weltreiches mithelfen durften, die sich nicht immer ihres Weges bewußt waren und die dennoch mit nachtwandlerischer Sicherheit das tun, was das ewige Schicksal ihnen auferlegt. Das innere Gesetz der Größe der britischen Macht ist das große Ziel der Darstellung Schneiders, und er findet dieses Gesetz in der Einheit des Strebens nach Macht und Besitz und des Strebens nach Freiheit. Aus diesem Geiste heraus hat Schneider nicht die Ereignisse der englischen Geschichte an seinem Auge vorüberziehen lassen, sondern sie gestaltet, in wenigen großen Entscheidungen zusammengeballt. Meisterhaft sind seine Darstellungen der Menschen, wie jenes Wilhelms des Bastard, der zu Wilhelm dem Eroberer werden sollte, die Darstellung von Cromwell, dem von den Mächten Geführten, hervorragend auch seine Schilderung des großen Brandes von London im Jahre 1666. Nur eines ließe sich vielleicht gegen dieses Werk sagen: es ist deutsch und nicht englisch gedacht, aber das ist zugleich das höchste Lob, das man überhaupt geben kann. E. S.

Neue Einführung in Nietzsche

Unter den rund zwölfhundert Schriften, welche bisher über Nietzsche, seine Philosophie und sein Leben verfaßt wurden, befinden sich nach Ansicht des Referenten drei, deren Lektüre in unmittelbarem Anschluß an diejenige Nietzsches selber zu empfehlen ist und für das Verständnis nicht gut entbehrt werden kann: Bertrams „Nietzsche", Klages' „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" und die kleine Schrift von Rudolf Pannwitz „Einführung in Nietzsche". Zu diesen dreien ist nun jetzt ein viertes Werk des Heidelberger Existenzphilosophen Karl Jaspers, unter dem Titel „Nietzsche, Einführung in das Verständnis seines Philosophierens" (Walter de Gruyter, Berlin, 438 S.) getreten; ein Werk, das geeignet ist, nicht nur die genannten Hinleitungen in ihrer Einseitigkeit zu ergänzen, sondern beinahe entbehrlich zu machen. In einem runden, krassen Urteil herausgesagt: Jaspers hat mit diesem Werk die bisher beste, vollständigste und pädagogisch empfehlenswerteste Einführung in Nietzsche geschrieben. Er hat sich hiermit einer der schwierigsten philosophischen und psychologischen Aufgaben unseres Zeitalters unterworfen, deren Umfang und Einzelheiten in einer Besprechung nicht entfernt angedeutet werden könnten. Versuchen wir daher nur die Situation ungefähr zu umreißen, in welche dieses Buch fruchtbar hineinzusprechen weiß.

Nietzsche ist einerseits von der Entwicklung des Denkens, soweit sie spekulative Wege ging, überholt und zurückgedrängt worden; der mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unterbrochene Strom der großen

philosophischen Tradition von der Antike bis zu Kant und Hegel ist wieder aufgenommen worden. Dies jedoch in einer zu unmittelbaren epigonischen Weise verbunden mit einer undialektischen bloßen Ablehnungspolemik gegenüber jenen Mächten, welche die Lebensphilosophie an ihrer Spitze mit Nietzsche heraufgebracht hatte. So erklärt es sich denn, daß andererseits derselbe Nietzsche noch eine zweite, ganz ursprüngliche, durch das Weiterschreiten der Zeit nicht abgewandelte Wirkungsperiode erleben konnte, die bis in die Gegenwart reicht und deren Denkspannungen erfüllt. Einen ersten vermittelnden Boden zwischen jenen beiden großen Flügeln unseres heutigen Denkens hat nun die Existenzphilosophie geschaffen, welche sich vornehmlich an die Namen Heidegger und Jaspers knüpft und in ihren geschichtlichen Fundamenten eben auf jene beiden Denkströme (den spekulativen einerseits, der bis Platon und Aristoteles zurückreicht, und den emotionalen andererseits, der in Kierkegaard und Nietzsche wurzelt) zurückgeht. Dieselbe Existenzphilosophie bietet daher die Möglichkeiten, eine Gestalt wie diejenige Nietzsches einerseits in ihren Tiefen psychologisch zu erfassen, andererseits aber auch dialektisch zu umfassen und mit wahrhafter, nicht bloß vordergründiger Kritik bis zu einem gewissen Grade aufzulösen, um sie damit für die künftige Denkentwicklung erst richtig fruchtbar zu machen. Diesen Versuch unternimmt das reife, reiche Buch Jaspers'. Es steht weder polemisch noch gläubig zu Nietzsche. Es will seine volle Wirklichkeit erfassen. Es ist in höchstem Maße gelehrt und philosophisch zugleich. Es ist kein Hilfsmittel für den Anfänger (weder für denjenigen Nietzsches, noch gar den der Philosophie überhaupt), sondern ein Nonintermittendum auf dem Wege zu Nietzsche wie auch auf demjenigen zum heutigen Philosophieren im allgemeinen. Kurz: ein Buch strenger philosophischer Arbeit, das endlich einmal den Wunsch Nietzsches selber nach wirklichen Lesern und Studenten seiner Werke erfüllt hat, um auf diese Weise zugleich allerdings den zweideutigen Schwarm der bloßen Verehrer, Genießer und auch der gefühlsmäßig Ablehnenden fortzuscheuchen. Wir verzichten auf Inhaltsangaben, die ins Einzelne gehen, weil es sich in dieser Arbeit eben nicht um Einzelfragen bei Nietzsche, sondern um die Ganzheit seiner Existenz und seines Philosophierens handelt, welche man sich allenfalls noch durch eine Darstellung seiner künstlerischen Komponente ergänzen könnte. Eine solche Darstellung ist beiläufig gesagt vor kurzem in dem ausgezeichneten Buche Ernst Kleins „Die Dichtung Nietzsches" geliefert worden. Darüber hinaus kommt Jaspers bei seiner Interpretation naturgemäß der eigene existenzphilosophische Standpunkt zugute, ja er erfährt in dieser nachschaffenden Arbeit zugleich eine schöpferische Bestätigung. Es steckt ein Stück eigener bedeutsamer Philosophie in diesem Nietzschebuche, das unmittelbar auf der Fortsetzung der systematischen Werke Jaspers' liegt und daher nicht nur in die Nietzsche-Bibliographie abgeschoben werden kann. Auch Klages hatte Ähnliches mit seinem Nietzschewerk und überhaupt mit seinem teilweisen Einbau Nietzsches in die eigene Philosophie angestrebt. Der Vergleich mit Klages macht aber gerade deutlich, wieviel weiter und tiefer die Möglichkeiten der Existenzphilosophie reichen als diejenigen der Klagesschen Seelenlehre, welche den Bereich des eigentlich philosophischen Geistes nur gerade streift. Die Existenzphilosophie ihrerseits findet vom überkommenen spekulativen Geiste her die Mittel, um die Peripetien des Nietzscheschen Denkens sichtbar zu machen, welche ja fast alle erst jenseits seiner ausgestalteten Werke zu finden sind. Wir weisen daher auf diese neue Einführung in Nietzsche mit einer selten empfundenen Freude und Bereicherung hin.

Joachim Günther

Chiang-Kaishek

Von Chiang-Kaishek und der Regierung der Kuomintang in China handelt das Buch von Gustav Amann (Heidelberg. Kurt Vowinckel. 17 Karten. 29 Abbildungen. 240 Seiten). Wer überhaupt etwas begriffen hat von der Problemlage der Welt und den Entwicklungslinien, nach denen zwangsläufig Entscheidungen heranreifen, wird dieses Buch begrüßen, wenn es auch bewußt an einem Abschnitt der Entwicklung in China haltmacht, der schon der Vergangenheit angehört. Aber niemand wird in der Lage sein, das, was in China jetzt vorgeht und sich für künftig ankündigt, zu verstehen, der nicht die Entwicklung kennt, die China nach dem Tode Sunyatsens genommen hat unter dem immer

weiter sich ausdehnenden Einfluß der einzigartigen Persönlichkeit des chinesischen Marschalls. Amann gibt eine historisch exakte und politisch richtig orientierte Darstellung dieser Entwicklung aus den Jahren 1927 bis 1933, wo dann die neue Phase des immer stärker werdenden japanischen Druckes einsetzte. Der Bericht über den Kampf Chinas unter seinem Marschall gegen den bolschewistischen Einbruch und die japanischen Übergriffe wird in seiner Sachlichkeit dem gigantischen Streben, auf einer neuen Grundlage und mit neuen Mitteln die Einheit eines freieren und glücklicheren chinesischen Volkes zu schaffen, ebenso gerecht wie der Persönlichkeit des Marschalls Chiang-Kaishek, den man getrost zu den interessantesten und bedeutendsten Persönlichkeiten unter den Männern rechnen darf, die heute Geschichte machen, wobei die männlich-würdige Haltung besonders eindrucksvoll wirkt. D. R.

Ludwig von der Marwitz

Ein Lebensbild des wahrhaft konservativen, preußischen Menschen und Edelmanns hat Dr. Walther Kayser geschrieben: „Marwitz. Ein Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der preußisch-deutschen Erhebung" (Hamburg. Hanseatische Verlagsanstalt. 347 Seiten, 2 Abbildungen. 7,50 Reichsmark). Kayser hat es verstanden, in seinem sehr lebendig und eindringlich geschriebenen Buche mit eigenem innerem Beteiligtsein Marwitz ein Denkmal zu setzen, das wir als endgültig annehmen dürfen. Marwitz war ein Kämpfer mit unerbittlicher Konsequenz gegen den Liberalismus, der auf der Grundlage der Französischen Revolution auszuwuchern begann, und zu gleicher Zeit gegen die kurzsichtigen Preußen, die engstirnig sich der Erneuerung Preußens aus den wirklich tragenden Kräften des Volkes widersetzten. Sein Kampf ist ein unübertreffliches Zeugnis, wie eine echt konservative Grundeinstellung den klaren Blick für kommende Entwicklungen mit allen ihren Gefahren sich niemals trüben läßt und wie sie allein aus ihrer Grundhaltung heraus die nun einmal gegebenen menschlichen Gebundenheiten richtig einschätzt und infolgedessen auch Wege zu weisen vermag. Kayser läßt in weiten Strecken Marwitz selbst zu Worte kommen, und so bietet dieses Buch die sichere Möglichkeit, sich der Führung des großen preußischen, konservativen Mannes anzuvertrauen. D. R.

Der Erforscher der übersinnlichen Welt

Ralph Waldo Emerson ist bei der Titulierung seiner unvergänglichen Essais über die „Repräsentanten der Menschheit" nicht in jedem Falle ganz treffend verfahren. Stimmt schon der „Goethe" als „Schriftsteller" nicht recht, so noch weniger der „Mystiker" Swedenborg. Zum mindesten vereinbart sich eine Ausdehnung des Begriffes „Mystik" auf dasjenige, was Swedenborg gekonnt, erfahren, erforscht und literarisch gestaltet hat, nicht mit den Vorstellungen, welche wir von reiner, beispielhafter Mystik etwa beim Meister Eckehart in der deutschen Theologie, überhaupt in der ganzen langen Tradition der mittelalterlichen „Theologia und Philosophia cordis" verwirklicht finden. Der wesentliche Unterschied ist wohl darin zu suchen, daß die eigentliche Mystik unter der Überspringung aller Zwischensphären unmittelbar auf Gott hin gravitiert, Swedenborg jedoch Gott „beläßt", dafür aber den tiefsten Blick in die Zwischenwelt, die „übersinnliche Welt", wie man heute sagt, getan hat. Hier steht er singulär in der ganzen Menschheitsgeschichte da; „in die Geheimnisse höherer Welten ist Swedenborg (wie Richard Adolf Hoffmann es formuliert hat) in der Tat viel, viel tiefer eingedrungen, als es selbst unseren größten Religionsstiftern vergönnt war". Und doch eben nicht mit einem religiösen oder mystischen, sondern durchaus rationalen Geiste. Ein Naturforscher „zwischen zwei Welten". Vielleicht ist es aus diesen Zusammenhängen am ehesten zu erklären, wenn Swedenborg bis in die Gegenwart immer weit stärker in der westlichen, französisch-angelsächsischen Welt als in Deutschland oder nach dem Osten hin gewirkt hat, ebenso wenn sich auffallenderweise (ähnlich wie beim Spiritismus) aristokratische und intellektualisierte Schichten tiefer an ihm interessieren als das „Volk".
So ist denn auch das jüngste Werk über Swedenborg von einem französischen Baron H. de Geymüller verfaßt worden (erschienen in deutscher Übertragung von Paul Sakmann unter dem Titel „Swedenborg und die übersinnliche Welt" [Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 395 S.]). Kein

eigentlich wissenschaftliches, sondern ein dilettantisches, im besten Sinne persönlich beteiligtes Buch, das nicht nur Swedenborgs riesigen Ansichtenkomplex zu allen übersinnlichen Fragen auseinanderfaltet, sondern auch gleich noch das ganze weite Feld der neueren Parapsychologie, des Okkultismus, Spiritismus, der Theosophie usw. mit einbezieht und an Swedenborg richtet und ausrichtet. Dem unvorbereiteten Leser können „die Haare zu Berge stehen"; ist doch besonders in Deutschland das Wissen um solche okkulten Dinge auf wenige und nicht immer einwandfreie Zirkel beschränkt. Neben diesen rein sachlichen Belehrungen zeichnet sich Geymüllers Darstellung vor allem aber dadurch aus, daß sie in kluger Polemik gegen allen wuchernden Hintertreppen-Okkultismus das Echte vom Unechten, das Durchdachte vom Verworrenen, die kristallen reine Magie Swedenborgs von der trüben der Geisterbeschwörer und Mätzchenmacher aller Zeiten absondert. Dies geschieht in großen, gewissenhaften Auseinandersetzungen über „Geist und Materie", den Limbus (bei Swedenborg das Gegenstück zum Perisprit oder Ätherleib der Spiritisten), die Pneumatologie, die verschiedenen parapsychologischen Erscheinungen und vor allem auch die mit der christlich fundierten Lehre Swedenborgs in krassem Widerstreit stehende Wiederverkörperungslehre. Ein Schlußkapitel faßt dann die verschiedenen Berichte über Swedenborgs persönliche übersinnliche Fähigkeiten zusammen, denen der Schwede jedoch ebensowenig Bekehrungswert beigelegt hat wie Christus seinen Wundern: „Es gäbe Hunderte solcher Geschichten. Es sei aber nicht der Mühe wert, seine Zeit damit zu verlieren, an ihnen herumzukritteln; es handle sich da um Bagatellen, die die Gefahr mit sich bringen, daß der Hauptzweck seiner Sendung in den Hintergrund gedrängt werde." So kann und soll im sicheren Besitze seiner Wahrheiten der Prophet selber sprechen; die erkenntnishungrige Menschheit wird sich jedoch gerade an diese „bewiesenen" Bagatellen immer am meisten klammern, so wie Elisabeth Barrett Browning es ausgedrückt hat: „Das einzige Licht, welches wir über das jenseitige Leben haben, findet sich in Swedenborg." Geymüllers Werk nun stellt einen reinen Spiegel dieses Lichtes dar. Was ihm schließlich noch an wissenschaftlichen Klarstellungen und Ergänzungen beigefügt werden konnte, leistet ein von Hans Driesch bearbeiteter Anhang über „die wissenschaftliche Parapsychologie der Gegenwart". Günther

Napoleon

Von Octave Aubry's grandiosem Werke „St. Helena", dessen 1. Band wir hier kürzlich anzeigten, ist nun der 2. Band erschienen: „Der Tod des Kaisers" (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. 406 Seiten. Mit 14 Bildtafeln). Das tragische und durch die Kleinheit der Umwelt peinliche Schauspiel vom Erlöschen dieses großen Lebens hat Aubry gegliedert in die Teile: Langeweile und Überdruß; Napoleon besiegt; Napoleons Triumph. Quellennachweise, benutzte Literatur und ein Verzeichnis der Bildtafeln schließen das Buch. Die gute deutsche Übertragung stammt von Hans Dühring. Aubry hat es wahrhaft mit Meisterschaft verstanden, die historischen Dokumente, auf die sich jede Zeile seines Werkes stützt, insonderheit die Aufzeichnungen von Sir Hudson Lowe, so zu gruppieren, daß jedes Wort überzeugt und das Bild des unglücklichen Entthronten so glaubhaft ersteht, daß man Aubrys Darstellung als letzte und unwiderlegliche Wahrheit annimmt. Gewiß, Napoleon unterlag den Schikanen der Engländer von ungewöhnlich kleinem Format, die statt seine Wächter, seine Kerkermeister waren. Aber die Kleinheit, zu der er in der Abwehr kleinlicher Ränke gezwungen war, erhob sich mehr und mehr zu einer Haltung, die den Sterbenden zum Sieger machte, dem der Triumph der Heimkehr nach Frankreich selbstverdiente Genugtuung war. Das Umschlagblatt dieses Buches zeigt Napoleons Totenmaske einsam aus den Fluten des Ozeans hinausragend wie die traurige Insel, auf der sein Geschick sich vollendete. Das Zwingende und Beherrschende, das der Kopf des Toten auf diesem Umschlag zeigt, ist ein voll entsprechendes Symbol für den Inhalt des Werkes des ausgezeichneten französischen Historikers: hier spricht das Schicksal eines Großen, der nicht verklärt wird, durch den Mund eines Mannes, in dem sich unerbittliche Klarheit mit edler Leidenschaft des Herzens glücklich mischen.

Napoleon Bonaparte von Wulf Bley (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 16 Bildtafeln. 5,50 RM) heißt im Untertitel

„Lebensroman eines Genies“ und ist ganz unter die Nietzsche-Worte über Napoleon und das Wesen des großen Menschen gestellt. Der gewaltige Stoff und die Zielsetzung ermöglichen es der geschickten Hand des Autors, ein Bild des Mannes, der eine Welt umgestaltete, zu malen, das von starker Dynamik und Spannung ist. D. R.

Unverlierbares Gut

In der klug und verantwortungsbewußt angelegten Reihe „Deutsche Schriften“ (Potsdam, Alfred Protte) sind drei neue Bände erschienen: „Carl von Clausewitz, Krieg und Staat“, herausgegeben von Hans Riemann, „Helmuth von Moltke, Strategie und Politik“, herausgegeben von Eduard Kessel, ein Buch, aus dem wir jüngst in der „Lebendigen Vergangenheit“ abgedruckt haben, und „Thomas Müntzer, Revolution als Glaube“, herausgegeben und eingeleitet von Michael Freund (2,80 Reichsmark der Band). Steht die Wichtigkeit der Bände Clausewitz und Moltke außerhalb jeder Diskussion als Zeugnisse berufener Erzieher und Lehrer des Volkes, so ist auch die Notwendigkeit der Erinnerung an Thomas Müntzer in seiner starken Zeitnähe durchaus zu bejahen.

Der Ernst, der die Arbeit des Potsdamer Verlages auszeichnet, der auch durch die Veröffentlichung der Schrift von Eugen Diesel „Die Stellung des Geistes im Weltbild der Gegenwart“ sich zeigte, wird erneut erhärtet durch das Buch unseres Mitarbeiters Rolf Bathe „Bis zum letzten Hauch“ (301 Seiten. 15 Skizzen. 6,— Reichsmark), zu dem George Soldan ein Geleitwort schrieb. Das Buch ist von aufwühlender Eindringlichkeit und ein wahres Kriegsbuch von hohem Rang, geschrieben von einem, der an der Front mit Ehren in schwersten Zeiten seinen Mann gestanden hat. Bis in das letzte Gefühl echt und der Verpflichtung auch des Wortes gegenüber dem großen Gegenstand sich bewußt, schreibt hier ein Mann ein Gedenkbuch von dem großen Erleben und dem Heldentum des wahren Kämpfers für seine Kameraden. Diese soldatischen Studien halten in 7 Abschnitten Gipfelpunkte militärischen Geschehens fest, in denen von Führer und Mann letzte Einsatzbereitschaft verlangt wurde. Bathe, der auch den Quellen, die er mit scharfem Verstand durchprüft, gegenüber das ihm eigene Pflichtbewußtsein bewahrte, versteht es, in einzigartiger Form das einzelne Geschehen in die großen Zusammenhänge einzuordnen. Das Buch läßt keinen los, weil es aus einem starken und freien Herzen heraus geschrieben ist. Was Bathe in seiner ersten Schrift über die Meuterei französischer Soldaten im Jahre 1917 „Frankreichs schwerste Stunde“ versprach, erfüllt dieses männliche und tapfere Buch. P.

Für den Weihnachtstisch

Persönliche Weihnachtsgaben

Der Verlag Ernst Heimeran in München, dessen ausgezeichnete Arbeit in der Tusculum-Bücherei hier so oft gewürdigt ist, hat zwei neue Bände aus der Antike herausgebracht: „Griechische Gedichte“ (367 Seiten, 5,— Reichsmark) und „Griechische Liebessagen und verwandte Stücke“ (244 Seiten, 5,— Reichsmark). Die griechischen Gedichte enthalten eine Auswahl griechischer Lyrik von der Frühzeit bis zum Absinken der griechischen Kultur in die römische Zeit. Den griechischen Originalen hat Horst Rüdiger, der die Auswahl traf, Übertragungen deutscher Dichter wie Opitz, Hölty, Bodmer, Wieland, Herder, Goethe, Humboldt, Hölderlin, Grillparzer, Mörike, Graf Stollberg, Heinse, Geibel, Schlegel, Voß, v. Seckendorf, Boehler, Gottschedt, Uz, Götz, Weckherlin, Tobler und Tassilo von Schäffer gegenübergestellt. Die Auswahl ist sehr reichhaltig, von großem Wissen und Feingefühl geleitet und bringt an wissenschaftlichem Apparat genug, um auch hierin der Sammlung ihren Rang zu sichern. — Herta Snell erzählt nach den Quellen nahezu 70 griechische Sagen, in der Hauptsache solche, die um die Liebe kreisen, in musterhafter und flüssiger Sprache. Ein Register der Namen von Göttern, Halbgöttern und Menschen mit knappen, treffenden Erläuterungen ist beigefügt. In beiden Büchern wird wirklich in kultiviertester Form die Antike als lebendiger Besitz für unsere Tage neu gewonnen.

Das gilt auch für den Band der Tusculum-Bücherei „Pompejanische Wandinschriften“, in dem Dr. Hieronymus Geist 400 Originaltexte mit der Übersetzung einander gegenüberstellt nach der Art dieser Bücherei. Hier ist eine ganz erstaunliche Gegenwarts-

nähe, und wir fühlen uns erinnert an gewisse Aufschriften eines mitteilungsbedürftigen Publikums an Zäunen, aber auch an Orten, die Männer allein aufzusuchen pflegen, wenn freilich auch die pompejanischen Inschriften etwas zurückhaltender sind als diese Art von Folkloristik unserer Zeit. Das Leben Pompejis und seiner Bewohner drängt in diesen Aufschriften förmlich auf uns zu: da finden wir Wahlaufrufe, Ankündigungen von Gladiatorenspielen, Anzeigen, Grüße, Wünsche, Beschimpfungen, auch dem Bedürfnis, seinen Namen zu verewigen, wird genügt, Liebesbotschaften, Aussprüche über Trinken, Essen, Spielen, billige Lebensweisheiten, aber auch Familiennachrichten, Haushaltungsnotizen und geschäftliche Aufzeichnungen. Jedenfalls ist das alles ein Zeichen, daß in der Spätantike die Kunst des Lesens Allgemeingut war, denn auch die Behörden benutzten solche öffentlichen Möglichkeiten zu ihren Bekanntmachungen. Ein Großteil der Inschriften ist vor dem Verfall gerettet. Sie liegen im Museum von Neapel. Manches ging verloren. Die Wissenschaft teilt diese Inschriften in zwei Gruppen: die Dipinti und Graffiti, deren erste mit dem Pinsel meist in roter Farbe aufgemalt, deren zweite mit irgendwelchen spitzen Instrumenten dem Wandbewurf eingekratzt sind. Ein Nachwort des Verfassers unterrichtet hierüber in ausreichender Form.

Wie stark auch heute noch ein Verleger seinem Verlage ein klar profiliertes Gesicht geben kann, dafür ist das Schaffen von Ernst Heimeran ein überzeugendes Beispiel. Neben die schon früher hier angezeigten Büchlein, den „Unfreiwilligen Humor", das „Glückwunschbuch" und andere tritt jetzt „Heimerans Namenbüchlein" (142 Seiten, 2,— Reichsmark), eine Sammlung von ungefähr 400 Vornamen, die mit Recht als deutsch zu bezeichnen sind, wobei Heimeran landläufige Irrtümer schnell beseitigt. Die beiden Abteilungen, Männer- und Frauennamen, können jeden, der in Verlegenheit um die Benamsung seines Nachwuchses ist, besser unterrichten als das Telefon- oder Adreßbuch. Hier findet man Gelegenheit zu reizvollen, persönlichen Weihnachtsgaben, weil eben die Persönlichkeit von Ernst Heimeran, wie sie sich in seiner Arbeit äußert, stark und originell ist.

Auch die Stegreif-Geschichten von Wilhelm Dieß sind durch eine sympathische Frische ausgezeichnet (174 Seiten, 3,80 Reichsmark). Diese mit kleinen Zeichnungen von Fritz Fliege geschmückten Erzählungen sind wirklich nicht Schreibtischarbeit, sondern in dem echten Ton erzählt, wie man ohne Anspruch auf und unter bewußter Ablehnung von Literatur im Freundeskreise Geschichten erzählt. Sie durchmessen die große und die kleine Welt, Abseitiges und Allgemeines, und eignen sich sehr hübsch auch zum Vorlesen.

Auch im Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, sind drei sehr hübsche Gaben erschienen: „Sprache der Liebenden", Liebesgedichte aus alter und neuer Zeit, herausgegeben von Hartfrid Voß (144 Seiten, 2,— Reichsmark), „Lob des Ehestandes", herausgegeben von Walter Fischer (mit 20 Kupferstichen, 2,— Reichsmark), und „Christoph Weigels Ständebuch von 1698" (208 Seiten, 50 Kupferstiche, 2,— Reichsmark). Die feinsinnige Auswahl von Liebesgedichten, die Hartfrid Voß traf, geht wirklich alle an, deren Herzen nicht verhärtet sind und nicht zu stolz, sich zum eigenen Gefühl zu bekennen. Die Gliederung ist nach inneren Motiven vorgenommen; herangezogen wurden Lieder ältester Zeit bis zu den Zeugnissen echten Gefühls mitlebender Dichter wie Binding, Manfred Hausmann, Hesse, Johst, Rudolf Alexander Schröder, Ruth Schaumann, Ina Seidel und vieler anderen.

Aber Liebe allein tut's freilich nicht, es muß auch Ehe dabei sein, und so wird dieses schöne Büchlein ergänzt durch das „Lob des Ehestandes", in dem Walter Fischer ein wunderhübsches „Braut- und Ehekränzlein aus dem Weisheitsgut unserer Ahnen" zusammenstellte. Das Büchlein ist in doppelter Hinsicht erfreulich: einmal ist hier eine so gesunde und zu gleicher Zeit ehrfürchtige Weisheit eines ganzen Volkes zusammengetragen aus den Jahren von 1050 bis zum 30jährigen Kriege; eine Weisheit, die getragen ist von einem Wissen um die Bedeutung der Ehe, nicht nur für den Einzelnen, sondern für das Gesamtvolk. Eine Klugheit, die in keiner Weise die Augen zumacht vor den Gebrechlichkeiten jeden Menschentums und das anzustrebende Ziel trotzdem mit Gründen, die im Praktischen wie im Metaphysischen liegen, erstrebenswert macht. Zum anderen aber ist dies Büchlein zu gleicher Zeit eine Geschichte unserer Sprache: sind die ersten Sprüche zur Ehe und über das Ver-

halten in der Ehe aus dem Ruodlieb-Roman noch in Mittellatein, so entwickelte sich bis zu den Sprüchen und Weisheitssätzen im 17. Jahrhundert eine Sprache, die in diesen wichtigen Punkten immer gerade das richtige und kräftige, den vollen Inhalt aussagende Wort findet. Das Buch ist in 18 Abschnitte gegliedert vom Lob des Ehestandes über die Junge Liebe, die Gattenwahl, den Brautstand, Mitgift und Hochzeit, über Eltern und Kinder zur Hausehre und dem sehr lustigen Abschnitt „Hausrauch", unter dem der eheliche Streit verstanden wird, und endlich gipfelnd in der „Lauterkeit" und „Treue". Die Kupferstiche sind sehr hübsch ausgewählt, und das kurze Nachwort von Walter Fischer weiß den Sinn dieser entzückenden Sammlung richtig zu deuten.

Die Herausgabe des Weigelschen Ständebuchs „mit beygedruckter Lehr und mäßiger Vermahnung durch P. Abraham a Santa Clara" besorgte Fritz Helbig, der auch das Nachwort schrieb. Der Kupferstecher und Verleger Christoph Weigel hat in seiner „Abbildung der Gemein-Nützlichen Hauptstände von denen Regenten und ihren zugeordneten Bedienten an biß auf alle Künstler und Handwercker" nahezu 200 Berufe seiner Zeit beschrieben und damit ein kulturhistorisches Werk von unschätzbarer Wichtigkeit geschaffen, das neben Hans Sachs' und Jost Ammans Ständebuch die Krone der mannigfaltigen gleichartigen Bücher bildet. Helbig wählte 50 der beschriebenen Berufe aus. Und so entstand ein Buch, das nicht nur wegen der Eigenart seines Verfassers sehr reizvoll zu lesen ist, sondern daneben jedem Angehörigen eines der beschriebenen Berufe ein Wissen über den Ursprung und die damalige Ausübung seines Berufes vermittelt. D. R.

Kinderbücher

Wir empfehlen aus dem Verlag K. Thienemann, Stuttgart, für Jungmädchen „Hannelore im Urwaldwinkel" von Ina Jens (Bilder von Willy Widmann, 2,80 Reichsmark): ein deutsches Mädel im Urwald auf einer chilenischen Insel im Stillen Ozean, die tüchtig in ihrem Denken wie in ihrer körperlichen Erziehung die treue Gefährtin ihres Vaters ist bei seiner Arbeit und seinem Mühen; Yella Erdmann „Fünf auf einem Ast" (Bilder von Martha Welsch, 3,20 Reichsmark): drei Mädels und zwei Jungs, Kinder einer Arztwitwe, die in lustigen Streichen unter Anführung der Ältesten leisten, was sie nur können in Fröhlichkeit, hinter der aber durch die Liebe zur Mutter Ernst genug steht, der ein Reifen zu tüchtigen Menschen gewährleistet. — Für Knaben: Beate Bonus „Das Olafbuch" (2,80 Reichsmark) und Leopold Weber „Parzival und der Gral" (2,80 Reichsmark) dienen der Vermittlung der germanischen Vorzeit. Weber erzählt in der bekannten, richtigen Art die Sagen von Parzival und dem Gral und Beate Bonus, eine Enkelin Wilhelm Raabes, von dem König Olaf, der als wahrer Held im Gedächtnis seines Volkes weiterlebt. Hans Gäfgen: „Zieten" und „Derfflinger" (beide 1,60 Reichsmark, mit Bildern von Fritz Kredel) und Hermann Ottiger-Emden: „Das Buch von der Emden", mit Zeichnungen von Werner Chomton (4,50 Reichsmark), dienen dem soldatischen Geiste in einer nicht verkrampften Form der Überlieferung. Gäfgen weiß von dem Bauernjungen und Schneiderlehrling Derfflinger, der durch eigenes Können und eigenen Mut zum Generalfeldmarschall im alten Preußen aufstieg, ebenso eindringlich zu erzählen wie vom großen Reitergeneral Zieten. In dem Buch von der Emden erzählt Ottiger, einst Prisenunteroffizier auf der Emden, aus eigenem Miterleben die unvergeßlichen Taten der Emden. (Die beiden hier vereinigten Teile „Die glückhafte Emden" und „Kampf und Untergang der Emden" sind auch einzeln zu je 2,40 Reichsmark erhältlich.) — Endlich Josef Grabler: „Die Kette" (Bilder von Werner Chomton, 3,20 Reichsmark). Hier rundet sich die besonnene Art des Verlages ab, indem dem sportlichen und fliegerischen Geiste ein Denkmal gesetzt wird in der Erzählung von der Fliegerkameradschaft eines Pilotenlehrgangs, der es durch ihre hingebende Arbeit gelingt, die siegreiche Mannschaft für den Deutschlandflug zu stellen.

Fried Engel erzählt die Geschichte von „Enno Störring", einem friesischen Jungen (J. F. Steinkopf, Stuttgart, 144 Seiten mit Bildern 1,80 Reichsmark). Dieser Friesenjunge brannte seinen Eltern durch, um zur See zu gehen, weil er nicht anders konnte, und machte auf einem Segelschiff eine harte Schule als Schiffsjunge durch, bei der ihm nichts erlassen wurde. Aber das Recht

seiner Flucht auf die See wurde bestätigt durch seine Bewährung auch im härtesten Dienst, die ihn zu einem tüchtigen Kapitän werden ließ. Lebendig und bunt ziehen die Erlebnisse seiner Laufbahn auf dem geliebten Element vorüber und geben ein Bild der wirklichen Seefahrt, als sie noch diesen Namen ganz verdiente. Das Buch hat den Reiz des Persönlichen, weil der Erzähler aus unmittelbarer Quelle von einem alten Kapitän, der wohl selber der Enno war, geschöpft hat. Die Bilder sind von Robert Kraus. D. R.

Fritz Reuters Sämtliche Werke

Nach der illustrierten Ausgabe von Reuters Werken ist jetzt in zwei schmucken, klar und gut gedruckten Leinenbänden zu dem außerordentlich niedrigen Preise von 2,85 Reichsmark für den Einzelband eine — was Textgestaltung, Einführung und Erläuterungen angeht — mustergültige Ausgabe erschienen (Berlin, Th. Knaur Nachf.). Die Herausgabe besorgten gemeinsam Friedrich Düsel und Hermann Quistorf. In einem Vorwort legen beide gemeinsam Rechenschaft ab von den Gesichtspunkten, die sie bei der Herausgabe leiteten, und Friedrich Düsel schrieb als ein in jeder Hinsicht Berufener Fritz Reuters Leben und Werk. Im zweiten Bande folgen auf die Wort- und Sacherklärungen eine Zeittafel zu Fritz Reuters Leben und eine für seine Werke, eine dankenswerte und notwendige Ergänzung. Die Zusammenarbeit des Mecklenburgers Düsel und des Hamburgers Quistorf hat zu einem Ergebnis geführt, das jeder Freund von Fritz Reuters Schaffen dankbar begrüßen wird. Im Jahre 1935 stellte die Reichsschrifttumskammer „Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung“ auf. Auf ihnen fußend und sie sinngemäß auslegend und erweiternd, haben die beiden Herausgeber die verschiedenen plattdeutschen Schreibungsarten, die allmählich immer mehr zu einer Entfernung und Entfremdung führten, aufeinander abgestimmt und einen sehr gesunden Mittelweg gefunden, was übrigens Fritz Reuter sich selber immer gewünscht hat. Um das Ziel zu erreichen, dem reinen Mecklenburger Fritz Reuter, der stets auch in Süddeutschland eine feste Leserschaft gehabt hat, nun endgültig den Weg in alle deutschen Gaue zu eröffnen, konnte die Richtschnur nur sein, bei Unterordnung des Einzelnen und eigenwillig Wachsenden unter höheren Gesichtspunkt die Einheitlichkeit der Schreibweise durchzusetzen. Das ist mit so viel Verständnis und Geschick durchgeführt, daß das eigentlich Mecklenburgische, das kein dort Beheimateter missen möchte, völlig erhalten blieb; dafür bürgt schon das bodenständig Mecklenburgische in Friedrich Düsel, der diese nicht einfache Arbeit mit der ihn auszeichnenden, schönen Begeisterung für alles Gesamtdeutsche mit sicherer und behutsamer Hand durchgeführt hat. Wir freuen uns, eine solche Ausgabe anzeigen zu können, die einem ganz im Heimatboden verwurzelten Dichter eine breite Ausfallspforte zu allen Menschen deutscher Zunge schafft. P.

Das Leben Jesu

Nachdem Edzard Schaper, unsern Lesern wohlvertraut, der Roman von großer Reife „Die sterbende Kirche“ gelungen war, in dem er in die Tiefe des Kampfes um die christliche Existenz hineinführt, lag es in der organischen Entwicklung, daß er sich um Das Leben Jesu selber mühen mußte (415 Seiten, Leipzig, Inselverlag). Es hat etwas sehr Tröstliches, daß ein junger Mensch und Dichter die Berufung fühlte, die Gestalt des Gottessohnes so zu erzählen, wie sie ihm durch Gnade sichtbar wurde. Jesus ist ihm der Heiland, in dem allein wir an den Gottesbegriff herankönnen, soweit unsere schwachen Kräfte es erlauben. Man möchte wünschen, daß dieses Buch einer jungen Generation das werden könnte, was einst zum Unheil das Leben Christi von David Friedrich Strauß einer vergangenen Generation gewesen ist. Dem Buch voraus sind die wundervollen Worte gesetzt, die Hans Carossa fand: „Jesus, die große Sonne, kommt keinem abhanden, den sein Strahl einmal durchleuchtet hat. Man kann ihn vergessen, man kann ihn abschwören, das ändert nichts; er ist vergraben im umwölktesten Herzen, und es kann stündlich geschehen, daß er aufersteht.“ P.

Ein wahres Geschenk

Ein Buch, das die Väter einer jetzt schon reichlich angegrauten Generation ihr in der Jugend als Quell reinster Heiterkeit und frohen Lachens gaben und das eben diese Generation den eigenen Kindern mit dem gleichen Erfolg weitergab, ist uns jetzt neu geschenkt zu einem Preise, der ihm nun den Platz in jedem deutschen Hause sichern kann,

auf den es seinen vollen Anspruch hat: „Wilhelm-Busch-Album. Humoristischer Hausschatz (München, F. R. Bassermann). Kostete das Buch früher 28 RM, so können wir jetzt die ungekürzte Jubiläumsausgabe mit ihren 25 Bildergeschichten und ihren 1500 Zeichnungen für 12,50 RM kaufen. Alle sind sie vorhanden: Knopp und die fromme Helene, Julchen und Fipps der Affe, Maler Klecksel und Balduin Bählamm, die Jobsiade und der Geburtstag, Plisch und Plum und die Haarbeutel und endlich Dideldumm; nichts fehlt, und die Ausstattung ist so gediegen wie in den früheren teueren Auflagen. Das darf wirklich das ganze deutsche Volk dem Verleger danken, und hier ist ein Weihnachtsgeschenk, das wahrhafte Freude bringt. Denn ein Buch, das nach so vielen Geschlechtern auch das jüngste begeistert und fröhlich macht, hat für immer seinen Platz in der deutschen Hausbibliothek sich gesichert. D. R.

Romane

Wenn man den schon Gemeingut des deutschen Volkes gewordenen Kriegsbüchern heute noch ein weiteres anreihen kann, so spricht das sehr stark für die seelischen Möglichkeiten und die gestaltende Kraft des Verfassers. Denn in den vielen Kriegsbüchern, von denen freilich nur wenige auf der Wurfschaufel wahren Wertes oben bleiben, haben einige Endgültiges ausgesagt, und wer sich neben diese stellen will, der muß schon so viel Eigenes mitbringen, daß sein Mut durch wahres Können sich bestätigt. Zu solchen Büchern rechnen wir den Roman von Edgar Maaß „Verdun“ (Berlin, Propyläen-Verlag. 295 Seiten). Edgar Maaß hat das Front- und Kriegserlebnis seelisch gemeistert; er verschönt nichts, er gibt den Frontsoldaten in seiner ganzen Menschlichkeit mit allen Vorzügen und allen Gebrechen, die unser Erbteil sind, wodurch die einmalige Leistung nur um so heller strahlt. Hier wächst eine Maschinengewehrkompagnie in der furchtbarsten Probe zu einer letzten Kameradschaft und Einheit zusammen trotz der menschlichen Kleinlichkeiten, die schwerste Konfliktsstoffe in sich bergen und auch zur Auslösung bringen, in der Erbarmungslosigkeit des beispiellosen Kampfes. Und das Schönste, was man von diesem Buche sagen kann, ist: daß sich um das Haupt des einfachen Soldaten, der unverzeichnet wiedergegeben wird, der still leuchtende Heiligenschein webt, der in der Erinnerung so viele der gebliebenen Kameraden verklärt, und daß hier das Wort gilt, daß solche Gefallenen auch die Götter ehren.

Der Engländer Henry Williamson erzählt in seinem Buche „Salar, der Lachs“ (Berlin, S. Fischer. 351 Seiten) den Lebenskreislauf eines Lachses, der wie seine Artgenossen alle aus dem Ober- und Mittellauf der Flüsse, wo sie ihre Entstehung und ihre erste Jugend erleben, ins Meer hinausschwimmt, um zur Zeit der Reife in die Kindheitsheimat zurückzukehren, um zu laichen. Das Eigenartige dieses Buches ist, daß hier ein echter Dichter alle Bedenken, die man neuerdings stärker denn je gegen ins Menschliche transponierte Tiere hat, zu entkräften weiß, weil so viele treue und aufmerksame Naturbeobachtung hier ihren Niederschlag fand, daß man dem Schöpfer dieses Buches willig folgt in den Sprüngen seiner Phantasie, weil die Naturgeschichte Zeile für Zeile bestätigt, daß sein Salar solche Sprünge in der Wirklichkeit tut. Die flüssige deutsche Übersetzung stammt von Georg Goyert. Das Buch ziert ein ungewöhnlich reizvolles Umschlagblatt, dessen Schöpfer anonym blieb.

Der Roman eines anderen Engländers, John Masefield, „Der goldene Hahn“ (Braunschweig, Vieweg-Verlag. 362 Seiten), in der Übertragung von Friedrich Lindemann, verdient in jeder Weise die Eindeutschung. Denn diese Erzählung von dem Schicksal eines englischen Segelschiffes und seiner Mannschaft auf der großen Chinatour, die eine wahrhaft sportliche Wettfahrt zwischen den mit Teeladung heimkehrenden englischen Schiffen brachte, ist ein echt seemännisches und ein echt männliches Buch. Masefield hat in England einen großen Namen; er hat allen Anspruch, ihn auch in Deutschland zu erhalten. Denn diese Geschichte ist ein hohes Lied auf wahre Seemannschaft, die sich im härtesten Ringen mit den Elementen, aber auch gegen die eigenen Fehler bewährt. Es ist der große Seeroman der letzten Jahre.

Eckart von Naso hat in einer meisterhaften kleinen Novelle „Die Begegnung“ (Bielefeld, Velhagen & Klasing. 2 RM) das Zusammentreffen der Königin Luise und Napoleons in dichterischer Deutung politischen und menschlichen Geschehens dargestellt.

Er zeigt wie in seinem Seydlitz-Roman, daß er die selten gewordene Fähigkeit hat, historisches Geschehen auf letzte menschliche Untergründe in kluger Deutung zurückzuführen, ohne daß er den Fehler machte, wie so viele der neueren historiographischen Romanciers, nach eigener These große und kleine Menschen der Geschichte auftreten zu lassen. — Drei Kabinettstücke kultivierter und von echtem Menschentum getragener Erzählkunst sind in dem Buch „Der Brand der Kathedrale" von Cornelis vereint (ebenda, 2 RM). Unsere Leser, die zwei dieser reifen Novellen von ihrem Erscheinen in der „Deutschen Rundschau" kennen, werden diese Zusammenfassung lebhaft begrüßen.

Dem „Liebesspiel in Flandern" hat jetzt der Verlag als Gabe zum Geburtstag von Stijn Streuvels ein neues starkes Zeugnis seiner dichterischen Gestaltungskraft folgen lassen: „Die Männer am feurigen Ofen" (Stuttgart, J. Engelhorn Nachfolger. 78 Seiten). Wie in dem genannten Roman eine eigentliche Handlung fehlt, so gibt auch diese Erzählung aus dem harten und schmucklosen Alltag der wie in einer Tretmühle an eine niemals endende Arbeit gefesselten Zichoriendörrer sicherlich nichts, was im Sinne früheren Anspruchs sich eine Novelle nennen könnte, und doch ist in diesem Bilde unter der Decke grauer Einförmigkeit und Dumpfheit so viel Echtes, Armes und in seiner Armut doch wiederum Herzensreiches, daß man mit Beteiligtsein und willig den Wegen und Irrwegen einfacher und einfachster Menschen folgt. Denn die Kraft des Dichters deutet und macht transparent, was letztlich aller vom Weibe Geborenen Schicksal ist.

(Wir berichtigen hier zwei sinnlose Druckfehler aus dem Oktoberheft: Streuvels bürgerlicher Name ist Lateur, und der flämische Titel seines Romans lautet „Minnehandel")

Das große chinesische Volksbuch „Dschung Kue oder Der Bezwinger der Teufel", das einst Claude du Bois-Reymond übersetzte, liegt in Neuauflage in der von John Hefter durchgesehenen Übersetzung vor (Berlin, S. Fischer. 4,80 RM), der über seine Änderungen in einem Nachwort Rechenschaft gibt. Das Buch ist in China selber sehr stark verbreitet. Es entstand in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Eine Überfülle von Menschen und Dämonen hat der Schöpfer dieses Buches zu einem Bande eines verwirrenden, toll-grotesken Reigens vereinigt, hinter dem trotz der im Grunde einfachen Fabel recht viele Nachdenklichkeiten über die Fragwürdigkeit alles menschlichen Seins überhaupt wirken. Dschung Kue, der sich über eine erlittene Ungerechtigkeit das Leben nahm, wird aus diesem Suchen nach Gerechtigkeit von den Göttern zu einem starken Dämon erhoben, der nun alles, was ungerecht ist oder nur entfernt an Ungerechtigkeit grenzt, überwindet und ausrottet, bis endlich sein Säuberungswerk an dem unüberwindlichen Teufel scheitert, dem großen König Dummklotz. Neben die ewig gültigen menschlichen Wahrheiten setzt dieses Buch so viel vom chinesischen Volksleben, daß man auch deshalb diese Fundgrube gerne benutzt.

Mit langem Atem erzählt der schwedische Dichter Frederik Böök in seinem Roman „Viktor Lejon" die Schicksale eines jungen schwedischen Soldaten (Braunschweig, Vieweg-Verlag. 520 Seiten). Ihm ist sowohl die Kunst einer meisterhaften Charakteristik wie auch die Kraft, das innere Wesen der Landschaft in ihrem äußeren Bilde zu deuten, gegeben. Nach einer harten Jugend, in der er früh sein Brot verdienen mußte, kommt Viktor Lejon, nachdem sein Vater, ein schwedischer Soldat, ohne die Absicht des Mordes durch einen unseligen Zufall seinen Peiniger, einen Korporal, erschossen hatte, landflüchtig werden mußte und seine Mutter dem Armenhause einheimfiel, in die Lehre eines wohlhabenden und wohlgesinnten Schneidermeisters. Aber er steht unter einem Auftrag: die sterbende Mutter legte ihm die Verpflichtung auf, die Ehre und den Namen seines Vaters wiederherzustellen. Auch Viktor wird Soldat und hat dank seiner festen Männlichkeit, seines offenen Kopfes und seiner guten Führung alle Aussicht, durch sein Leben der Ehrenretter des verschollenen Vaters zu werden. Er kommt als Glied der schwedischen Besatzungstruppe 1848—1850 nach Schleswig-Holstein in der Zwischenpause, die nach der Schlacht bei Fridericia der Waffenstillstand bildete. Aber nun greift das Schicksal ein. Aus dem vom Vater ererbten Gerechtigkeitssinn heraus lehnt er sich gegen die Brutalitäten eines Korporals gegenüber einer schleswig-holsteinischen Mutter auf, kommt vors Kriegsgericht, findet aber Ver-

ständnis bei seinen Vorgesetzten, die die ihnen selbst unbequeme Angelegenheit auf den Weg disziplinarischer Ahndung schieben, aber doch nicht so viel Verständnis für den Charakter Viktors haben, daß sie ihm die schimpfliche Prügelstrafe erspart hätten. Vor dieser flieht er und endet sein Leben, wie sein Vater es getan hat, gehetzt und in Verlassenheit. Diese sehr breit erzählte Geschichte des Viktor Lejon stößt dadurch ins Allgemeingültige und Allgemeinmenschliche hinein, daß der Junge ein adliges Herz besitzt und, getrieben von diesem, in der Ablehnung aller Ungerechtigkeiten das Schicksal jedes Menschen erlebt, dem Kompromisse zu machen der eigne Charakter verbietet. Sein Schicksal vollendet sich innerlich nicht erst, als er sich müde in den Schnee zum letzten Schlaf bettet, sondern als ihm die Erkenntnis von der ungerechten Weltordnung kam, so daß er, selbst wenn ein gütiges Geschick ihm alle seine Wünsche erfüllt und äußerlich die Wiederherstellung der Ehre seines Vaters beschert hätte, für diese Gaben keine Verwendung mehr gehabt hätte.

Hans Friedrich Blunck tritt mit einem neuen großen Wurf hervor: „Geiserich. Eine Erzählung von Geiserich und dem Zuge der Vandalen" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 399 Seiten. 5,80 RM). Die historische Wahrheit über die Vandalen, die wir in erster Linie der Arbeit eines französischen Forschers verdanken, mußte gerade Hans Friedrich Blunck reizen, hier keinen Roman aus germanischer Vorzeit, sondern eine groß angelegte Erzählung von dem Schicksal eines Volkes und seines einsamen Führers zu schreiben. Die bis dahin in der Geschichte der Völker unerhörte Tatsache, daß ein Bauernvolk, das nur aus Not seine Behausung und seinen Acker verließ und auf der Wanderung nichts anderes tat als einen neuen Ruheplatz zu suchen, durch das Wirken eines Mannes zu einem Seefahrervolke wird, bildet den innersten Kern der Erzählung. Geiserich erfüllte alle Voraussetzungen, die man an einen kriegerischen Helden in der Zeit der Völkerwanderungen stellte, aber er war mehr, und diese Seite seines Wesens läßt Blunck stärker hervortreten als seine kriegerischen Taten: er war ein Staatsmann von weitem Blick, der darum in tragischer Einsamkeit unter Verzicht auf persönliches Glück seinen Weg gehen und sein Volk mit fester und oft harter Hand zu seinem eignen Glücke, wie er es sah, zwingen mußte. Vielleicht hat Blunck diesem Einsamen etwas zu viel Problematik beigelegt in seinem Verhältnis zu den Frauen. Er erreichte aber dadurch, daß die tragische Einsamkeit, die das Schicksal aller wahren Größe ist, um so deutlicher in die Erscheinung tritt.

Der Roman von Gerhart Pohl: „Die Brüder Wagemann", den die Deutsche Rundschau erstmalig gedruckt hat und der bei allen Alterslagen, bei Männern wie Frauen und in allen Schichten der Bevölkerung einen gleichmäßig starken Widerhall fand, dank seiner starken inneren Dynamik, seiner deutenden Kraft, seinem Bezogensein auf Dinge, die uns alle angehen, seiner Gestaltungskraft und seiner dichterischen Substanz, liegt nun auch in Buchform vor (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 297 Seiten, 4,80 Reichsmark). D. R.

Von der Ferne

„Männer und Meere" nennt H. W. van Loon seinen Bericht über 7000 Jahre Seefahrt, beginnend mit dem Einbaum und endend bei den modernen Ozeanriesen und den Unterwasserfahrzeugen (Berlin, Ullstein. Mit 112 Zeichnungen des Verfassers und 28 farbigen Tafeln. 7,50 Reichsmark). Wie alle Bücher van Loons bringt auch dieses eine Fülle von gründlichem Wissen in einer lebendigen und jeden persönlich anredenden Form. Einige Abschnitte lesen sich wie Romankapitel, so der erbitterte letzte Kampf zwischen Segel- und Dampfschiff. Das Buch ist nach zeitlichen Gesichtspunkten gegliedert, gibt ein hohes Lied auf den Mut der Menschen gegenüber den Elementen, aber weist auch nachdenklich auf die Grenzen hin, die der Mensch vielleicht schon in seinen letzten Schöpfungen von schwimmenden Riesen überschritten hat.

A. E. Johann legt in einem Bande „Känguruhs, Kopra und Korallen" (Berlin, Ullstein. 5 Karten und 36 fotografische Aufnahmen. 6 Reichsmark) von einem Teil seiner großen Weltreise, die ihn rund um den Stillen Ozean in anderthalb Jahren führte, Rechenschaft ab von den Fahrten und Erlebnissen in Australien und der Südsee. Drei weitere Bände werden folgen. Johann ist bekannt genug, so daß man über seine Persönlichkeit nichts mehr zu sagen braucht. Das Besondere an diesem Buch sehen wir in

der Grundhaltung, die der menschlichen Sehnsucht nach dem Reiz der Ferne und des Fremden gerecht wird und doch bei völligem Genügetun an diesem Reiz klare Ergebnisse eines hellen und scharfäugigen Schauens gibt, das sich mit der Oberfläche nicht begnügt. Dieser Band ist gegliedert in die Abschnitte: „Um und durch Australien", der Art und Natur und die ganze Gefahrenlage dieses zu dünn besiedelten Erdteils, der die Begehrlichkeit anderer reizen muß, darstellt, und „Versachlichte Südsee", der neben der Geschichte der ersten Befahrungen und Entdeckungen in der Südsee sehr sachlich und kritisch ein Bild der dortigen Lage von heute gibt.

Unsere Leser werden sich an den Abschnitt „Reise im Fieber" erinnern, den Norbert Jacques in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte. Jetzt ist das Ergebnis seiner großen Reise durch Afrika, die ihn den Nil hinauf nach Juba, zum Mondgebirge, durch Uganda, zum Kilimandscharo und zum Sambesi mit seinen Viktoriafällen bis Swakopmund führte, erschienen als „Afrikanisches Tagebuch" (Berlin, S. Fischer. 20 Bildtafeln. 6,80 Reichsmark). Jacques bewährt in allen Abschnitten gleichmäßig seine ungewöhnliche Fähigkeit, in ganz persönlicher Art mit einem oft fast brutal zupackenden Blick das Wesentliche festzuhalten und an einem Detail ein Problem in seiner ganzen Größe und Schwere deutlich zu machen. So steht neben dem Reiz des sehr persönlichen Sehens und Erzählens die Möglichkeit, an einer sicheren und ruhigen Hand den Weg ins Unbekannte zu unternehmen. Das Buch ist ein kennzeichnender Ausschnitt aus dem großen Problem Afrika.

„Puoris, puoris" nennt Georg Dahl seinen Bericht über einen Sommer in der Lappen-Wildmark (Graz, Verlag Styria. 191 Seiten, 4 Reichsmark), erschienen als Band 3 der „Deutschen Bergbücher". Mit Bildern und einer Karte ist diese Fahrt eines jungen Menschen in die Kulturferne veranschaulicht, frisch und unbekümmert erzählt er von seinen nicht alltäglichen Erlebnissen in der großen Einsamkeit der Wildmark und von seinen Begleitern, den Lappen.

Auch ein Buch von der Ferne und der Sehnsucht nach ihr, dem Fernweh und dem Heimweh, sind die Erlebnisse des jungen Norwegers Per Imerslund in Mexiko, die er selbst in deutscher Sprache niederschrieb: „Das Land Noruega" (Leipzig, Insel-Verlag. 256 Seiten). Mit der Frische und Unverzagtheit eines jungen Menschen aus kühlen Breiten geht er an seine Aufgabe in Mexiko auf einer Plantage heran, um schnell dem Gift des Landes zu erliegen. Er reißt sich aus der beginnenden Lethargie heraus und zieht als Gleicher unter Gleichen mit eingeborenen Händlern durch das Land, wobei er mitten durch das in Mexiko nie abreißende kriegerische Geschehen der Bürgerwirren gerät. Was ihn in die Ferne trieb, wendet sich jetzt in Sehnsucht zur Heimat, von der er den Mexikanern so viel zu erzählen weiß, daß ihnen dieses Land Noruega zum Symbol eines besseren und gesicherteren Lebens wird. Ihn packt endlich die Sehnsucht so gewaltig, daß er nur mehr Eines kennt: auch als einer, der sein Ziel nicht erreichte, in die Heimat zurückzukehren. Das Fesselnde an diesem Buche ist, daß es so fern von jeder Literatur ist wie das Leben selbst. D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt i. d. Mark — Peter Weber, Berlin — Dr. Reinhold Schneider, Potsdam — Dr. Leonhard Adam, Berlin — Professor Kurt Kluge, Berlin — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin

---

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 30, Mackensenstraße 11 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. III, 1936: 4566, Auflage dieses Heftes: 10000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Ullstein A. G., Berlin • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

ERNST SAMHABER

Deutsche Problematik

Kaum ein Volk hat so um die Freiheit gerungen wie das deutsche, und wohl kein anderes hat den Begriff der Freiheit so tief erlebt. Die Liebe zur Freiheit hat die Germanen befähigt, das römische Joch abzuschütteln und hat immer in den Stunden höchster Not dem deutschen Volke die Kraft gegeben, dem äußeren Feinde zu widerstehen. Dennoch finden wir bei ausländischen Beobachtern so häufig die Anschauung, daß das deutsche Volk „innerlich" unfrei sei. Erst aus dieser uns unverständlichen Auffassung erkennen wir, wie eigenartig, wie deutsch unser Freiheitsbegriff ist, der so wenig mit dem anderer Völker übereinstimmt. Erst im Spiegel der fremden Anschauungen erkennen wir die ganze Bedeutung unserer Vorstellung von der Freiheit, und es lohnt sich, dieser einmal nachzugehen. Nur so können wir uns unserer Eigenart bewußt werden, zu den Wurzeln unseres Volkstums vorstoßen, aus denen wir die Kraft unseres Lebens ziehen.

Der deutsche Freiheitsbegriff ist geschichtlich zu verstehen aus den drei großen Quellen, die ihn gespeist haben, aus dem Germanentum, der mittelalterlichen Kirche und dem Humanismus, wobei wir uns bei näherer Untersuchung immer klarer werden, wie verschieden diese drei Welten gewesen sind. Die germanische Freiheit beruhte auf der Ungebundenheit des germanischen Kriegers, der niemanden über sich anerkennen wollte, der mehr wäre als er. Eine Führerrolle mußte durch persönliche Eigenschaften und durch den Adel des Blutes erst verdient werden. Die Unterordnung war stets eine persönliche, begründet im Verhältnis zu dem einzelnen Menschen, zu dem großen Manne, aber sie wurde gerade dadurch vertieft bis zur bedingungslosen Gefolgschaftstreue, die sich über alle moralischen und völkischen Bindungen hinwegsetzt. Das war die germanische „Nibelungentreue".

Als nach der Völkerwanderung die germanischen Könige versuchten, an die Stelle der Gefolgschaftstreue die Bindung an die Gemeinschaft, an die Ordnung des öffentlichen Lebens zu setzen (von einem Staat konnte nicht gesprochen werden), da mußten sie zunächst den unbedingten Freiheitsbegriff der Germanen brechen. Da äußere Gewalt völlig versagte, wie die Kämpfe der Franken gegen die Sachsen zeigten, mußte eine geistige Macht einen neuen Freiheitsbegriff erst schaffen. Das war die gewaltige Aufgabe der mittelalterlichen Kirche. In den großen Klöstern, in den Mönchen, erwuchsen die neuen Menschen, die durch das eigene Beispiel und die unermüdliche Lehre in den Klosterschulen die Unterordnung des Menschen unter Gott, unter die göttliche Weltordnung und damit unter die Formen der geistigen und weltlichen Hierarchie zur Grundlage der mittelalterlichen Weltanschauung machten. Immer wieder lodert unter der Decke der kirchlich bestimmten Weltanschauung des Mittelalters der alte germanische Kämpfertrotz empor, der selbst im Heiland, dem Heliand, nur den stolzen Krieger hatte sehen wollen. Aber immer stärker wird auch die äußere Macht des Reiches, um diesen Trotz zu beugen, und auf der anderen Seite erblühen aus der christlichen Welt die Ritterorden der Kreuzzugszeit, die viel-

fach die beſten Vertreter der kriegeriſchen Kräfte in den Dienſt des Chriſtentums ſtellen. Die freiwillige Unterordnung erſcheint als der höchſte Sieg der Freiheit.

Aus einer ganz anderen Wurzel entſpringt der Humanismus. Nicht der ſtolze Krieger, ſondern der ſtille Gelehrte iſt ſein eigentlicher Vertreter, aber es iſt erfriſchend zu beobachten, wie auch in den humaniſtiſchen Weiſen der alte germaniſche Kampfes-zorn noch glüht und die Feder mitreißt zum heißen Streit gegen den verhaßten Widerſacher. Der Humaniſt entſtammt meiſt dem ſtädtiſchen Bürgertum, aber auch adlige Humaniſten ſind nicht ſelten, die wie Ulrich von Hutten die Feder wie das Schwert zu führen verſtehen. Gerade der Humanismus hat wohl am ſtärkſten um den Freiheitsbegriff gerungen, um eine Freiheit, die bereits nichts mehr zu tun hatte mit dem Verhältnis zur politiſchen Macht, nichts mit dem Verhältnis zu Gott und den Menſchen. Der humaniſtiſche Freiheitsbegriff ſtieß vor zum Menſchen ſelbſt, zum eigenen Verhältnis zur Umwelt überhaupt. Auf ihr bauen die deutſchen Klaſſiker und der philoſophiſche Idealismus auf. Um das zu verſtehen, müſſen wir die völlig andere Auffaſſung von der Freiheit bei unſeren Nachbarn betrachten.

Der Humanismus hat lange Zeit geglaubt, auf dem griechiſchen Freiheitsbegriff aufzubauen, und ſo hat er ſich, „das Land der Griechen mit der Seele ſuchend", eine Welt aufgebaut, die völlig ungriechiſch war. Die Griechen ſahen das Problem der Freiheit nicht in der eigenen Bruſt, ſondern in der Umwelt, wie es ihrem klaren, durchſichtigen, körperhaften Denken überhaupt entſprach. Die Welt ſollte frei ſein, alſo ſo aufgebaut, daß auf den einzelnen Griechen kein unerträglicher Druck ausgeübt wurde, der die Harmonie ſeines Lebens ſtören konnte. Ein Freiheitsbegriff, der auf moraliſchen Verpflichtungen beruhte, etwa aus dem humaniſtiſchen Gedanken vom Menſchen als dem Ebenbilde Gottes, war in der griechiſchen Welt mit ihrer Sklaverei unmöglich.

Auch die römiſch-italieniſche Form der Freiheit entſprach nicht dem Humanismus, obwohl er gerade aus Italien ſehr große Anregungen erhalten hat. Rom ſchuf die feſte, ſtarre Form, innerhalb der dann der Menſch „frei" ſein ſollte, die Form in dem Staate, im Recht und in der Kirche. Der einzelne ſollte wiſſen, was ehernes Geſetz ſei, dann ſollte er innerhalb dieſes Geſetzes ſich frei bewegen dürfen. Der Begriff des Menſchen und ſeiner ewigen Rechte, die durch kein Geſetz abgeſchafft oder gemindert werden können, war dem römiſchen wie dem italieniſchen Denken fremd.

Wie klein erſcheint auch der franzöſiſche und der engliſche Freiheitsgedanke, der nur den politiſchen, religiöſen und wirtſchaftlichen Druck ſieht, nur die Rechte des Individuums, nicht die moraliſche Verantwortung gegenüber einer höheren Macht, die im Unrecht nicht den perſönlichen Nachteil, die Schädigung der eigenen Perſon, ſondern die Verletzung der ewigen Gerechtigkeit, der göttlichen Weltordnung erblickt, die in dem Unrecht, das anderen angetan wird, die Verletzung der eigenen moraliſchen Freiheit erblickt.

Ein derartiger Freiheitsbegriff konnte nicht politiſch ſein, es war eine ethiſche Forderung, die die Humaniſten zwang, in einer eigenen, wirklichkeitsabgewandten Welt zu leben, in einer Welt des Geiſtes. So wird dieſer Freiheitsbegriff ein faſt unerreichbares Ideal, dem der einzelne Humaniſt wohl nachſtreben, das er nie ganz erreichen kann. Freiheit iſt jetzt eine Forderung geworden, die ſich zunächſt gegen die

eigene Person richtet, die Forderung, nicht mehr teilzunehmen am Unrecht und der Lüge, nur der Wahrheit und dem ewigen Rechte zu dienen, dem Naturrechte, das der Humanismus nun dem staatlichen Recht gegenüberstellt. Freiheit ist gleichzeitig eine Forderung, die gegenüber der Gemeinschaft erhoben wird, also zunächst gegenüber deren Vertreter, dem Monarchen. Der Humanismus dringt sowohl in die Kreise der hohen Staatsbeamten und erfüllt sie mit dem neuen Geiste, wie er auch den Fürsten „aufzuklären" versucht. Wir brauchen da nur an die Rolle zu denken, die dann später im 18. Jahrhundert Leibniz und Friedrich der Große in der deutschen Geschichte gespielt haben.

Am wichtigsten aber wird der neue Freiheitsbegriff in der geistigen Welt. Die „innere" Freiheit, die „Freiheit eines Christenmenschen", wie der Titel einer Kampfschrift Luthers lautete, wird zum eigentlichen deutschen Problem. Der Humanismus glaubte ja den Kampf gegen die „Dunkelmänner" des Mittelalters führen zu müssen. Sein Ideal war die Loslösung von den althergebrachten Vorstellungen, war das Streben nach der „Wahrheit", nach der Erfüllung der absoluten Werte des Schönen und Guten. Erst von dieser Forderung aus vermochte der deutsche Mensch ganz frei zu werden und die gewaltige innere Entwicklung durchzumachen, die uns im 18. Jahrhundert die Klassik in der Literatur und den Idealismus in der Philosophie geschenkt hat. Den großen theoretischen Ausdruck aber fand dieses Streben im kategorischen Imperativ von Kant: „Du kannst, denn du sollst!"

Der Gegensatz, der so für das deutsche Denken ausschlaggebend wird zwischen Idealismus und Materialismus, führt zu einer Übersteigerung der rein geistigen Welt, wie sie kein anderes Volk durchgemacht hat. Aus ihm erwächst das deutsche Bildungsideal, erwächst die Welt Jean Pauls, die Welt der Schulmeister, die mit irdischen Gütern so kärglich, mit geistigen Reichtümern so überreich gesegnet sind. Am Ende dieser Epoche ist Deutschland in den Augen der Ausländer ganz ausgesprochen das Land der „Dichter und Denker" geworden, das Land des grenzenlosen Idealismus.

Für diese Menschen war die Freiheit der Inbegriff des Losgelöstseins von materiellen Gegebenheiten, sei es der wirtschaftlichen Sorgen, sei es der Politik und des öffentlichen Lebens. Selbst ein Mann wie Goethe, der wie kein anderer im öffentlichen Leben stand als Staatsminister, dessen weitem Geiste die täglichen Sorgen der Verwaltung nicht fremd waren, baute doch eine rein geistige Welt in Weimar auf.

Das war die Welt, in die von außen die Geisteshaltung des Liberalismus eindrang, die an die Stelle der Ideale die Interessen setzte, die offen den bisher nur als Gegenspieler betrachteten Materialismus zur tragenden Weltanschauung machte. Mit der immer stärker betonten Hervorhebung der materiellen Gesichtspunkte in der Weltbetrachtung versank der Idealismus, und selbst in der Wissenschaft siegten die Naturwissenschaften über die Geisteswissenschaften, während die Philosophie der Lächerlichkeit anheimfiel.

Der deutsche Idealismus war weltfremd gewesen, er hatte für die Politik kein Verständnis gehabt; das bedeutet aber nicht, daß er nicht auf das öffentliche Leben von großem Einfluß gewesen wäre. Das zeigte sich am deutlichsten, je mehr er an Bedeutung für das nationale Leben überhaupt verloren hatte, indem nun die ein-

zelnen Begriffe und Vorstellungen des politischen Denkens ein neues Gesicht erhielten. Am sichtbarsten wurde das, als nun durch ein äußerliches Geschehen der alte deutsche Idealismus in einer Wucht wieder hervorbrach, der den Menschen der liberalistischen Welt fast unglaubhaft scheinen mußte. Das war die große nationale Begeisterung des August 1914. Aber dieser „Aufbruch der deutschen Nation" war eben ganz etwas anderes als der Idealismus des 18. Jahrhunderts, er war etwas Neues, und seit jenen Tagen ringt das deutsche Volk um einen neuen Freiheitsbegriff.

Es war verständlich, daß der Liberalismus versuchte, dieses Freiheitsstreben mit den liberalen Forderungen zu verkoppeln und ihm die Formen der westlichen Demokratie als Ideal hinzustellen. Aber selbst der Liberalist war sich dessen bewußt, daß die Demokratie allein nicht dem deutschen Wunschbild gerecht würde, und er stellte neben die politische Freiheit noch die soziale. In irgendeiner Weise sollte der Mensch wieder frei werden vom Kampf um das tägliche Leben, ja er sollte frei werden von dem Alpdruck, der sein geistiges Leben erstickte, von der Maschine, von dem Aufgehen in der täglichen Fabrikarbeit. Aber auch das genügte nicht, wenn nicht auch eine neue ethische Weltanschauung geschaffen würde, die die Freiheit des Einzelnen wieder einbaute in die allgemeine Weltordnung, die ihn sich freiwillig wieder unterordnen ließ.

Es erscheint uns heute selbstverständlich, daß Versuche scheitern mußten, die mit abstrakten, blutlosen Schemen arbeiteten wie der „Klasse", es ist vielleicht heute nicht mehr verständlich, warum der lebensvolle Begriff des Volkes sich nicht sofort durchzusetzen vermochte. Aber gerade darin liegt die eigentliche deutsche Problematik.

Deutschland ist das Herz Europas; hier überschneiden sich die großen Völkerstraßen und die Auswirkungen der großen Ideen der Menschheit überhaupt. Wenn wir zunächst die verschiedenen Quellen des deutschen Denkens geschichtlich zu erfassen suchten, so müssen wir sie jetzt in der deutschen Landschaft wieder finden. Der Westen Deutschlands wurzelt heute noch stärker in den germanischen Vorstellungen als etwa der Süden, der so stark von römischem Denken erfüllt ist, oder der Osten, der die Entwicklung der großen Territorialstaaten durchgemacht hat. Die jahrhundertelange Zersplitterung im Westen hat einen anderen Menschen, ein anderes Denken geschaffen, als der Osten mit seinem festgefügten Beamtenstaat, mit der starken, traditionsgebundenen Armee, und der Süden hat durch seine Verbindung nach dem Habsburgerreich und nach Süden wie nach Westen das Ideal eines Weltbürgertums geschaffen, das er dem reinen Nationalstaat entgegensetzte. Es war die große Erziehungsaufgabe nach der Reichsgründung, aus diesen verschiedenen Elementen des deutschen Menschen eine Einheit zu schaffen, aus dem Bundesstaat, wie ihn Bismarck noch als letzte politisch zu erreichende Wirklichkeit ansah, den Einheitsstaat zu bilden, der als das große Ideal erschien. Erst das Erlebnis des Großen Krieges hat die Menschen dafür reif werden lassen, erst heute ist dieses Ziel verwirklicht. Aber dieses äußere Geschehen ist wiederum nur ein Ausdruck des Ringens um die deutsche Seele.

Es zeigte sich, daß im deutschen Volke noch die individualistische Einstellung lebendig war, die sich sowohl gegen die Macht des östlichen Territorialstaates wie den universalistischen Staatsgedanken des Südens auflehnte. Noch immer erschien das Individuum als der Träger der Freiheit. Erst jetzt, nach Überwindung der liberalistischen Epoche, wurde die große ethische Forderung der deutschen Klassik lebendig,

daß das höchste Ziel der Menschenkinder die Persönlichkeit sei. Persönlichkeit im Sinne Goethes aber war die Vollendung des eigenen Wesens, also des aus der Gemeinschaft gelösten Einzelnen.

Diese Forderung zeigt, wie unpolitisch diese Weltanschauung war. Sie wollte wieder den Geist, nicht die Beteiligung am öffentlichen Leben, zum eigentlichen Ausdruck des deutschen Wesens machen. Damit war eine ethische Einstellung gegeben, die zunächst dem Auslande vertraut und damit verständlich erschien, aber gerade darin lag dessen grundlegender Irrtum, der immer wieder zu den größten Mißverständnissen geführt hat. Für das lateinische Denken ist der Geist gleichbedeutend mit der Form. Das Denken erscheint in erster Linie gegeben, um die klaren, durchsichtigen Begriffe zu schaffen, die uns die Welt verständlich und durchsichtig machen. Das deutsche Denken löst die Form und die Begriffe auf, es stößt in die Probleme vor, in die Elemente der Form, sucht die ewigen Kräfte, die die Vergänglichkeit des Augenblicks aufbauen. Deswegen erscheint dieses Denken den Romanen so gefährlich, so unheimlich. Sie wollen es überhaupt nicht mehr als Denken gelten lassen, sehen in ihm die Mächte des Gemütes, des Instinktes, die sich nicht in Formen pressen lassen. Sie glauben deswegen Deutschland aus dem Kreise der westlichen, auf dem Geist aufbauenden Kulturen ausschließen und es dem Osten und seinen mystischen Kräften zuweisen zu müssen. Welch ein Irrtum!

Auch das deutsche Denken sucht die Form, aber die Form ist nicht die glatte Oberfläche, mag sie noch so schön poliert sein, sondern die Form ist die mühsam errungene Harmonie der Kräfte, die die Welt aufbauen. So ist der Staat nicht die gut arbeitende Beamtenhierarchie, nicht die Macht, die sich in Gebiet und Regierung und öffentlicher Ordnung ausdrückt, sondern die Form des sozialen Gemeinschaftslebens, die auf dem moralischen Bewußtsein und dem sozialen Verantwortungsgefühl aufbaut. Der Staat ist nicht, wenn er nicht im Herzen jedes Staatsbürgers lebt, seine äußeren Formen sterben ab, wenn dieser Geist tot ist, und nur im Erleben dieses Geistes ordnet sich der einzelne, der Privatmensch, der öffentlichen Macht unter, dann allerdings in einem Maße, das dem Westen fremd ist, das den Westen immer wieder überrascht und erschreckt.

Nirgends tritt uns das so klar entgegen, als wenn wir die Versuche des Westens sehen, ebenfalls den Staat im einzelnen Staatsbürger tiefer zu verwurzeln, als das der parlamentarischen Demokratie allein möglich ist.

Das große Schlagwort der „Volksfront" in Frankreich, mit dem sie in diesem sozial so konservativen Lande die großen Wahlerfolge errungen hat, war die Lehre vom Individuum, vom Privatmenschen, von der moralischen Verantwortung des Einzelnen, von den Kulturgütern Europas, die auf dem Individualismus aufbauen und die angeblich vom Faschismus bedroht sein sollten. Wie eigenartig erscheint uns dieser Versuch, nun dem Staat die große Rolle in der Neuordnung der sozialen Ordnung, der wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander, ihm die Umformung der soziologischen Struktur Frankreichs zu übertragen, ihm aber gleichzeitig die Rechte des Individuums als des ewigen Trägers europäischen Geistes entgegenzusetzen. Da ist die englische Haltung klarer, die dem Staate selbst diesen Eingriff in die private Sphäre verweigert und ihm nur die Rolle der Sicherung

der äußeren Freiheit überträgt. Es gibt genug Engländer, die diese Geisteshaltung, die zur Ablehnung der allgemeinen Dienstpflicht geführt hat, als größte Gefahr für die englische Freiheit selbst ansehen.

Wenn wir mit Ausländern über diese Frage sprechen, so kann es sein, daß sie den Unterschied zwischen deutscher und westlicher Geisteshaltung darin sehen, daß die innere Freiheit des Individuums in Deutschland immer ein Problem gewesen ist und noch ist, während der westliche Mensch in der Stärke dieses Bewußtseins auch dann wurzelt, wenn die äußere Freiheit in keiner Weise gegeben ist. Der Deutsche soll innerlich unfrei sein, auch wenn er äußerlich freier ist als der Bürger einer westlichen Demokratie. So überrascht der Deutsche über diesen Vorwurf zu sein pflegt, weil er gewohnt ist, im Westen wohl die äußere Freiheit, nie die innere anzuerkennen, so müssen wir doch diesem Gedanken nachgehen. Es ist richtig, daß der deutsche Mensch eine Kette mit sich schleppt, die ihn innerlich unfrei macht: das ist sein Bildungsstreben, das ist sein Streben nach äußerer Rechtfertigung seines inneren Dranges nach Vollendung, das dem Westen fremd ist. Der Deutsche wird sich selten innerlich so frei machen, daß ihm seine Stellung im sozialen Leben, auf der sozialen Rangleiter gleichgültig wird. Das Streben nach einer „Abschlußprüfung", einer Bildungsstufe, einem Titel, das sind die äußeren Folgen dieser inneren Einstellung. Es fehlt ihm die innere Haltung, die im eigenen Wert die Befriedigung seines geistigen Strebens sieht, die von äußerer Anerkennung unabhängig ist. Wir wissen, daß die Behauptung des Westens, seine Bürger wurzelten in dieser stolzen Haltung, die allein erst das Individuum vom Staate loslöst, die erst den Privatmann, die Persönlichkeit schafft, die nur sich selbst vollenden will, ein Selbstbetrug ist. Auch in Frankreich ist der „Monsieur decoré" ein „höherer" Mensch geworden.

Das entbindet uns aber nicht der Erkenntnis, daß hier im deutschen Wesen eine Kluft sich öffnet zwischen dem Ideal der Persönlichkeit und der menschlichen Schwäche des Trägers dieses Ideals. Wenn wir fragen, welches nun die eigentliche Ursache dieser Schwäche ist, so erkennen wir, daß das tiefste Verhältnis zu den ewigen Werten fehlt, jene innere Verbundenheit mit dem unabänderlichen Begriffe des Rechtes, jene Verschmelzung mit dem Volke, aus dem heraus sich erst die Persönlichkeit emporhebt, die nichts mehr mit der einzelnen Person zu tun hat, die so erfüllt ist von einem sittlichen Ideal, daß daneben die materiellen Gegebenheiten völlig verschwinden. Der Ehrgeiz des Einzelnen, in der sozialen Rangleiter eine Rolle zu spielen, den Kindern eine höhere Bildung zu geben, damit sie einst „mehr" sein können als die Eltern waren, der deutsche Fleiß, der unermüdlich schafft, um die soziale Stellung zu heben, diese wertvollen deutschen Eigenschaften dürfen nicht in eine Überschätzung der äußeren Stellung, des Standes und des Titels ausarten.

Das ist die große Erziehungsaufgabe, die nur getragen werden kann in dem Bewußtsein der Volksgemeinschaft, die aufbaut auf den sittlichen Kräften, auf den ewigen Werten. Dann werden wir den Menschen des deutschen Idealismus schaffen, für den die Welt des Scheins zurücktrat gegenüber der Welt der ewigen, göttlichen Werte.

HILDE HERRMANN

England im victorianischen Zeitalter

Unmerklich wechselt der Begriff des „19. Jahrhunderts" seine Bedeutung, sein Gewicht, unmerklich gewinnen wir zu den vielfältigen Geschehnissen, die insgesamt das 19. Jahrhundert ausmachen, eine ganz neue Stellung. Es ist nicht mehr so, wie es kurz vor und kurz nach dem Kriege gewesen ist: es besteht heute weder eine träge Fortführung noch eine leidenschaftliche Abwehr der im 19. Jahrhundert ausgebildeten privaten und öffentlichen Lebensformen. Das 19. Jahrhundert ist nicht mehr etwas uns gleichsam Anhaftendes. Wir haben eine neue Distanz zu ihm, wir sehen seinen „Stil", seine Großartigkeit und seine Niedrigkeit, seine Skurrilitäten wie seine nicht auszulöschenden Errungenschaften mit unbeteiligtem Blick oder mit forschender Verwunderung oder endlich mit brennendem theoretisch-historischem Interesse. Das 19. Jahrhundert rückt endgültig in die Reihe der vergangenen Jahrhunderte auf. Es ist, wenn wir es genauer bedenken, die Zeit, die zwischen 1830 und dem Weltkrieg liegt. In dieser Zeit hat sich Ungeheures vollzogen: die Industrialisierung und Technisierung des Erdballs. Nicht alle Lebensbereiche hielten mit dieser tiefgehenden Umwälzung Schritt, nur wenige der in diesem Zeitraum Lebenden erfaßten die Gewalt des Umsturzes und der Umwertung alles bisher Bestehenden.

Die charakteristischen Züge dieses ganzen Zeitraumes — dieser spezifisch „liberalen" Epoche — faßt das victorianische Zeitalter in England (1837—1901) in vollendeter Weise zusammen. Es ist darum auch kein Zufall, daß der Königin Victoria und ihrer Regierungszeit innerhalb des letzten Jahrzehnts so viele Bücher und Einzeldarstellungen gewidmet worden sind. Wie es auch andererseits kein Zufall ist, daß gerade das Wien Kaiser Franz Josephs sich in steigendem Maße des historischen und ästhetischen Interesses breiter Kreise erfreut. Denn in der Tat: inmitten der gewaltigen Veränderungen und Erschütterungen des europäischen Lebens, inmitten der inneren Verlagerungen der wirtschaftlichen Kräfte und der wechselvollen nationalpolitischen Vorgänge dieser Zeit stehen diese Monarchen gleich zwei festen und unantastbaren Säulen da. Aber gerade angesichts dieses Vergleichs, so berechtigt er sein mag, dürfen wir nicht einen Augenblick das Besondere des victorianischen England übersehen. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß die innerpolitische Entwicklung und die koloniale Ausdehnung Englands innerhalb der neueren Jahrhunderte — so sehr beides auch mit der gesamteuropäischen Geschichte verflochten ist und so groß auch die wechselseitigen Beziehungen zwischen dem insularen England und den kontinentalen Staaten sein mögen — in gar keiner Weise mit den Verhältnissen des festländischen Europa auf einen Nenner zu bringen sind. Großbritannien genießt nicht nur die Vorteile seiner insularen Lage, es ist — und zwar

gerade als Zentrum des Empire, wie es sich im 19. Jahrhundert gestaltet hat — wahrhaft eine Welt für sich. Es ist oft genug bemerkt und gesagt worden, daß die politische Geschichte Englands sowie die englische Geisteshaltung überhaupt nicht in festländische Schemata gefaßt werden könnten. Aber es scheint nicht unangebracht, diesen Tatbestand immer wieder von neuem zu betonen. So nah England dem Festland geographisch gelegen ist, so weit ist es von ihm in der Handhabung alles Politischen entfernt und in seinem gesamten seelischen Habitus von ihm verschieden. Und so merkwürdig es klingen mag: in diesem Anderssein den übrigen europäischen Staaten gegenüber nimmt Großbritannien eine ähnliche Stellung wie Rußland ein — welche Überlegung gerade heute einer gewissen politischen Aktualität nicht entbehrt. Daher wird auch der Einfluß, der von England her auf das Festland ausstrahlt, immer wieder in ganz fremden Medien gebrochen.

Als die Queen Victoria den Thron bestieg (1837), hatte England gerade die erste grundlegende Wahlrechtsreform (1832) seines Parlaments durchgeführt, die dann in den Jahren 1867, 1884 und schließlich 1918 fortgesetzt wurde. Jene Wahlrechtsreform von 1832 müßte, wenn wir sie an heutigen „demokratischen" Maßstäben messen würden, eine außerordentlich milde Korrektur der seit der „glorious revolution" bestehenden und in der Tat völlig sinnlos gewordenen Wahlübung genannt werden. Die Reform brachte es im wesentlichen nur zuwege, daß ein Teil des Bürgertums (nämlich der begüterte Teil) neben dem Adel und gewissen privilegierten Institutionen das Wahlrecht erhielt. Der gewaltige Vorteil, den diese an sich geringe, aber das Bürgertum weitgehend befriedigende Reform brachte, war die ungebrochene Erhaltung der staatsmännisch geschulten Adelsschicht in der Rolle der politischen Führer unter gleichzeitiger Hinzunahme der begabtesten Vertreter des bürgerlichen Standes. Von hier ab datiert die — auch und gerade für das heutige England — so charakteristische Verbindung zwischen den zur Staatsführung ursprünglich bestimmten Schichten und der bürgerlichen Plutokratie. Von hier ab wird andererseits auch besonders sichtbar und politisch bestimmend die innige Verbindung der adligen humanistischen Bildung mit der ganz und gar in der Bibel wurzelnden Erziehung des Bürgertums. Diese Verbindung besteht bis heute ungebrochen fort: sie kommt politisch in der Verschmelzung der aristokratischen Ideale mit der demokratischen Idee der bürgerlichen Gleichheit zum Ausdruck. Sie wird in vorbildlicher Weise an den Bildungszentren Oxford und Cambridge gepflegt, die erst im victorianischen Zeitalter ihre volle Bedeutung als Erziehungsstätten für die künftigen politischen Leiter des englischen Imperiums erhielten: wie vielleicht nirgends sonst in der Welt findet sich hier eine Fortführung der ursprünglichen platonisch-akademischen Absichten. An dieser besonderen Betonung des Bildungsideals ist nicht zum geringsten Victorias kluger und wissender Gatte, der deutsche Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, beteiligt gewesen.

Zu der engen Verbindung, welche durch die Wahlrechtsreform zwischen dem Adel und dem Bürgertum bewirkt wurde, tritt nun als zweiter entscheidender Faktor der (wesentlich in der Person Lord Beaconsfields verkörperte) englische Imperialismus. Das victorianische Zeitalter ist eben in gleicher Weise durch seinen inneren Liberalismus und seine expansive Außenpolitik gekennzeichnet. Beides hat seine Wurzeln

in dem einzigartigen Aufschwung der Industrie und des Handels, welcher England zu einem nie dagewesenen Wohlstand verhalf. Die Erhaltung und Steigerung dieses Wohlstands setzte zugleich die „liberalen" Wirtschaftsprinzipien (freier Wettbewerb im Innern und Freihandel nach außen hin) und die Gewinnung immer neuer Absatzmärkte und Rohstoffgebiete voraus. Es ist vielleicht heutzutage nützlich, sich klarzumachen, wie umwälzend der Sieg der liberalen Wirtschaftstheorie und -praxis (des sogenannten „Manchestertums", das aufs engste mit dem Namen Richard Cobden verknüpft ist) nicht nur für England, sondern für die ganze Welt gewesen ist. Durch die Gesetzgebung von 1846/47 und durch den Handelsvertrag mit Frankreich von 1860 wurde der Freihandel zum wirtschaftlichen Fundament der imperialen Macht Großbritanniens. Allmählich wurde diese Wirtschaftspolitik — mit gewissen Abwandlungen und Einschränkungen — von allen Ländern der Welt nachgeahmt. So entstand das unendlich feine, aber darum um so empfindlichere und verwundbarere Netzwerk der „Weltwirtschaft", das den ganzen Erdball umspannte und in dessen Maschen sich das allgemeine politische Getriebe der Groß- und Kleinmächte immer wieder verfing. Krisen unabsehbaren Ausmaßes erschütterten die Kontinente, um alsbald — dank den inneren Ausbalancierungsmöglichkeiten des Freihandelsystems — einem neuen Aufschwung der Wirtschaft, einem neuen Aufschäumen der goldenen Fluten zu weichen. Die glanzvollsten Äußerungen dieser gewaltigen, auf Handel, Industrie und Technik beruhenden Anhäufung von Reichtum waren die ersten Weltausstellungen von 1851 und 1862 in London. (Der Plan solcher Ausstellungen war das persönlichste Gut des Prinzgemahls gewesen, der auch sonst in allen öffentlichen Angelegenheiten des Landes seine Stimme vernehmen ließ.) Das zentrale Ausstellungsgebäude war der sogenannte „Kristallpalast", der allen späteren Ausstellungen in aller Herren Länder zum Vorbild diente. In ihm war der ganze Fleiß, das ganze Wissen, die ganze autonome Herrlichkeit des Menschen und seiner Werke zur Darstellung gebracht. Unzählige Massen umdrängten die hier angehäuften Wunder in der Gier des Besitzes, in der Lüsternheit des „Amüsements", im Elend des Nichtdazugehörens. — Verblüfft sah der Kontinent diese gewaltige Machtentfaltung, diese ungeheuere Anhäufung des Geldes, diesen Triumph der industriellen Technik. Er sah freilich auch die finstere Kehrseite dieser Erscheinungen: eine steigende Verelendung der Arbeitermassen, die in keinem Sinne Nutznießer des ins Land strömenden Reichtums wurden, einen weitgehenden Verzicht auf bodenständige Landwirtschaft, eine immer größere Entfremdung breiter Volksschichten von den Interessen des Königreichs und des Imperiums, die Herausbildung streng nach Vermögen und Bildung geschiedener „Klassen" und entsprechender „Klassengegensätze". In erschütternder Weise hat Dostojewskij in seinen „Winteraufzeichnungen über Sommereindrücke" dieses Spannungsausmaß des englischen Lebens um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts (das inzwischen in mannigfachen Brechungen auf dem ganzen Erdball seine Resonanz erfuhr) unter dem Titel „Baal" als Ausgeburt des „bösen Geistes" geschildert. So konnte England zum klassischen Exempel der „sozialen Frage" werden. Diese Frage war hier von vornherein mit den Prinzipien der Staatsführung, den Grundlagen des gesamten Staatswesens verknüpft. So war es auch England, und gerade das victorianische

England, das am frühesten die modernen Mittel des politischen Kampfes herausbildete: die zielbewußte Propaganda in öffentlichen Versammlungen und in der Presse, die Zusammenballung konvergierender Interessen und deren Äußerung im „Druck der öffentlichen Meinung", die Organisierung und Leitung der Massen innerhalb fester Verbände (der Trade Unions), die planmäßige politische Erziehung einer ausgewählten Minderheit der Nation. Und eben dieses England war es nun auch, welches nach außen hin das Zeitalter der bewußten imperialistischen Politik heraufzuführen gezwungen war.

Das englische Empire war längst bereits durch die koloniale Ausdehnung des Mutterlandes geographisch mehr oder weniger fest umrissen. Was nun hinzukam, war eben das politische Selbstbewußtsein des neuen Weltreichs, das an jedem Ort des Erdballs „Interessen" zu vertreten oder zu verteidigen hatte und allüberall hin seinen mächtigen Schatten warf. Das Wort Großbritanniens galt — wo immer eine menschliche Ansiedlung bestehen, wo immer ein Konflikt zwischen anderen Staaten entstehen mochte: in jedem Augenblick war es möglich, die Macht des Empire, deren sichtbarer Ausdruck seine Flotte, deren nicht weniger handgreifliche und wirksame Waffe seine „goldene Kugeln" bildeten, in die Waagschale zu werfen. Nur selten brauchte die kriegerische Macht ins Treffen geführt zu werden — so in den Kolonial-Expeditionen von Afghanistan, China und Abessinien. Erst am Ende der langen Regierungszeit Victorias sah sich England in einen ernsthaften Kolonialkrieg, den Burenkrieg (1899—1902) verwickelt, der von entscheidender Bedeutung für die Festigung der britischen Position innerhalb des schwarzen Erdteils wurde, und der die kühnen Unternehmungen Cecil Rhodes' in eine — auch heute noch in seiner Tragweite gar nicht übersehbare — machtpolitische Bastion verwandeln half. Der Krimkrieg von 1854 bis 1856, der einzige unter Victoria geführte europäische Krieg, stellte dagegen eine nicht sehr bedeutende Äußerung des inneren politischen Liberalismus gegenüber der zaristischen „Reaktion" dar, wenn es auch wahr sein mag, daß hier die vorderasiatischen Interessen Englands mit auf dem Spiele standen. — Die eigentliche Herausbildung und Festigung des Empire wurde nicht so sehr durch kriegerische Erfolge als durch die konsequente Siedlungs- und Verwaltungspolitik sowie durch die diplomatische Kunst, vor allem Lord Beaconfields, erzielt: im Jahre 1867 wurde das ganze britische Nordamerika (außer Neufundland) zum Dominion von Kanada zusammengeschlossen; der Ankauf der Suezkanal-Aktien (1874) sicherte die Vorherrschaft Englands im Mittelmeer und damit den kürzesten Seeweg nach Indien, diesem kostbarsten Juwel der britischen Krone; im Jahre 1877 wurde die Königin Victoria zur Kaiserin von Indien proklamiert; auf dem Berliner Kongreß von 1878 gelang es, die Insel Zypern unter englische Verwaltung zu bringen, deren endgültige Annexion 1914 erfolgte. Erst heute zeigt sich der sehr große militärpolitische Wert dieses Flottenstützpunkts, dem es vielleicht beschieden ist, zum Zentrum der kommenden Auseinandersetzungen im Mittelmeer zu werden.

Inmitten dieser gewaltigen machtpolitischen Ausdehnung des englischen Weltreiches, zu der die ständige Auseinandersetzung mit dem — noch heute ungelösten — Problem Irland, dem „Fallstrick" so vieler Ministerien, einen merkwürdigen

Kontrast bildet, wurde das Inselreich selbst zu einem Land ungeheurer Gegensätze: Reichtum und Elend, Härte und Sentimentalität, starres Festhalten an den traditionellen Formen und blindes Vertrauen zur „Entwicklung", zur Idee des zivilisatorischen Fortschritts — das alles fand Platz in dem von Institutionen aller Art behüteten Reiche. Wie groß und wie mannigfaltig die Verschiebung der gesellschaftlichen und volklichen Kräfte auch sein mochte — es blieb im Parlament beim Zweiparteiensystem, es blieb bei der monarchistischen Spitze, die gerade durch Victoria eine fast unerschütterliche Festigkeit gewann. Es ist in der Tat so, daß am Ende ihrer langen Regierungszeit die Königin Victoria — bei all ihren persönlichen Sympathien und Antipathien, in all ihrer privaten Strenge und Fraulichkeit, mit all ihren individuellen Zügen (die von Lytton Strachey so liebevoll und meisterhaft nachgezeichnet worden sind) ganz und gar mit der Institution des Königtums verschmolz: sie war die Queen, die Königin schlechthin. Das überwältigende Gefühl der „Sekurität", das unsere Großeltern und Eltern beseelte und in dem sich alles Sehnen des liberalistischen Zeitalters zusammenfassen läßt — es fand seine stärkste Stütze an der Unveränderlichkeit des englischen Staatsgefüges und an dem großmütterlichen Walten der königlichen Frau, die in ihrer eigenen Person so viele Throne Europas beschützte. Dieser institutionelle Charakter des victorianischen Zeitalters, dem auf dem Festland nichts Ähnliches zur Seite zu stellen ist, hat seine letzten Wurzeln in der allgemeinen Geschichte Englands. Das politische Ingenium des englischen Volkes — oder doch mindestens seiner jeweils führenden Schichten — hat von jeher allen inneren Konflikten einen festen Wall unantastbarer Einrichtungen entgegenzusetzen gewußt. Mochte es sich um inner-dynastische Machtkämpfe, um tiefgehende religiöse und kirchenpolitische Erschütterungen, um den Streit zwischen Parlament und Krone, um die großen Auseinandersetzungen zwischen Whigs und Tories oder — seit der victorianischen Zeit — zwischen „Liberalen" und „Konservativen" handeln — immer gelang am Ende es den einmal bestehenden Institutionen, diesen Kämpfen ihre letzte, staatsauflösende Schärfe zu nehmen. Wenn man von der so augenfälligen Tatsache der Traditionsgebundenheit Englands spricht, so darf eben nie vergessen werden, daß es sich um eine Tradition der Formen und Institutionen handelt, die in ihrem Gehalt einem ständigen Wandel unterworfen sind. Daher sind in England die Bewahrung des Bestehenden und dessen ständige Erneuerung, sind „Tradition" und „Fortschritt" in gar keiner Weise Gegensätze. Worauf es ankommt, ist der feste Rahmen: wie es auch dem gesellschaftlichen Ideal des Engländers entspricht, in jeder Situation, mag sie äußerste Vorsicht oder Tollkühnheit verlangen, die Haltung, die Beherrschtheit des Auftretens zu wahren, worin sich in lebendigster Weise die Verwandtschaft dieses Volkscharakters mit dem römisch-stoischen Menschenbild erweist.

Die Rolle der festen Institutionen in England, die Gebundenheit und Freiheit aufs merkwürdigste vereinen, wäre nicht denkbar ohne die — in letzter Linie naturrechtlich bedingte — Idee der Billigkeit (equity), die das ganze öffentliche Leben Englands beherrscht. Sie bildet zugleich das feste Bindeglied zwischen der humanistisch gebildeten Aristokratie und der schlichten Bibelfrömmigkeit des englischen Bürgertums.

Das englische Recht entspringt zwei verschiedenen Quellen: 1. dem bis auf die Dänen- und Normannenzeit zurückgehenden Gewohnheitsrecht, das vollkommen den Charakter eines — unter Umgehung des römisch geschaffenen — positiven Rechts hat (common law), und 2. dem auf Billigkeit und Gewissen zurückgehenden, sich zum Teil ausdrücklich gegen das Common Law wendenden Equity-Recht. Erst im Jahre 1873 kam es zu einer entscheidenden Vereinheitlichung der Judikatur, welche nicht zu den geringsten Leistungen der victorianischen Epoche gehört. Wesentlich war dabei, daß dem Gesichtspunkt der Billigkeit grundsätzlich der Vorrang eingeräumt wurde. — Die Anknüpfung an stoisches und biblisches Gut vollzog sich im Zeitalter des Humanismus und in der englischen Reformation. Es ist nicht unwichtig, zu bemerken, daß die Renaissance als solche, verstanden als Wiederentdeckung und Fortbildung antiker Kunstformen, in England weit weniger als auf dem Festlande Spuren hinterlassen hat. Es hat in England niemals eine solche „Ästhetisierung" des Lebens wie in den romanischen Ländern gegeben. Darum hat hier auch keine der festländischen vergleichbare Entwicklung der bildenden Künste stattgefunden. Von diesem Gesichtspunkt aus ist zum Beispiel die Neu-Gotik des victorianischen Zeitalters nicht immer als künstliches — etwa auf die Romane Walter Scotts zurückzuführendes — Gebilde, sondern auch als echter Stil zu verstehen.

Die victorianische Epoche ist reich an bedeutenden Staatsmännern, an weithin wirkenden Naturforschern und Philosophen und endlich an großen Schriftstellern gewesen. Die Rededuelle im englischen Parlament zwischen Peel und Palmerston, Gladstone und Disraeli, das Wirken Salisburys und Joe Chamberlains, die innen- und außenpolitischen Leistungen aller dieser hervorragenden Männer erregten die Bewunderung der englischen Nation wie auch der ganzen übrigen Welt. Der Einfluß der Fortschrittsideen John Stuart Mills und Spencers sowie der Entwicklungslehre Darwins ist auch heute noch nicht überwunden. Die englische Literatur endlich, die unter der Königin Victoria von Dickens und Tennyson bis Wilde und Kipling reicht und über solche Gipfel wie Thackeray, Meredith und Thomas Hardy führt, ist ein treuer Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse und der englischen Charaktere in all ihrer Größe, Schlichtheit, Herbheit, aber auch in ihrer eigentümlichen Verhülltheit, Rührseligkeit und insularen Beschränktheit. Diese englische Literatur wird, wie so vieles an England, in ihrer Bedeutung, vor allem in ihrer sozialkritischen und pädagogischen Tragweite, auf dem Festland (jedenfalls bei uns in Deutschland) noch nicht genügend erkannt. Ihre Rolle im politischen Leben der Nation kann wiederum nur mit der der großen russischen Literatur verglichen werden, so verschieden ihr Gehalt, ihre Tendenz, ihre Ausdrucksfähigkeit von denen der russischen auch sein mögen.

Das heutige England ist das Erbe des victorianischen Zeitalters. Die innere Umwälzung, die der Weltkrieg in England herbeigeführt hat, ist heute noch unabsehbar; die Fragen, vor die sich die heutigen Staatsmänner Englands gestellt sehen, sind in jedem Betracht neu und größtenteils ungelöst. Dennoch ruht das englische Imperium in seiner Gesamtheit noch heute auf den festen Fundamenten, die in der Regierungszeit Victorias gelegt worden sind.

WOLFGANG WINDELBAND

Arthur James Balfour

Im Vorwort zu der neuesten zusammenfassenden Darstellung der englischen Geschichte von 1871 bis zum Ausbruch des Weltkriegs bespricht der Verfasser, R. C. K. Ensor, den ungeheuren Reichtum der Quellen, die sich neuerdings für diese Epoche erschlossen haben, erwähnt die Fülle wertvoller Biographien, beklagt jedoch, daß eine ganz besonders wichtige Aufgabe noch nicht gelöst sei: Arthur Balfours Lebensbeschreibung. Nur Teilstücke einer ausgezeichnet geschriebenen Selbstbiographie lagen vor, die es aufrichtig bedauern lassen, daß sie Torso geblieben sind, und die trotz ihrer Lückenhaftigkeit tiefe Einblicke in den Charakter des Verfassers gestatten. Daneben mußte man sich an seine nicht sehr zahlreichen Briefe halten, soweit sie in andere Biographien aufgenommen waren, und an den Niederschlag seiner Tätigkeit in den „British Documents", dem Gegenstück zur Aktenpublikation unseres Auswärtigen Amts; diese setzen jedoch erst mit 1898 ein, zwei Jahrzehnte nach Balfours eigentlichem Eintritt ins politische Leben, und betreffen nur die Außenpolitik, also das Gebiet, das für ihn nicht im Vordergrund gestanden hat. Hier bestand demnach in der Tat eine schmerzliche Lücke. Sie auszufüllen, hat jetzt Balfours Nichte, Mistreß Blanche E. C. Dugdale begonnen. Der erste Band ihres Werkes liegt vor*). Er umfaßt die Jugendzeit des 1848 als ältester Sohn unter neun Geschwistern Geborenen, den Eintritt ins Abgeordnetenhaus des 26jährigen, der 4 Jahre später Privatsekretär seines Onkels Lord Salisbury wurde und als solcher den Berliner Kongreß mitmachte, sodann den Aufstieg über die Ämter als Präsident des Rates für Lokalverwaltung 1885, Staatssekretär für Schottland 1886, für Irland 1887, Führer des Unterhauses 1891 bis zur Ministerpräsidentschaft 1902. Mit der katastrophalen Wahlniederlage 1906, dem äußeren Tiefpunkt von Balfours Leben, bricht dieser Band ab.

Ausgezeichnete Materialien haben der Verfasserin zur Verfügung gestanden, Balfours Privatpapiere, zahlreiche Briefe hat sie gesammelt, einige wichtige Berichte an König Eduard VII. hat sie abdrucken dürfen. Der unschätzbare Vorzug des Buches aber liegt in der genauen persönlichen Kenntnis. Auf Balfours schottischem Herrensitz Wittingehame hat sich um das unverheiratet gebliebene Haupt der Familie — die Tragödie seiner Liebe zu der Frau, die ihm durch den Tod entrissen wurde, als nach langjährigen Hemmnissen die Vereinigung unmittelbar bevorstand, wird geschildert — ein großer Kreis seiner zahlreichen Geschwister und deren noch zahlreicherer Kinder gebildet, der zu ihm als seinem Mittelpunkt voll Liebe, Verehrung und Bewunderung aufblickte. Es sind die bestgeschriebenen, menschlich reizvollsten Kapitel des Buches, in denen uns dies Leben in Wittingehame entgegentritt, mit warmem Herzen sind sie in dankbarem Gedenken verfaßt. „Die Kinder

*) London, Hutchinson, 1936. Soeben melden die Zeitungen auch das Erscheinen des zweiten Bandes.

betrachteten es als ihr Heim und seinen Besitzer als den Bringer aller Freuden." Eines dieser Kinder ist die Verfasserin gewesen, unter dem unmittelbaren Eindruck der Persönlichkeit ist sie aufgewachsen und weiß daher dem Bilde, das sie zeichnet, bewegteste Lebendigkeit zu verleihen. Viele Ereignisse hat sie selbst miterlebt, andere aus den eigenen Erzählungen Balfours kennengelernt, die sie offenbar früh begonnen hat niederzuschreiben. Es ist also zweifellos ein erstrangiges Material an bisher unerschlossenen Quellen, auf das sie sich stützt, das sie durch reichliches Heranziehen des schon gedruckten Stoffes ergänzt und mit unstreitiger schriftstellerischer Begabung verarbeitet hat.

Dennoch ist ihr Buch, um das gleich zu sagen, nicht die abschließende Biographie geworden, die angesichts der Bedeutung des Gegenstandes zu erhoffen gewesen wäre. In bezug auf tieferes Durchdringen des Stoffes, auf Einbetten der Geschehnisse in die großen Kausalzusammenhänge bleiben manche Wünsche offen, die einzelnen Teile der Leistung sind im Rahmen der Gesamtdarstellung nicht durchaus sachgemäß gegeneinander abgewogen. Immerhin wird, wer sich auf geschmackvolle, leicht verständliche Art und in anziehender Form darin einführen lassen will, wie sich die Probleme dieser für die englische Geschichte so wichtigen Jahrzehnte im Lebensschicksal einer der im Vordergrund der Bühne stehenden Persönlichkeiten widerspiegeln, bei Mistreß Dugdale durchaus auf seine Kosten kommen. Vor allem aber ist ihr das für ihre Absicht wohl Entscheidende gelungen, das höchst individuelle und doch in vielem so typische Menschentum ihres Helden scharf zu umreißen. Seine Gestalt tritt, dank ihrer genauen Kenntnis und der Liebe, mit der sie sie zeichnet, ohne in kritiklose Schwärmerei zu verfallen, in ihrer Eigentümlichkeit klar und eindrucksvoll hervor. Darum mag sie auch uns hier stärker beschäftigen als die sachliche Leistung.

Balfours Figur ist schon aus dem Grunde von keineswegs bloß historischem Interesse, weil sie so deutlich veranschaulicht, wie beschaffen die Kraftquellen des älteren England waren, und weil diese, obwohl seitdem das britische Leben sich von Grund aus gewandelt hat, auch heute noch unmittelbare Bedeutung besitzen. Denn das Bezeichnende für Englands Entwicklung ist, daß der Durchbruch völlig neuer Kräfte die alten nicht zerstört hat, sondern daß sie bewahrt geblieben sind und weiter fließen. Balfours historische Wirksamkeit ist es aber gerade, als konservativer Führer daran gearbeitet zu haben, sie in das Neue hinüberzuleiten, um sie nicht ersticken zu lassen. Dies ältere England war das aristokratische, dem sich 1832 das bürgerliche Element beigesellt hatte, während dann seit den sechziger und erst recht seit den achtziger Jahren das demokratische sich immer mehr durchsetzte, bis dies mit Lloyd George den vollen Sieg errang. Aus der Welt dieses aristokratischen Englands kommt Balfour her, er entstammt einem der vornehmsten alten Geschlechter durch seine Mutter, eine Cecil, die, während der Vater früh starb, stärksten Einfluß auf den heranwachsenden Sohn ausgeübt hat und deren Persönlichkeit in Mistreß Dugdales Schilderung höchst reizvoll lebendig wird.

Von dieser Familienzugehörigkeit aus hat Balfours Leben die bestimmende Richtung erfahren. Einerseits im äußeren Ablauf, dem klassischen Ausbildungsgang über Eton und Cambridge, wobei er sorgende Gedanken um seine Zukunft sich

niemals zu machen brauchte, hin zu dem mit allen für diesen Stand typischen Reizen ausgestatteten, durch Weltreisen unterbrochenen Dasein eines wohlhabenden Landbesitzers, „eines Mannes, über den Fortuna so gut wie alle ihre reichsten Gaben ausgeschüttet hat". Begreiflich, daß er unter diesen Umständen mit solcher Energie das Fernhalten allen nicht notwendigen Schmerzes, körperlichen wie seelischen, in den Mittelpunkt seiner Lebensphilosophie gestellt hat. Andererseits aber verlieh ihm diese Herkunft aus alter, großer Tradition die unerschütterliche Selbstsicherheit des äußeren Auftretens und des Denkens, die ihn am Ende seines Lebens zu dem Ausspruch berechtigte: „Blicke ich zurück, so glaube ich kaum jemals meine Ansicht über irgend etwas geändert zu haben."

Die Zugehörigkeit zu den Cecils hat auch seinen Anschluß an die konservative Partei zur selbstverständlichen Folge gehabt, in der er durch das Wohlgefallen, das deren mächtigster Mann, der Bruder seiner Mutter, Lord Salisbury, frühzeitig an ihm fand, schnell emporstieg. Zwischen beiden Männern hat fortan eine sich immer enger gestaltende Zusammenarbeit bestanden, die auch durch das kurze Zwischenspiel von Balfours Zugehörigkeit zur sogenannten „vierten Partei" Randolph Churchills, dieser Vereinigung von vier jungen, redefrohen und mit der Führung der Partei im Unterhaus nicht einverstandenen Konservativen*), keine Störung erfuhr. Als „tiefste Zuneigung, Vertrauen und Harmonie" charakterisiert Mistreß Dugdale dieses Verhältnis und fügt nicht unberechtigt hinzu, daß die Enge ihrer Zusammenarbeit 20 Jahren der englischen Geschichte den Stempel aufgedrückt habe. Daß Lord Salisbury seinen Neffen, welcher der öffentlichen Meinung damals noch vielfach bloß als geschickter Blender erschien und dessen Gesundheit keine sehr feste war, so früh vor hohe Aufgaben stellte, ist durch dessen Leistung in vollem Umfang gerechtfertigt worden. Das verhinderte jedoch nicht, daß 1900 gegen den Premierminister heftige Angriffe wegen der Aufnahme einer zu großen Zahl Verwandter ins Kabinett gerichtet wurden, wie man sich damals ausdrückte, gegen das „Hotel Cecil". Balfour hat sie im Unterhaus zurückgewiesen, und die Art, wie er sich dieser Aufgabe entledigte, mit überlegener Ironie, schlagfertigem Witz und glänzender Debattierkunst, ist aufschlußreich für die Gründe, auf denen sein parlamentarischer Einfluß beruhte.

Dabei ist es keineswegs für ihn eine innere Notwendigkeit gewesen, die ihn zum Einschlagen der staatsmännischen Laufbahn veranlaßt hat. Vielmehr hat sie sich mehr aus den äußeren Verhältnissen, durch die sich von selbst darbietenden Möglichkeiten ergeben, wie es überhaupt zu seinem Wesen gehörte, die Dinge mehr an sich herankommen zu lassen. Seinen ersten Parlamentssitz erwarb er sich in einem Wahlkreis, wo kein Gegner aufgestellt war. Er selbst hat einmal geurteilt, seine natürliche Anlage habe ihn gar nicht zur Politik hingeführt, und als Beweis setzte er höchst charakteristisch hinzu, daß er im Bett niemals über sie nachdenke. Er stehe ihr mit ruhigem Interesse gegenüber; sich über sie aufzuregen oder gar wie Joseph Chamberlain ihr alle seine Gedanken zu widmen, dazu sei er außerstande. Dem

*) Balfour hat von dieser Gruppe gesagt, sie habe es „sich zum Geschäft gemacht, die liberale Regierung davon zu überzeugen, daß große Mehrheiten nicht ausreichten, um eine Fülle von Sünden zu verdecken".

entsprach es auch, wenn er selbst das Gefühl hatte, in seinen Anfängen seine politischen Reden nicht in dem notwendigen Maße vorbereitet zu haben, und wenn er sogar auf dem unendlich schwierigen Posten als Staatssekretär für Irland, wo er sich ehrlich und erfolgreich mühte, über die bloß negative Anwendung der Zwangsgesetze gegen die irische Opposition zu konstruktivem Aufbau zu gelangen, täglich nur 5 Stunden dem Dienst gewidmet hat. „Was in ihnen nicht erledigt wird, bleibt unerledigt. Ich lehne es unbedingt ab, etwas nach Hause mitzunehmen." Daß hierunter die Leistung nicht gelitten hat, beweist der Brief, den ihm am Ende seiner irischen Tätigkeit der mit Lob überaus zurückhaltende Ministerpräsident geschrieben hat: „Du hast Deinen Ruf und Einfluß enorm erhöht", und dementsprechend übertrug er ihm auch die nach der eigenen Stellung wichtigste Aufgabe der Führung des Unterhauses. Den inneren Abstand, den Balfour auch jetzt noch zur Politik bewahrte, läßt aber die Tatsache erkennen, daß er in einem für einen verantwortlichen Staatsmann einfach verblüffenden Maße vermied, Zeitungen zu lesen. Es ist amüsant, wie Chamberlain ihn beschwor, dieses Nichtlesen der Zeitungen doch nicht gar zu weit zu treiben; auch er selbst sei, so betonte er, je länger er lebe, desto weniger geneigt, dem Parteigeschreibsel seine Zeit zu opfern, indessen sei es nun einmal der einzige Weg, sich mit der öffentlichen Meinung vertraut zu halten, wie das für den Politiker die absolut unentbehrliche Notwendigkeit sei. Balfour gab dies auch theoretisch durchaus zu, bekannte sich als reuigen Sünder, dachte aber nicht daran, sich zu ändern. Danach noch hatte seine politisch stark interessierte Schwägerin sich zu beklagen, daß in seinem Hause keine Zeitung gehalten würde.

Daß er sich in dieser kühlen Beherrschtheit seiner innerlichen Beziehung zur Politik treu geblieben ist, geht aus der Art hervor, wie er sich über die Wahlniederlage von 1906 in vertrautem Brief geäußert hat: „Ich schäme mich schrecklich, aber ich fühle eine Art illegitimer Heiterkeit über die Katastrophe. Sie gibt mir stärkeres und erfreulicheres Interesse an der Politik, als ich mich seit der Home-Rule-Bill besessen zu haben erinnere." Dies ist keinesfalls Pose, sondern ganz echt. Hier kommt mit voller Offenheit zum Ausdruck, mit welcher Distanz er immer den politischen Dingen gegenübergestanden hat. Er hat nach bester Kraft seine Pflicht getan, im Kampf sich auch erwärmt, an scharf zugespitzter Debatte seine Freude gehabt. Auch hier möchte ich einen bezeichnenden Ausspruch nicht unerwähnt lassen: „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn man jeden Tag einem Manne gegenübersitzt und mit ihm ringt, dann kann man gar nicht anders, als ihn schließlich beinah gern zu mögen, er mag es verdienen oder nicht." Darin zeigt sich wieder, daß es eben nicht der politische Gehalt ist, um den es ihm letzten Endes geht, sondern der intellektuelle und ästhetische Genuß am Wortgefecht. In diesem ständigen Bewahren aber eines inneren Abstandes zu dem, was sein Tun erfüllte, liegt der Grund, warum der wirklich höchste und letzte Einsatz im politischen Kampf ihm nicht möglich gewesen ist, warum er jedoch andererseits auch niemals Schwierigkeiten gegenüber die Nerven verloren hat.

Handgreiflich tritt also an diesem Punkte sowohl die Stärke seiner Befähigung als Politiker als auch ihre Grenze zutage. Dieser kühle, selbstbeherrschte Aristokrat

mit seiner ausgeprägten Verstandesnatur war nicht der Mann, die Massen mitzureißen und dauernd an sich zu fesseln. In diesem Sinne lag nichts Faszinierendes in seinem Wesen, ihrer Phantasie hatte er wenig zu bieten. Dabei war er selbst sich jedoch ganz klar darüber, daß die politische Entwicklung dahin gehen werde, den Massen ausschlaggebende Gewalt zu verleihen. Soweit man bei Balfour überhaupt davon sprechen darf, liegt an diesem Punkt die Tragik seines politischen Schicksals. Niemand in der konservativen Partei hat deutlicher als er die Notwendigkeit des von Disraeli beschrittenen Weges erkannt, ihre Wurzeln tiefer hinabzusenken. Schon vor seiner ministeriellen Zeit hat er sich deshalb in seinen Parlamentsreden viel mit der sozialen Frage beschäftigt und sich dafür eingesetzt, staatliche Mittel in größerem Stil als bisher zur Bekämpfung der wirtschaftlichen Not und zur Hebung des Lebensstandards auszuwerfen. Aber diese Fürsorge von oben würde allein nicht genügen. Sie mußte, das erkannte er bald, und hierin unterschied er sich scharf von seinem Freund Randolph Churchill, der im übrigen so temperamentvoll den Ruf nach „Torydemokratie" erhob, ergänzt werden durch Heranziehung zu aktiver politischer Mitarbeit, also durch die Ausdehnung des Wahlrechts, wobei er auch vor dem Frauenstimmrecht nicht zurückschreckte. „Ich sah keinen Sinn darin, einer Entwicklung sich entgegenzustemmen, die nach der Logik der Dinge kommen mußte . . . Ich glaubte, das Ergebnis würde, je mehr die Erweiterung die ganze Volksgemeinschaft umfaßte, um so mehr ‚Tory' sein. Unter ‚Tory' verstehe ich Abneigung gegen Wechsel, Festhalten an der Kontinuität." Er kannte also den Charakter seines Volkes, und sein Blick war scharf genug, die Richtung der zukünftigen Entwicklung vorauszusehen, wie sein Geist überhaupt nach der guten Formulierung Mistreß Dugdales das Morgen interessanter fand als das Gestern — und sie hätte hinzufügen dürfen, als das Heute.

In dieser Überzeugung, daß es für das Schicksal der konservativen Partei entscheidend sein werde, ob sie an die Massen herankomme, hat Balfour schon früh (1886) ein Zusammengehen mit dem Radikalen Chamberlain empfohlen, trotz aller Gegensätze des Wesens, der Anschauungen und Methoden oder vielleicht gerade um dieser Gegensätze willen. Denn auf den durch sie bedingten Eigenschaften ruhte ja Chamberlains Einfluß auf die Massen. Gelang dies Bündnis, wozu die gemeinsame Abneigung gegen Gladstone und die Übereinstimmung im Wunsch nach imperialistischer Außenpolitik die Handhabe bot, dann durften die Konservativen hoffen, der liberalen Agitation viel wirksamer begegnen zu können. Daß ihm selbst das Organ fehlte, nicht nur sich den Massen verständlich zu machen, sondern auch ihre Psychologie zu erfassen, dessen war sich Balfour bewußt. Unterliefen ihm taktische Fehler, so entstammten sie fast stets dieser Quelle. Während er die Wirkung seines Verhaltens im Parlament genau zu berechnen wußte, versagte er den breiten Schichten des Volkes gegenüber. Hier war er durch die eigene an seine Herkunft gebundene Art und Weltanschauung gehemmt und deshalb hoffnungslos einem Gladstone unterlegen, diesem „Meister des politischen Gemeinplatzes", wie er ihn nannte, und über den er das geistreiche Wort gesprochen hat, er sei immer in allem, außer dem Wesentlichen, ein rabiater Tory. Durch die Koalition mit Chamberlain wollte Balfour eine ihm selbst abgehende, als notwendig empfundene Eigenschaft

ergänzen, und es ist bezeichnend, daß, als es nach 10 Jahren wieder zur Trennung zwischen ihnen kam, die Massen alsbald gegen Balfours Partei entschieden.

Ganz falsch wäre es dennoch, Balfour wegen der leidenschaftslosen Kühle seines Verhältnisses zur Politik überhaupt als kalte Natur anzusprechen. Starker Gefühle war er wohl fähig. Nur haßte er es als echter englischer Aristokrat, andere außer den ihm Nächststehenden in sich hineinblicken zu lassen, und gab sich seinen Gefühlen nur dort hin, wo die seinen eigentlichen Lebensinhalt ausmachenden Gebiete berührt wurden. Ihn aber fand er eben nicht in der Politik, sondern in geistig-kultureller Betätigung. Unentbehrlich war ihm Musik, Beethoven, Bach, vor allem Händel bevorzugte er. Das Höchste jedoch gab ihm die Philosophie. Schon von dem Jungen hat sein Lehrer berichtet, daß die einzige Art, die Dinge ihm beizubringen, darin bestanden habe, die Einzeltatsachen in allgemeine Kategorien einzuordnen. In diese Welt der logischen Gesetzmäßigkeit hat er sich zurückgezogen, so oft ihm das irgend möglich war. Es ist der ganze Balfour, wenn er ins Parlament geht mit einem angefangenen philosophischen Manuskript unter dem Arm, in der Hoffnung, es in der Kommissionssitzung fördern zu können. Er hat ungeheuer viel gelesen und das Gelesene sich zum Besitz gemacht. Im Bewußtsein alles dessen, was er ihm verdankte, hat er auch in einer Rektoratsrede der St.-Andrews-Universität sich gegen eine viel beachtete Warnung gewendet, den Intellekt durch allzu viele, wahllose Lektüre zu belasten. Auch hier wieder seiner ironisch-witzigen Art die Zügel freigebend, mahnte er, den Vergleich zwischen Magen und Geist nicht zu weit zu treiben; er habe noch niemanden gefunden, der durch zu vieles Lesen seine natürlichen Gaben beeinträchtigt hätte. Sicher seien viele Gelehrte langweilig, aber nicht aus dem Grunde, weil sie gelehrt seien. „Echte Langweiligkeit wird selten erworben, ist vielmehr eine natürliche Begnadung." Sein Rat, „lies alles, was dich interessiert, und nichts, was das nicht tut", offenbart die Mischung von Skepsis und Epikureertum, die ihn kennzeichnet.

Hier im Geistigen also erwuchs ihm die eigentliche Befriedigung, und deshalb ist auch das Gebiet, dessen er sich in der Politik am liebsten angenommen hat, die Schulreform gewesen. Er fand das britische Volksschulwesen in einem Zustand, den er in einer Rede vor seinen Wählern in Manchester 1902 beschrieben hat als „chaotisch, unwirksam, übermäßig veraltet, der Spott jeder fortgeschrittenen Nation in Europa und Amerika". Schon 1896 hat er dem durch stärkeren staatlichen Eingriff abzuhelfen gesucht, damals jedoch die sich erhebenden Hemmnisse nicht zu überwinden vermocht. Erst unter seiner Premierministerschaft und mit seiner beflügelnden Anteilnahme hat Sir Robert Morant 1902 in schwerem Ringen die Gesetzesvorlage siegreich durchgeführt, die mit Recht als eine der größten aufbauenden Maßnahmen Englands im 20. Jahrhundert gefeiert worden ist, obwohl sie, wie das so häufig in der Geschichte die Wirkung heilsamer Eingriffe gewesen ist, der für sie verantwortlichen Regierung viele Anhänger kostete und damit neben dem Streit um den Schutzzoll einer der Gründe für den Mißerfolg der Konservativen bei den Wahlen 1906 wurde.

Was dieser Niederbruch der Partei für Balfour bedeutete, kann man erst richtig würdigen, wenn man sich klarmacht, in welch merkwürdigem Maße dieser hochstehende, von stärkstem Patriotismus durchdrungene Geist in seinem politischen

Denken doch dem Parteiidol verfallen ist. Es war ihm unmöglich, Verständnis für einen Mann wie Sir Robert Peel aufzubringen, den großen konservativen Führer, der als Premierminister im richtig verstandenen Interesse des Landes das Parteidogma für sich nicht gelten ließ. Als Balfour ein Brief vorgelesen wurde, der seinen eigenen früheren Ausspruch zitierte: „Peel zertrümmerte seine Partei, und kein Mensch hat das Recht, ihm anvertrautes Gut zu zerstören", machte er sich dies Urteil noch einmal mit starken Worten zu eigen. Daß die Umstände dazu führen können, parteimäßige Anschauungen zurückzustellen, wollte er nicht wahrhaben.

Kurz sei schließlich noch auf Balfours Anteil an der Außenpolitik hingewiesen. Von besonderem Interesse für uns Deutsche sind dabei Briefe, die er als Vertreter des Ministerpräsidenten 1898 an diesen schrieb, während die ersten deutsch-englischen Bündnisverhandlungen spielten. Sie bestätigen, daß er grundsätzlich mit Chamberlains Versuch einverstanden war, werfen aber noch helleres Licht als Hatzfeldts Berichte auf die unendliche Zurückhaltung, mit der Onkel und Neffe Deutschland gegenüberstanden. Balfour nahm diese „Amateurverhandlung" gar nicht recht ernst, und der Ton, den beide anschlugen, macht deutlich, wie wenig die Voraussetzung für wirkliche Verständigung bei ihnen vorhanden war und wie schwierig es selbst bei bestem Willen der deutschen Regierung gewesen wäre, vorwärts zu kommen. Salisburys wahres Gefühl bricht durch, wenn er nach Abschluß des Vertrages mit Deutschland über die portugiesischen Kolonien die Hoffnung ausspricht, daß dieser nicht lange in Kraft bleiben werde, wie denn auch tatsächlich von seiner Seite alles geschehen ist, um ihn nicht zur Ausführung gelangen zu lassen. In dieser Gesinnung hinderten sie Chamberlains Vorgehen nicht, erwarteten aber kein günstiges Ergebnis und taten ihrerseits keinen fördernden Schritt, dadurch wiederum die deutsche Zurückhaltung verstärkend. Das eigentliche außenpolitische Ziel Balfours ist dauernd die Verständigung mit Amerika gewesen. Ganz inhaltsarm ist leider der Abschnitt über die schicksalschwerste außenpolitische Tat seines Kabinetts, die Entente mit Frankreich. Dagegen verdient wieder starke Beachtung, wie er es abgelehnt hat, der japanischen Offensive gegen Rußland in den Arm zu fallen. „Ich würde jeden Rat an Japan vermeiden, der ihm das Recht gäbe, nachher zu sagen, wir hätten es in den Krieg getrieben, aber ich würde keinen Druck irgendeiner Art auf es ausüben, seine Forderungen herabzuschrauben."

Ihr Urteil über die Leistung dieses Lebensabschnittes faßt die Verfasserin selbst dahin zusammen, daß sie es kaum rechtfertige, Balfour in die Reihe der großen britischen Staatsmänner einzuordnen, so hohe Eigenschaften der Persönlichkeit auch innegewohnt haben. Daß ihm dennoch dieser Rang zuzuerkennen ist, will sie im zweiten Bande beweisen.

PAUL FECHTER

Die Kirche und die Worte

Im Novemberheft des „Hochland“ hat Otto Knapp einen sehr beachtenswerten Aufsatz veröffentlicht: „Advent auf der Kanzel.“ Er behandelt darin die Probleme der Predigt, die Bewegung, die im Gange ist, die Kanzel für die Aufgaben der Zeit zu erneuern, Geist und Macht der Wortverkündigung in der Frische und Fülle der ursprünglichen göttlichen Sendung wiederherzustellen. Er erörtert eingehend das Versagen der Predigt und seine Ursachen, teilt allerhand briefliche Äußerungen von Menschen mit, die auf die Frage antworten, warum sie nicht mehr zur Predigt kommen — und fast übereinstimmend erklären, die ewigen Wiederholungen, das Abgedroschene habe sie vertrieben. Knapp fordert die lebendige Geistpredigt, eine Predigt von Männern, die im Leben stehen und in Erfahrung gereift sind, die knapp und sachlich an die Seelen ihrer Hörer rühren, weder akademisch noch theologisch noch rhetorisch noch denkerisch vorgehen, sondern aus dem inneren Angerührtsein Wege ins Innere finden. Er zeigt die Predigtproblematik von heute, zeigt sie von der katholischen Seite: was er sagt, gilt Wort für Wort auch für die protestantische — und zeigt zugleich die Gefahren, die aus einem unkontrollierten Verhältnis zum Wort, aus einem Verkennen der ungeheuren Wirksamkeit des Wortes sich nicht nur in der Predigt, sondern überall gerade heute in der kritischen Zeit der Kirchen für das Christentum ergeben können.

Die christliche Kirche steht heute vor der Aufgabe, ihr Verhältnis zum Wort nicht nur in der Predigt, sondern überall einmal gründlich zu revidieren. Die Kirche muß sich darüber klarwerden, daß eines der größten Gefahrengebiete für sie die christliche Terminologie ist, die nach oben wie nach unten in Bezirke abgeglitten ist, aus denen dem Christentum nur Schaden und Schwächung erwachsen können. Knapp zitiert die Briefe von Laien, die sich beschweren, daß man ihnen in der Predigt zu wenig zumutet: er streift in einem Satz eine Gefahr, die noch viel gewichtiger ist, weil sich von ihr aus die Möglichkeit dauernder, nicht nur vorübergehender, an die Person des einzelnen Predigers geknüpfter Trennung von Kirche und Laienschaft, Geistlichkeit und Kirchenvolk ergeben kann. Dieser Satz lautet: „In allzu vielen Predigten werden religiöse Begriffe, wie Sünde, Gnade, Erlösung, ewiges Leben, Himmel wie Selbstverständlichkeiten gebraucht; man darf aber überzeugt sein, daß die wunderlichsten Dinge zum Vorschein kämen, wenn man die Vorstellungen festhalten könnte, die sich dabei in den Köpfen abspielen, wofern nicht der Begriff ganz leer bleibt.“

In diesem Satz wird etwas von den Wirkungen sichtbar, die bald zwei Jahrhunderte langsamer Ablösung des bürgerlichen Lebens von der Kirche gehabt haben. Die christlichen Grundbegriffe sind nicht mehr Selbstverständlichkeiten des täglichen oder auch nur allsonntäglichen Daseins: sie haben in unzähligen Fällen ihre Erfüllung in fernen Schulzeiten während halb vergessener, halb verschlafener Religions-

stunden erhalten — Wirklichkeiten sind sie für Unzählige weder im Leben, noch bei gelegentlichen Kirchenbesuchen geworden. Wir müssen uns die Tatsache vor Augen halten, daß Worte wie Gnade, Sünde, Erlösung nicht nur wenig mehr von dem ursprünglichen religiösen Gehalt behalten haben, sondern daß sie, statt entleert zu werden, sich unvermerkt mit einem neuen, weltlich bestimmten, teils areligiösen, teils antikirchlichen Inhalt erfüllt haben, der ihre Wirkung bei kirchlich christlichem Gebrauch völlig unkontrolliert aufhebt und sogar ins Gegenteil verkehrt. Der Wandel des Begriffsinhalts des Wortes Glauben vom griechischen πίστις über das lateinische credere bis zum Gebrauch bei Luther ist oft erörtert worden: viel wichtiger aber ist der nie erörterte, nie beachtete Wandel, der sich in den letzten Jahrhunderten an dem Inhalt all dieser Begriffe vollzogen hat. Sie haben alle nicht nur eine durchaus weltliche, von primitiven Weltanschauungsrudimenten bestimmte Färbung bekommen: sie haben darüber hinaus eine Füllung mit Widerstandskräften gegen das reibungslose Eingehen in die Seelen erhalten. Der gläubige Durchschnittshörer nimmt sie mit den wunderlichen Begleitvorstellungen hin, von denen Otto Knapp spricht: für den ungläubigen enthalten sie unvermerkt so viel Aufreizungs- oder wenigstens Distanzierungsenergie, daß allein schon ihr Gebrauch ihn ablehnend oder mindestens skeptisch gegen den Sinn des Zusammenhangs macht, in dem sie auftauchen.

Die Kirche steht heute vor der Tatsache, daß ihre Worte, die Worte ihrer Geistlichen und ihrer Texte, nicht nur durch häufigen berufsmäßigen Gebrauch naturnotwendig abgenutzt, verbraucht und entleert sind, wofern sie nicht jedesmal von einem achtsamen Pfleger aus seiner Seele mit neuem, lebendigem Leben erfüllt werden: sie steht ebenso vor dem Faktum, daß das Verständnis auch für diesen lebendigen Inhalt ungeheuer abgenommen hat — und daß die Worte selbst unvermerkt einen Zusatz Abstoßungskraft bekommen haben. Die Welt der christlichen Worte, mit denen die Kirche in das Leben greift, schwebt heute zum großen Teil in der Luft; darüber aber hat sich bei Protestanten wie bei Katholiken ein zweites, ein Oberreich, aufgebaut, die Welt nicht mehr der kirchlichen, sondern der theologischen Worte und Begriffe — und zu der hat auch von den gebildeten Laien nur ein ganz kleiner Teil noch ohne weitere lernende Vorbereitung Zugang. Es hat sich im Lauf der Jahrhunderte ergeben, daß selbst die Terminologie des Gebiets, das das Leben am meisten angehen sollte, sich vom Leben so weit entfernt hat, daß auch Gutwillige und Vorbereitete, wenn überhaupt, nur mit Mühe noch einen Weg zu diesen Bereichen und ihren Begriffen finden können. Theologie und Laienschaft, selbst gebildete Laienschaft haben sich weiter und weiter auseinandergelebt, und die Kirche ist hier auch keine Mittlerin mehr. Auf protestantischer wie auf katholischer Seite sind die Erörterungen der wesentlichen Zeitprobleme, und nicht minder ein großer Teil der glaubensgeschichtlichen Darstellungen, selbst die, die für ein größeres Publikum gedacht sind, also die Essays und Aufsätze der Zeitschriften und Broschüren, abgetrennt vom Leben der Gemeinde sogar im engeren Sinne: ein dichter Zaun aus seltsam geformten Worten und Begriffen umgibt das Reich Gottes wie einst in Adams Tagen das Paradies, das dem Menschen nun verschlossen war. Es ist der Theologie ergangen wie ihrer angeblichen einstigen Magd, der Philosophie:

sie hat sich durch immer weiter getriebene Klärung und Verfeinerung ihres Arbeitsmaterials weitgehend selbst von denen abgetrennt, für die sie einst auf den Plan getreten war. Auf der einen Seite droht, bei dem Versuch geistiger Herablassung in der Predigt, die Gefahr, daß diese Herablassung eine selbst den Laien zu große Vereinfachung der Haltung und eine Senkung des Niveaus mit sich bringt, die das Verhältnis zwischen Laien und Predigern umkehrt. Auf der anderen Seite erhebt sich die Möglichkeit, daß die eigentlich geistigen Auseinandersetzungen innerhalb des Reichs der Gottesgelahrtheit nur noch den Spezialisten vorbehalten bleiben. Zum Numinosen wie zu dem Gott der Dialektik Karl Barths finden auch von den Suchenden nur Wenige den Weg über den Stacheldraht der Begriffe. Dazwischen bleibt das weite Reich der Vielen liegen, die guten Willens sind — und bei den Worten des Predigers wie beim Lesen religiöser Schriften, sobald die wirklichen Worte des Glaubens auftauchen, mit ihren Vorstellungen ihre eigenen wunderlichen Wege gehen. Von den feindlich Ungläubigen ganz zu schweigen.

Das Schicksal, das hier skizziert wurde, ist nicht auf Kirche und Gottesgelahrtheit beschränkt. Es geht allen Wissenschaften genau so, von der Philosophie bis zur Physik, von der Mathematik bis zur Astronomie. Sie müssen in gleicher Weise zwischen der Scylla des Spezialistentums und der Charybdis der allzu volkstümlichen Popularisierung den schmalen Pfad suchen, wo Geist und Leben sich die Hand reichen können. Für die Theologie und die Kirche ist die Situation nur darum viel gefährlicher, weil beide allein aus der Beziehung zum Leben ihr Daseinsrecht ableiten können. Physik, Mathematik, selbst Philosophie bleiben noch sinnvoll, wenn abseits vom Kreis der darin beruflich Tätigen sich niemand mehr um sie kümmert, weil niemand mehr sie versteht. Eine Kirche, die die Beziehung auf das Leben verliert, bricht zusammen, und die Theologie mit ihr: die Wissenschaft von Gott setzt eine auf Gott bezogene Welt voraus, um existieren zu können.

Bleibt die Frage: wie findet man diesen Weg, der von dem geistigen Überbau in Kirche und Theologie zum Leben führt? Die Popularisierung tut es sicher nicht; sie hat im Gegenteil mit ihrer allzu großen Anspruchslosigkeit, wie auch Knapp feststellt, große Teile gerade der Besten, der Suchenden, vertrieben, die nur mit viel Mühe wiedergewonnen werden können. Die sorgfältigste Auswahl der Prediger, heute in den Zeiten des Predigermangels eines der schwierigsten Kapitel, wird der eine Weg sein — die Berufung möglichst nur Berufener, die nicht nur den Glauben, sondern auch die lebendige Beziehung zu den Worten haben, die ihn an die Seelen heranbringen können. Für den Prediger von heute ist ein natürliches unmittelbares, fast möchte man sagen ein dichterisches Verhältnis zum Wort und die Fähigkeit, dies Verhältnis in der Rede zum natürlichen und bindenden Ausdruck zu bringen, wichtiger als Gelehrsamkeit. Die dichterische Beziehung zum Wort, seine Erfüllung mit der Kraft des seelischen Lebens ist die legitime Verbindung zwischen Kanzel und Literatur, nicht die schöngeistige Behandlung literarischer Themen in der Predigt, die schließlich zu Zarathustrapredigten und Ähnlichem führt, aus denen kein hungriges Herz die Nahrung bekommt, die es in der Kirche suchen geht. Männer lebendigen Lebens und lebendiger Wortkraft im täglichen Dienst der Kirche sind das eine Mittel, die vom Wort her gefährdete Beziehung

der Kirche zur Welt wieder zu feſtigen. Ein zweites wird aber dies ſein, daß führende Männer der Kirche es auf ſich nehmen, am anderen Pol die Probleme der Theologie von heute den Fragenden und Suchenden in einer Terminologie darzulegen, die den Zugang zu den inneren Bereichen eröffnet, nicht verſchließt. Knapp behauptet, Begriffe wie Gnade, Himmel, Sünde enthielten heute längſt nicht mehr bei allen Hörern die Inhalte, die der Prediger vorausſetzt. Seien wir ehrlich: wer von uns nicht theologiſch Geſchulten, der heute Karl Barth oder Rudolf Otto lieſt oder auch nur ſich mit Aufſätzen von verwandter Art herumſchlägt, tut das mit dem Gefühl der Sicherheit, die benutzten Begriffe der Autoren auch nur halbwegs in dem ihnen gewollten Sinn zu verſtehen? Wer von uns wandert nicht vielmehr mit dem gleichen ſchlechten Gewiſſen durch dieſe Welt, das ihn zuweilen bei mathematiſchen Diskuſſionen heutiger phyſikaliſcher Probleme befällt? Eine Weile geht es, dann ſteht ein Wort da, ein Begriff, den man ſich vom Griechiſchen, vom Lateiniſchen her, ſo gut es geht, deutet, und mit dem man nun weiterläuft wie mit einem wackelnden Schlittſchuh. Wir ſind, am anderen Pol der Auseinanderſetzung mit Theologie und Kirche, genau ſo der Sünde bloß, wie die Laien der Gemeinde drüben an dem des Predigers.

Gewiß: die Kirche kann hier den Einwand erheben: das iſt gut und ſchön — aber eurer ſind wenige und der anderen ſind viele. Unſerer Sorge iſt die Gemeinde befohlen und nicht die wenigen, die ſich heute mit den geiſtigen Problemen und Auseinanderſetzungen unſeres Bereichs befaſſen — die mögen ſelber zuſehen, wie ſie auf den rechten Weg und zu den rechten Begriffen kommen. Das iſt richtig und iſt falſch zugleich: denn die, die ſich nicht nur mit der Predigt und dem Gottesdienſt begnügen, ſind Zentren, von denen weitere Wirkungen ausgehen können. Sie ſind Anſteckungsherde des Anteils, der lebendigen Teilnahme: unter ihnen ſind die Jungen, die ſich auf heutige Weiſe mit dem ewigen Problem der Religion auseinanderſetzen wollen und in die Gefahr der Abwanderung geraten, wenn andere geiſtige Bereiche ihnen den Zugang zu den Geheimniſſen der Welt leichter machen als die Kirche. Die Naturwiſſenſchaften zum Beiſpiel haben längſt eine Terminologie für die Suchenden, die teilhaben wollen an den Wundern ihres Reiches, eine Terminologie und eine Literatur. In der Welt der Kirche beginnt beides erſt jetzt langſam zu wachſen: der Kreis um Romano Guardini und dieſer ſelbſt gehen da mit Inſtinkt für die Notwendigkeiten der Zeit und gutem Beiſpiel voran. Im Bereich des Katholizismus hat man offenbar bereits erkannt, daß die Mitwirkung des Laientums heute wichtiger denn je iſt und daß eben dieſes Laientum und ſeine Aktivierung eine Arbeit wie die des Kreiſes der „Schildgenoſſen", des „Hochlands" vorausſetzt. Der Proteſtantismus hat es in dieſer Hinſicht ſchwerer: ſeine Energien werden heute auf anderen Gebieten gebraucht — obwohl gerade er für die gemeinſame Aktivierung der beiden großen chriſtlichen Konfeſſionen durch eine Wirkſamkeit im Sinn der hier ſkizzierten Weſentlichſtes leiſten könnte.

Ignaz von Döllinger

(1799–1890)

Gewiß sind die Nationalitäten nicht Erzeugnisse des Zufalls, nicht Ausgeburten einer blind waltenden Naturkraft. Vielmehr hat in dem großen Weltplan der göttlichen Vorsehung jedes Volk eine eigene Aufgabe zu lösen, eine Mission zu erfüllen, die es allerdings auch verkennen und in verkehrter Weise hinausführen oder in Trägheit und moralischem Siechtum verkommend unerfüllt lassen kann, wovon uns Beispiele vor Augen liegen. Diese Aufgabe ist bedingt durch den Charakter des Volkes, durch die Schranken, die Natur und Umgebung ihm setzen, durch seine eigentümliche Begabung. Die Art, wie das Volk sich der Lösung derselben unterzieht, wirkt wieder zurück auf seine Stellung und seinen Charakter, bestimmt sein Wohlergehen, entscheidet über seinen Platz in der Geschichte. Denn jedes Volk ist ein organisch verbundenes Glied am großen Leibe der Menschheit, ein edleres und vornehmeres Glied, vielleicht bestimmt, Lenker und Erzieher oder Lehrer anderer Völker zu werden, oder ein geringeres, dienendes Glied. Jede Nationalität aber hat ein ursprüngliches Recht, sich innerhalb leicht erkennbarer Schranken, ohne Beeinträchtigung anderer Gleichberechtigten geltend zu machen und frei sich zu entfalten. Die Unterdrückung einer Nationalität überhaupt oder in ihren einzelnen natürlichen und legitimen Lebensäußerungen ist ein Frevel gegen eine von Gott gewollte Ordnung, der früher oder später sich rächt.

*

Höher jedoch als die Volksgenossenschaft steht jene Gemeinschaft, welche die Vielheit der Völker zu einer gottgeweihten Einheit verknüpfen, sie in ein brüderliches Verhältnis zueinander zu setzen, also eine große Völkerfamilie zu schaffen berufen ist: die Kirche Christi. Es ist der Wille ihres Stifters, daß sie jeder Volkstümlichkeit gerecht werde: ein Hirte und eine Herde. Sie selber darf daher in ihren Anschauungen, Einrichtungen und Sitten keine nationale Farbe tragen; sie darf weder vorwiegend deutsch noch italienisch, weder französisch noch englisch sein oder einer dieser Nationen einen Vorzug einräumen, noch weniger anderen Völkern das Gepräge einer fremden Nationalität aufdrücken wollen. Nie wird es ihr beikommen, ein Volk zum Vorteil eines anderen ausbeuten oder beschädigen, in seinen Rechten und Eigentümlichkeiten verletzen zu wollen. Sie nimmt das Volkstümliche, wie sie es findet, und verleiht ihm die höhere Weihe. Sie ist weit entfernt, alle Nationalitäten in ihrem Schoße unter das Joch einer monotonen Gleichförmigkeit beugen, die Unterschiede der Rassen, des geschichtlichen Lebensganges vernichten zu wollen. Als die festeste und zugleich die biegsamste aller Institutionen vermag sie allen alles zu werden und jede Nation zu erziehen, ohne ihrer Natur Gewalt anzutun.

*

Daß eine Völkerkirche sich ohne einen Primat, eine oberste einheitliche Spitze nicht zu behaupten vermöchte, leuchtet wohl jedem ein, und die Geschichte hat es bewiesen.

Jedes lebendige Ganze fordert einen Mittel- und Einigungspunkt, ein Oberhaupt, welches die Teile zusammenhält. In der Natur und Architektonik der Kirche ist es begründet, daß dieser Mittelpunkt eine bestimmte Persönlichkeit, der gewählte Träger eines der Sache oder dem Bedürfnis der Kirche entsprechenden Amtes sein muß.

*

Sagt also eine Genossenschaft: nur Christus ist uns das Haupt der Kirche, so heißt das mit anderen Worten: die Trennung und Isolierung der Kirche ist Prinzip, ist der normale Zustand. Wenn man im gewöhnlichen Leben sagt: ich überlasse das Gott, der mag dafür sorgen, so heißt das bekanntlich: ich kümmere mich nicht um diese Sache, sie geht mich nichts an. Wenn man sagt: niemand soll Haupt unserer Kirche sein als Christus allein, so läuft dies zuletzt auf die Maxime hinaus: wir sorgen nur für uns und kümmern uns nicht um andere Kirchen, Christus mag zusehen, was er mit ihnen anfangen will. So birgt sich hinter der Maske einer fromm klingenden Redensart am Ende der ordinärste nationale Egoismus.

*

Es ist eine abschüssige Bahn, auf der sich die Kirchengenossenschaften in dieser Beziehung bewegt haben. Erst hieß es bei den Byzantinern: nur Patriarchen, deren jeder ein Stück der Kirche regiert, erkennen wir an, aber keinen Papst, kein Haupt der Patriarchen. Dann kam die Englische Kirche und sagte: weder Papst noch Patriarchen, bloß Bischöfe. Ihrerseits erklärten die Protestanten des Kontinents: auch keine Bischöfe, bloß Pfarrer und über ihnen den Landesfürsten. Später kamen die neuen protestantischen Sekten in England und anderwärts mit der Erklärung: Pfarrer können wir nicht brauchen, nur Kanzelprediger. Endlich erschienen die „Freunde" (Quäker) und mehrere andere Genossenschaften und hatten die Entdeckung gemacht: auch die Prediger sind vom Übel; jeder sei sein eigener Prophet, Lehrer und Priester. Einen Schritt noch weiter hinab zu tun, ist bis jetzt noch nicht gelungen; doch soll man in den Vereinigten Staaten bereits daran studieren.

*

So stehen wir denn vor einer achtzehnhundertjährigen, immer noch ungelösten Frage; der große Zwist ist noch lange nicht ausgekämpft. In Amerika zwar wird wohl kaum jemand im Ernst an die Möglichkeit einer rückläufigen Bewegung denken — anders aber steht es in Europa. Die nachhaltige Stärke der Geistesmächte, welche bestrebt sind, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen die Praxis wieder ihrer Theorie gleichförmig zu machen, sollte nicht unterschätzt werden. Über den endlichen Ausgang freilich wird niemand im Zweifel sein, der ein Verständnis hat für die unwandelbaren Gesetze der Geschichte.

*

Aufrichtige, vollständige Parität als herrschende und im gesamten sozialen Leben durchgreifende Gesinnung ist so lange nicht möglich, als eine der Kirchen die anderen fortwährend bedroht und ihnen unablässig vorhält, wie die Heiden den alten Christen: non licet esse vos; euer Dasein schon ist ein Übelstand; zu einer günstigeren Zeit wird man wieder an eurer Ausrottung arbeiten. Solange eine solche Auffassung in der einen Kirche noch fortlebt, werden auch die anderen ihre Waffenrüstung nicht ablegen, und man wird statt wahren Friedens nur einen Waffenstillstand haben.

*

Die Zeit wird kommen — und nach der Ansicht und Sehnsucht vieler ist sie bereits gekommen —, in welcher die Petrinischen und Paulinischen Kirchen sich zur Johanneischen fortbilden werden, oder, wie man im Mittelalter sagte, in welcher auf die kirchlichen Perioden des Vaters und des Sohnes das Zeitalter des Heiligen Geistes folgen wird. Und dies würde dadurch geschehen, daß die bestehenden Kirchen voneinander lernen und annehmen, daß sie ihre eigenartigen Vorzüge und Besitztümer einander mitteilen und so in die edelste Gütergemeinschaft treten, vor allem aber dadurch, daß sie die beiderseits ererbten, diesseits wie jenseits bekannten Lehren und Symbole höher stellen als das, was jetzt noch trennt.

*

Daß Christus, der Stifter der Kirche, ihre Einheit gewollt, geboten habe, ist klar. In seinem hohepriesterlichen Gebet heißt es: „Auf daß alle eins seien, daß wie du, Vater, in mir und ich in dir, auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt hast." Ja, diese Einheit soll, wie Christus weiter begehrt, bis zur Vollkommenheit sich steigern, also die innigste und reinste werden, die unter Menschen denkbar ist.

*

Hier müssen wir denn eine schwere Schuld der Menschen erkennen. Ihre Leidenschaften und sündlichen Verirrungen haben die religiöse Zersplitterung verursacht; darüber läßt uns die Geschichte nicht im Zweifel, und darüber sind im Grunde auch alle Schulen und Parteien einverstanden, nur daß jede derselben immer die ganze Schuld oder doch den schwersten Teil derselben der Gegenseite aufbürdet, daß jede Kirche behauptet, die anderen seien eigentlich verpflichtet, sich mit ihr zu vereinigen und so das Vergehen der Vorfahren zu sühnen.

*

Sollte dies möglich sein? werden viele fragen. Ich antworte: Es muß möglich sein, denn es ist Pflicht. Wohl war im 16. Jahrhundert eine große Reinigung und Erneuerung der Kirche ein unabweisbares Bedürfnis; die Zustände waren damals wirklich unhaltbar und unerträglich geworden. Aber der Läuterungsprozeß hätte auch ohne die daraus erwachsenen Spaltungen durchgeführt werden können; statt dessen haben sich nicht bloß die Katholiken von den Protestanten, sondern auch unter diesen die Lutheraner von den Reformierten getrennt und die Anglikaner und andere wieder von beiden.

Aus „Geschichte und Kirche" (München, Albert Langen)

ZUR CHARAKTERISTIK DÖLLINGERS

J. J. Döllinger war der nächste Gelehrte, bei dem ich anklopfte; Bernays wollte es nicht anders dulden. Ich wartete in einem Vorzimmer, das nur zwei Farben aufwies; die Möbel hatten schwarzes Leder, Holz und Wände weißen Anstrich. Kritischen Blickes trat der schlichte gelehrte Mann herein und schüttelte den Kopf über meine Vorliebe für das Coleridgethema; dieser Geist hatte ihm keine geraden Linien; daß Coleridge die Massen praktisch zu heben versuchte, war ihm dafür kein Ersatz. Er fragte, wie ich als Tiroler zu diesem Gegenstande komme. Ich redete von meinem Bestreben, das Beste der englischen Kultur für die deutsche zu gewinnen, also in deutsch-volkstümlichem Sinn. Döllinger wollte mir diese Gesinnung nicht glauben. „Wenn der Österreicher noch so deutsch sich gibt", sagte er tonlos, „so bleibt er doch immer Österreicher, und schneidet man ihn durch, so findet man ihn schwarz-gelb." Ehrlich gesagt: einen Kirchenreformator hatte ich mir etwas anders vorgestellt; dieser kühle Denker konnte ein „Nein" sagen und wohl auch begründen, aber niemals für ein Volk ein hinreißendes „Ja" aufstellen...

Auf dem Wege dahin hatte ich in München ein zweites Gespräch mit Döllinger, der inzwischen auf diesen Dichter, Theologen, Philosophen und Staatstheoretiker eingegangen war. Döllinger bedauerte den Abbruch, den Coleridge seinem anglikanischen Bekenntnis durch sein der „individuellen Symbolauslegung entgegenkommendes Breitkirchentum" (broad church) angetan habe; er hätte der Hochkirche lieber eine festere Position gegenüber dem Sektenwesen auf der einen Seite und dem „Nihilismus" auf der anderen Seite gewünscht. Sie habe schon genug durch ihre Dienste als Staatskirche eingebüßt, und es sei — Döllinger sprach hier als Gladstones Freund — nur zu hoffen, daß sie durch die Befreiung von der Staatsunterstützung (disestablishment) wieder mehr auf apostolische Füße gestellt werde. Döllinger war kein Aufklärer, kein Skeptiker, nicht einmal ein Josephiner, vielmehr ein Orthodoxer, der sich nur am Rom von 1870 gestoßen hatte und für kein anderes Kirchensystem, weder für ein bestehendes noch für ein neues, ein Herz aufbrachte. Mit leiser Stimme, wie verschämt, sprach er von der „theologischen Unwissenheit", die er 1861 in Rom bei Pio Nono gefunden habe, und betonte dann, mit fester Stimme, die innerliche Einheitlichkeit, in der er sich jetzt, nach dem Austritt, befinde. Er gehörte offenbar zu den beschaulichen Geistern, denen mehr die eigene Selbstrechtfertigung vor ihrem Herrgott anliegt, während Coleridge vielmehr aktivistisch die Anbahnung eines Reiches Christi zugunsten seines Volkes erstrebte.

Aus Alois Brandl „Zwischen Inn und Themse" (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung).

RUDOLF PECHEL

„Die Hirnlappen Europas"

„Die Menschheit legt ihre Seele nieder in einer gemeinsamen Bibel. Ohne Unterlaß schreibt jedes große Volk seinen Vers in jenes Buch..." Jules Michelet

Das Gespräch zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen dem französischen und dem deutschen Volke, das alle Stadien von der Erbfeind-These bis zu dem Wunsche nach schrankenloser Verbrüderung zu den verschiedensten Zeiten in verschiedener Tonstärke durchlaufen hat, erbrachte bisher greifbare Ergebnisse nicht. Und doch darf es heute weniger denn je abreißen und muß gerade von denen fortgeführt werden, die in den abgeschlossenen Nationalstaaten nicht das letzte Ziel, sondern nur den Weg zu einer höheren Einheit sehen.

Unterhaltungen haben nur dann einen Sinn und können nur dann zu einem die Interessen beider Teile würdig wahrenden Ergebnis geführt werden, wenn beide Partner ihrer selbst sicher sind und in ihren Überlegungen und Äußerungen nicht mehr ständig über die Fallstricke von Gefühlen stolpern, die im Unterbewußtsein längst zu einem geklärten Besitz geworden sein sollten. Bei der furchtbaren Bedrohung, die auf der ganzen Welt und insbesondere auf Europa lastet und die durch die Vision fast apokalyptischer Möglichkeiten den Atem verengt, muß man, auch auf die Gefahr hin, als Ideologe verschrien zu werden, das Gespräch an den Punkten wieder aufnehmen, die in vergangener Zeit erfolgversprechende Ansätze gezeitigt haben. Wobei allerdings die Fehler vermieden werden müssen, die früher solche Fortsetzungen störten, indem der eine oder beide Partner nicht merkten, daß während der Dauer des Gespräches der eine oder beide Partner in ihrem Wesen sich verändert hatten, und daß ein Wort, das ursprünglich richtig gewählt war, nunmehr bei einem anderen Adressaten nicht mehr die richtige Aufschrift trug.

Es hat keinen Sinn, über verpaßte Gelegenheiten zu trauern oder verfehlte Versuche zu wiederholen mit den gleichen Mitteln, die sie damals zum Scheitern verurteilten. Es ist ebenso zwecklos, selbst zugunsten einer neuen und höheren Ordnung, die Augen verschließen zu wollen vor einmal gegebenen oder neu geschaffenen unabänderlichen Tatsachen. Aber ebenso töricht wäre es, wollte man vorhandene und ewig gültige Gemeinsamkeiten verschweigen. Und wenn man aus dem So-Sein und dem Anders-Sein auch nur endlich einmal zu einer klaren Rechnung käme, that we agree, that we disagree, so wäre schon viel gewonnen. Denn eine Gemeinsamkeit ist durch keinen Haß und keine Blindheit aus der Welt zu schaffen: beide Völker haben ein gemeinsames Erbe, das für beide zugleich höchste Forderung und Verpflichtung ist: Europa. Keins der beiden Völker kann als wesentlich tragender Pfeiler in dem Bau des neuen Europa entbehrt werden, und beide gemeinsam würden in Zusammenarbeit die stärkste Stütze eines solchen Baues werden.

Bei aller berechtigten Skepsis und durch Erfahrung erhärteten Resignation soll man daher jede Möglichkeit nutzen, den zeitweise oft leerlaufenden, aber niemals abgerissenen Faden weiterzuspinnen, weil das einfach Pflicht ist.

Wir sprechen mit Fleiß nicht von den ethischen Momenten, den Menschheitszielen — denn die werden sich trotz allem immer von selbst verstehen. Sondern appellieren an die gesunde Vernunft. Ein europäischer Krieg wird, wie immer er auch ausgehen mag, das Ende Europas bringen, und kein europäischer Staat wird sein Nutznießer sein. Alle Staaten stehen vor Aufgaben, die sie nur mit Anspannung aller Kräfte in rastloser Friedensarbeit lösen können. Und selbst die für den Ernstfall Erzogenen, die Soldaten, können ihn schon aus militärtechnischen Erwägungen heraus nicht als die große Probe auf ihr Können wünschen. Denn Europa ist rein als Kriegsschauplatz zu klein geworden für die modernen Waffen.

Also, alles spricht dagegen, nichts dafür. Der deutsch-französische Gegensatz verhindert die Möglichkeit der europäischen Neuordnung. Suchen wir also nach Ansätzen, von denen aus die Diskussion sich weiterführen läßt. „Unsere Zeit hat keine Ursache, einen zu raschen Ausgleich zu befürchten; wohl aber droht seit bald einem Jahrhundert die Ganzheit unseres Lebens unter dieser Spannung zu zerspringen“, so sagt der Schweizer Werner Kaegi in einem Buche, das just zur rechten Stunde kommt.

*

„Fragen wir die Nation. Klasse für Klasse, von den Reichsten bis zu den Ärmsten, von den Städtern zu den Bauern. Nehmen wir diejenigen, die eben noch diese Majorität geschaffen haben, die nun vergißt, was sie versprach. Jedem von ihnen hat man gesagt: gewiß, nur vor allem keinen Krieg.

Sie haben es vergessen, aber Frankreich erinnert sich. Es wird mit uns eine Kundgebung brüderlicher Verbundenheit mit Europa unterzeichnen, eine Äußerung der Achtung vor der spanischen Unabhängigkeit. — Erheben wir die Fahne des Friedens. Krieg einzig denjenigen, die in unserer Welt einen Krieg wünschen können!“ Diese Worte schrieb am 10. Juli 1870 Jules Michelet an Paul Meurice, den Direktor des „Rappel“, und unmittelbar vor der Veröffentlichung der Emser Depesche schrieb er gleichfalls an Meurice: „Die Schwachköpfe! Seht doch nur, auf welcher Seite die Idee steht, die höhere europäische Idee. Sie lebt in zwei Nationen: Deutschland und Italien wollen ihre Einheit. Sie werden sie haben. Und wenn ihr die Welt bis an die Knie in Blut taucht, dies wird kommen.

Ist Bismarck eine widrige Person? Was geht mich das an! Sind die preußischen Offiziere kleine freche Landadlige? Dies hindert nicht die enorme Legitimität eines großen deutschen Reiches, das entstehen will und entstehen wird.“

Gerade jetzt ist es gut, sich des großen französischen Historikers mit dem feinen und gütigen Gelehrtenkopfe zu erinnern und seiner Bemühungen, aus der fruchtbaren Polarität des deutschen und französischen Wesens für Europa Nutzen zu ziehen. Die Geschichte hat Michelets Weitblick bestätigt, der schon 1851 schrieb: „Rußland bedeutet Kommunismus.“ Ein Grund mehr, sich seiner zu erinnern.

Er sah in Rußland den Feind Europas und wendete sich mit Heftigkeit gegen die Theorie der Russen, daß sie ein junges, Frankreich und Deutschland aber alternde Völker seien: „Wer ist jung und wer ist alt? All diese Redensarten, die aus dem Leben des Individuums übernommen sind, werden absurd, wenn es sich um große Nationen handelt", und in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich sah er nur den künftigen Sieg Rußlands.

Jules Michelet, geboren 1798 in Paris, gestorben 1874 in Hyères, bewies sein menschliches und historisches Genie in seinen großen Werken: Histoire romaine; Histoire de France; Histoire de la Révolution und Histoire du 19e siècle. Eine Reihe seiner Arbeiten galt Deutschland. Mit vielen deutschen Gelehrten verbanden ihn enge persönliche Beziehungen.

Für Michelet war der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges 1870 das furchtbarste Erlebnis seines Lebens, an dem er gestorben ist. In seinem Verhältnis zu Deutschland und zum deutschen Volke gab es verschiedene Phasen. Er, der am Ende seines Lebens mit Recht von sich sagen konnte, daß seine Haltung Deutschland gegenüber eine brüderliche gewesen sei, der das Deutschland der Nibelungen und Luthers, das Deutschland Beethovens und Froebels geliebt hat, der mit Jacob Grimm in einem kaum unterbrochenen Briefwechsel stand, der gesagt hat, daß „der einzige Verteidiger der Freiheit in dieser Welt damals der König von Preußen (Friedrich der Große) war", und der geschrieben hat, als er die Ruinen des Heidelberger Schlosses sah: „Da fühlte ich mich als Deutscher und seufzte für mein Vaterland", konnte seine ursprüngliche These von der fruchtbaren gegenseitigen Ergänzung durch die Kontemplation auf der einen, der deutschen, und die Aktivität auf der anderen, der französischen Seite nach dem Kriege nicht aufrechterhalten. Noch 1869 schrieb er: „Tausend Wünsche für Deutschland! Keine Grenzen mehr! — und keinen Rhein mehr! Deutschland Frankreich, Frankreich Deutschland, zwei Hirnlappen Europas! Vom einen zum anderen ein ewiges Zwiegespräch großer und fruchtbarer Gedanken."

Als Jacob Grimm seinen Lehrstuhl in Göttingen verlor, schrieb ihm Jules Michelet:

Monsieur et illustre ami.

Le dernier événement de Gœttingue nous a profondément affligés. Il est triste de voir une si honorable et inoffensive existence troublée d'une manière si barbare. Et pourtant, vous le dirai-je? Nous en avons été aussi réjouis, en songeant à l'honneur qui vous en revient, à vous, et à l'Allemagne.

Ces sentiments ne me sont pas particuliers. Tous mes amis les partagent, principalement MM. Burnouf, Lerminier, Ampère, Quinet etc.

Il n'est sans doute aucune université d'Allemagne qui ne se hâte de profiter de cet événement pour essayer de vous appeler à elle. Si pourtant vous vous décidiez à quitter momentanément l'Allemagne, et à visiter la France, je ferais ici, n'en doutez pas, tout ce qui serait en mon pouvoir pour vous être bon à quelque chose. Mes amis s'y emploieraient de grand cœur.

Veuillez donc, je vous prie, me faire savoir quelles sont vos intentions. Nous serions heureux de vous voir ici, et de vous servir, autant qu'il serait en nous.

Recevez, Monsieur, l'hommage de mon dévouement bien sincère.

Michelet

Paris, rue des postes, 12

In einem zweiten Briefe wiederholt er seine vorbildliche Hilfsbereitschaft, da er nicht wußte, ob sein erster Brief Grimm erreicht hatte, und teilt ihm mit, daß der junge Dr. Bergmann vom französischen Unterrichtsminister zum Professor in Straßburg ernannt sei, einfach auf Grund der Tatsache, daß Bergmann als einer von Jacob Grimms besten Schülern bezeichnet sei! In allem und jedem bewies Michelet seine „brüderlichen“ Gefühle.

Dann kam der Krieg. Bei aller Leidenschaftlichkeit seiner Stellungnahme und unter voller Wahrung seiner Würde als Franzose zeichnete ihn auch damals die Gabe des Verstehens und seine Selbsterziehung zur Wahrheit und Gerechtigkeit aus, so daß er auch in der für ihn schmerzlichsten Zeit nichts von seiner menschlichen Hoheit verlor.

Natürlich aber gewann er aus den Schmerzen seiner Erfahrungen eine neue Stellungnahme zu dem tragischen Gegensatz Frankreich und Deutschland. Er, der eine nahezu unbegrenzte und schwärmerische Bewunderung für die deutsche Wissenschaft gehabt hatte, meinte nun ihre Einseitigkeit zu erkennen, weil sie unter Zurücksetzung aller übrigen *menschlichen* Erwägungen in einer blinden geistigen Disziplin nur noch *ein* Ziel verfolgen könnte: den militärischen Erfolg. Er glaubte, daß jetzt das heldische Vorbild Deutschlands nicht mehr Roland, sondern Ganelon sei, daß Deutschland mit all seinem Gemüt und seinen moralischen Prätensionen nichts bemerkt und nichts berechnet habe als die mechanischen Kräfte. „O Land des Idealismus, du hast eines vergessen — die Seele.“

Er meinte, Gott werde zu Deutschland sprechen: „Gib mir die beiden entgegengesetzten Laster Deines Geistes, die Du vereinst, die Scholastik und die Träumerei. Gib mir die Schläfrigkeit Deiner Bourgeois-Philister, gib mir Deinen Glauben an die Bücher, an all die geschriebenen Lügen.“ Das waren Worte, die er schon 1851 schrieb, als er die Opfer aufzählte, die jedes Volk zu bringen hätte für ein neues und freies Europa. In Preußen sah er die stärkste Gefahr für ein Deutschland, das als würdiger Partner in die europäische Gemeinschaft treten könnte: „Eine überstürzte, gewaltsame Uniformierung, wie sie das halbslawische Preußen den Staaten aufgedrängt habe, sei weit entfernt von einer organischen Freiheit, die nur in der Geschichte wachse durch einen langen Prozeß der Harmonierung, zu der Frankreich Jahrhunderte gebraucht habe.“

*

Wenn auch Michelets Beziehungen zu Deutschland am Ende seines Lebens sich auflösten in Ernüchterung und Entsetzen, als er erkennen mußte, daß die Erscheinungsform Deutschlands, die er geliebt hatte, doch nur eine Seite des deutschen Wesens gewesen war, so wird trotzdem niemand sagen dürfen, daß seine Bestrebungen nach einer harmonischen Vereinigung beider Völker ein tragischer Irrtum gewesen wären. Denn wie Werner Kaegi in seinem ausgezeichneten Buch „Michelet und Deutschland"*) schreibt: sein Luther-Buch, die „Origines du droit", sein Briefwechsel mit Jacob Grimm, der dem Buche angefügt ist, sein Reisetagebuch von 1842 sind Realitäten, bleibende Zeugnisse einer Liebe, die fruchtbar war, weil sie in Deutschland einen Partner fand, dessen sie für ihre Schöpfungen bedurfte.

Gewiß hat Michelets Bild von Deutschland sich gewandelt, aber zu gleicher Zeit auch vollendet. Denn er erkannte, daß die deutsche Art keine einfache war, ohne deshalb sein Urteil über den deutschen Charakter grundsätzlich revidieren zu müssen.

*

Meminisse juvabit! Die geistige Spannung zwischen Deutschland und Frankreich ist nicht nur eine Tatsache, sie ist auch eine Notwendigkeit, ohne die ein neues Europa verarmen müßte. Die Frage Deutschland : Frankreich, die große Gefahr für Europa, wird letztlich nicht nur durch Macht entschieden werden. Sie bleibt eine Frage des geistigen und geschichtlichen Bewußtseins. An ihre Lösung kann mit Aussicht auf Erfolg nur der gehen, der Europa als gemeinsames Schicksal von Frankreich und Deutschland empfindet. Und nur die sollen auf beiden Seiten davon sprechen, die in der ruhigen Sicherheit ihres eigenen Seins den Wert und die Vorzüge anderen Wesens anzuerkennen vermögen und im Austausch und Ausgleich, im Eingehen auf fremde Art ihr eigenes Gesetz sich zu bestätigen vermögen.

---

*) Basel, Benno Schwabe u. Co.

D. R.

Schrift oder Bild?

Wenn augenblicks korrekte oder höchste Leistungen erzwungen werden sollen oder wenn zusammengeballte Menschenmassen zu lenken sind, die eine gewisse Größenordnung überschreiten, dann genügt das gesprochene Wort, die Gebärde und die Mimik nicht mehr, dann bedarf es schärferer Mittel zur Konzentration und Steigerung der Sinne und Kräfte. Nicht des Willens! Denn es sollen Reize auf das Unterbewußtsein ausgeübt werden, um dieses unmittelbar die motorischen Organe auslösen zu lassen. Nicht um Überredung, nicht um Belehrung handelt es sich, sondern um Schaltungen durch ein Relais, um Reaktionen mittels eines Katalysators, um Mittel zu sofort wirkender Aktion, wie bei der Bändigung und Zähmung des Tieres durch Anruf, Pupille, Peitsche, und — als gelegentliche Lockung und Belohnung — durch Leckerbissen und Streicheln.

Oft genügt der laute akzentuierte Zuruf, der aber bei mangelnder Gutwilligkeit, Aufmerksamkeit und Dressur nur dann wirkt, wenn der Hörende das lauernde Auge des Herrn dahinter weiß. Unmittelbar auf den Affekt wirkt das instrumentale Geräusch: die dröhnende Trommel, das gellende Horn, der schrille Pfiff, der scharfe Knall. Die Zuspitzung der Aufmerksamkeit bei Geräusch und Lärm ist zum Teil darin begründet, daß man meist nicht genau weiß, woher der ungewohnte Ton kommt. Er ist also das Signal zu einer Mobilmachung der übrigen Sinne und sämtlicher Kräfte. Kampflärm wirkt aufpeitschend auf die eigenen, entnervend auf die feindlichen Truppen. Ähnlich wirken Ausruf und Zuruf bei körperlicher und sportlicher Hochleistung, zumal in rhythmischer Folge. Glockenläuten und Sirenengeheul wirken heute noch als Stimmungswecker und Gefahrenkünder. Informationszwecken dienen Zeitsignale, Pausenzeichen im Rundfunk, militärische und jagdliche Signale. Das Kennzeichnende ist die Art des Tongeräts vor allem. Die Komposition muß dem primitiven Gehör des Unmusikalischsten angepaßt sein. Nachteile des Akustischen: „der Klang im Ohr verwehet", der Ton wirkt nur, solange seine Energiequelle arbeitet. Er ist ganz auf plötzliche und kurze Wirkung eingestellt, man müßte denn die gleichen Töne oder Tonfolgen stetig wiederholen: das aber wirkt verstimmend oder einschläfernd. Mit den rhythmisch angenehmen Sinnsprüchen ist es etwas anders bestellt: sie wirken immer wieder.

Lärm ist gefährlicher in der Übertreibung als alles andere, was die Sinne mordet. Die Augen kann man schließen, die Ohren nicht. Durch ein starkes Geräusch kann man den Schlafenden wecken, durch lauten Anruf noch den Schwerverwundeten zum Handeln bringen — optisch geht das nicht. Nur ist die Zahl der akustischen Ausdrucksregister beschränkt. Das eigentliche Gebiet der Töne und Worte ist ein anderes als das hier behandelte.

Hier dreht es sich um die Bewältigung von Lebensaufgaben, die durch Technik, Verkehr, Vitalität, Diesseitigkeit, politischen Machttrieb in die Menschheit hineingetragen wurden, all diese Unruhe der abendländischen Menschen, alles das, was im

Gegensatz zu Beschaulichkeit und zu Erkentnis steht. Wegbringen läßt sich's nicht, also muß man's beherrschen. An den Verstand kommt man so rasch nicht heran, also muß man sich die Sinne sichern. Akustisch ist man bald am Ende, es bleibt also die Optik, der Blickfang. Das Sichtzeichen ist ausdrucksfähiger als das Hörzeichen, wenn auch meist nicht so eindringlich, weil nicht so erschreckend, nicht so den ganzen Organismus erschütternd, nicht so mitreißend. Das Auge ist der Seele ein ernsterer, reiferer Führer als das Ohr. Und der Weg vom Auge zum Hirn ist kurz, kürzer als der übers Ohr, wohl weil das Auge morphologisch älter ist.

Welche Wirkungen will man nun erreichen? Man will Taten veranlassen, Gefühle wecken, zu Kampf, Kult oder Politik aufrufen, zum Unterlassen von Verbrechen und Vergehen mahnen — alles im Interesse einer Gemeinschaft liegend. Man will große Gemeinschaften anschaulich und übersichtlich organisieren. Man will Soziales: suchende Menschen lenken, zumal Sprachunkundige, Jugendliche, Analphabeten, Unbegabte, durch Krankheiten Gehemmte, Zerstreute. Man will ihnen in bequemer Form dartun, wo sie Essen, Trinken, Toiletten, Wege finden, wie sie Unfallstation, Feuerwehr, Polizei, raschestens erreichen, wie sie sich und andere auf der Straße und bei der Benutzung von Verkehrsmitteln vor Gefahren schützen können. Und endlich will der Einzelne geschäftliche Propaganda für seine Erwerbsquelle machen.

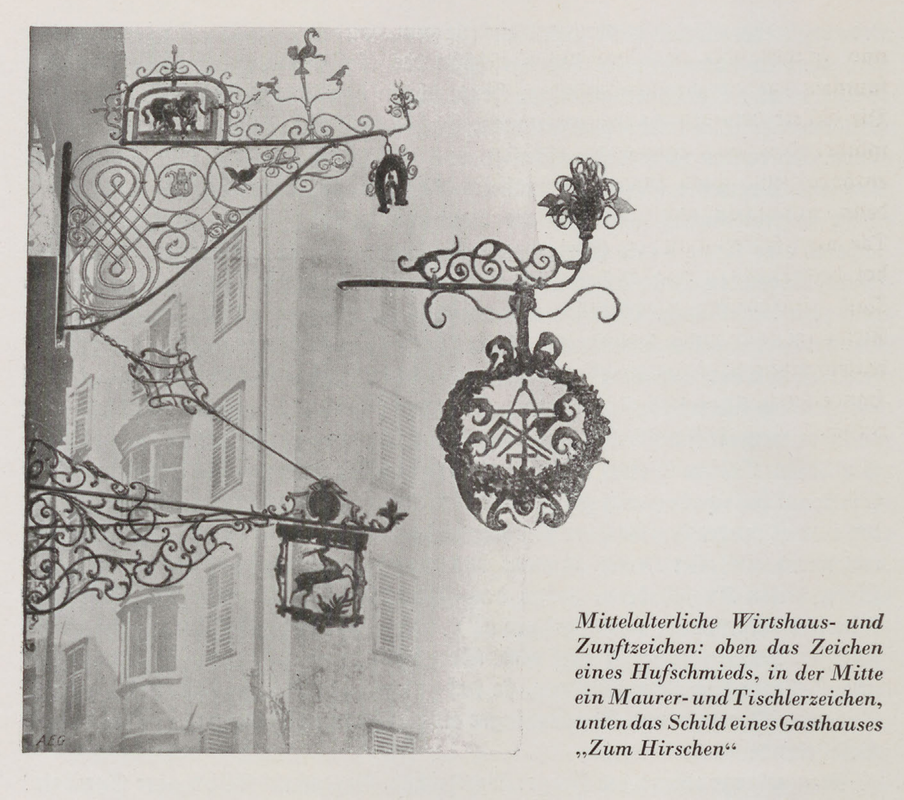
In allen diesen Fällen werden Wirkungen erstrebt und erreicht, ohne die Kreise des Denkens zu betreten. Es gibt zwar auch in geistigen Gebieten optischen Anschauungsunterricht durch Gegenstand und Bild, aber das sind Selbstverständlichkeiten und Ersatz des Natürlichen oder Rückwege zu ihm, wenn es von Formalem überwuchert war. Nicht neue Mittel zur Bewältigung neuer Aufgaben.

Die üblichen Bekanntmachungen im Kanzleistil waren verfahren. Sie waren sprachlich ungeschickt, unliebenswürdig, zu lang, schlecht leserlich, kurz: propagandistisch verfehlt. Nur wenige lasen oder lesen sie, eine Suggestivwirkung geht nicht von ihnen aus. Das hat man eingesehen, teils durch die Unfälle, teils durch die Strafregister, teils durch die Verlustabschlüsse. Man griff zum Bild, zur glatten Illustration, der künstlerisch originellen oder humoristischen Darstellung des Gegenständlichen oder zur bildlichen Kurzanekdote. Das Bild — oder auch der gut gestellte Gegenstand selber — wirkt rascher als die Buchstabenhäufung, braucht nicht erst übersetzt zu werden, macht weniger Mühe. Die Erscheinung selber ist da, nicht nur ihre Abstraktion von Buchstaben, sie springt ins Gesicht, wirkt blitzartig, weckt die Neugier, amüsiert, erschreckt, je nachdem. Wie das Kino das Theater zurückgedrängt hat, so hat das Bild über den Buchstaben einen Teilsieg davongetragen. Das Leben ist dadurch bunter, kurzweiliger, lustiger geworden. Allerdings auch lauter, gröber, zermürbender: man läßt uns nirgends mehr in Ruhe.

Der Bildwirkung bediente sich zunächst die Erwerbsreklame, durch die (neben der Reproduktionstechnik und der Nachrichtenübermittlung) die heutige Entwicklungsstufe von Graphik und Beleuchtungsoptik überhaupt erst möglich wurde. Die Reizmittel können oft identisch sein mit den Kaufobjekten selber, so können sie selber zur Schau gestellt werden. Wenn man Bedarf hat, erfährt man so am besten, wo er zu decken ist. Wenn man die Wahl zwischen mehreren Quellen hat, greift man nach der Stelle des stärksten Reizes. Wenn man noch nicht entschlossen ist, wird man von

der am eindringlichsten wirkenden Reizstelle zum Handeln verführt. Früher glitzerten und gleißten vor allem die Ladengeschäfte des täglichen Bedarfs, Lebensmittel-, Bekleidungs-, Spielwarengeschäfte. Heute blasen Apotheken, Sparkassen, Banken, Lotteriegeschäfte, Verkehrsunternehmen, Gas- und Elektrizitätswerke in das gleiche Horn. Kostproben schöner Landschaften und Städte machen das Herz reiselüstern. Der alte Wegweiser ist zum freundlichen Aufmunterer geworden. Er knurrt nicht mehr mürrisch-sachlich seine trockene Orientierung vor sich hin, sondern er zeigt lächelnd eine kleine bunte Szene von den Dingen vor, die das Ziel zu bieten hat: Wald, Sportplatz, Industriewerk. Eine anekdotische Bildschrift mahnt zur Höflichkeit und zum Unfallschutz. Plastische und drastische Darstellungen von Unfallfolgen im Panoptikumstil sollen leichtsinnige Fahrer zur Vernunft bringen. Der anekdotischen Unfallschutzbilder auf Straßen und in Betrieben, mit beschwörendem oder blutig schreckendem Charakter, sind Legion. Die amerikanischen Unfallplakate stellen gern das sentimentale Familienmoment und den gefährdeten Profit in den Vordergrund. Auf diesem Gebiete ist eine Inflation eingetreten. Die amerikanische Unfallschutzstelle (National Safety Council) gibt jährlich 500 neue Plakate heraus. Man wechselt ab, um immer wieder den Reiz der Neuheit wirken zu lassen. Die Vereinigten Staaten mit ihrem aus aller Herren Ländern bunt zusammengewürfelten Arbeitsheer und seinen vielen Analphabeten haben das sprechende Bild seit jeher besonders stark kultiviert (Forderung des „fool-proof“). Diese Art von Bebilderung in einem gewissen Struwwelpeterstil darf nicht übertrieben werden, sie braucht Originalität und Seltenheit zu ihrer Wirkung, sie paßt nicht auf alles, und sie wirkt eher auf Ruhende, Wartende und Spaziergänger als auf gehetzte Suchende, Gefährdete und Gefährdende.

Man gelangt also zu der Frage: Wortzeichen, Gegenstandsbilder oder Symbole? Das sinnvolle Kurzsymbol bietet vielleicht dort Möglichkeiten, wo die anderen beiden versagen. Mit dem Symbol fing die Menschheit an, dem allereinfachsten Andeutungsmittel für Begriffe, Gegenstände, Ereignisse. Sein Schöpfer brauchte es nicht rätselhaft zu meinen, er formte es, so gut seine rohe Waffe oder sein Werkzeug sich zur Graphik verwenden ließ. Später erst, als es älter wurde, als sich historischer Gehalt und Erinnerungsgut in ihm häuften, wirkte das gedrängte Symbolbild rätselhaft und geheimnisvoll, mythenhaft und dämonisch. Wer vom Symbol spricht, der muß auch die vergängliche Symbolkunst der primitiven Mimik erwähnen, die dynamische Gebärde, die noch nicht bleibendes Zeichen, noch nicht Schrift geworden ist. Wer in fremde Lande kommt, der hilft sich pantomimisch wie ein Taubstummer. Er spielt Gegenstände oder Zustände vor oder Geschehnisse. In ihren einfachsten Formen ist diese Sprache international. Meist aber ist das Symbol statisch und dauerhaft. Als Marke am Baum oder Stein, als Kerbengruppe in verschiedenartiger Stellung, Zahl und Zuordnung dient es der Orientierung oder Verabredung. Die ältesten bekannten Tierbilder aus der Altsteinzeit zeigen Jagdtiere mit herz- oder speerspitzenähnlichen Zeichen an der Stelle des Blattschusses. Sie können Lehrzwecken, aber auch beschwörendem Jagdzauber gedient haben. Das dem Tier entnommene Wehrstück oder Schmuckstück, der Menschenschädel oder Skalp, das goldene Feldzeichen, die flatternde Fahne — sie wirken erregend, schreckend oder begeisternd. Der



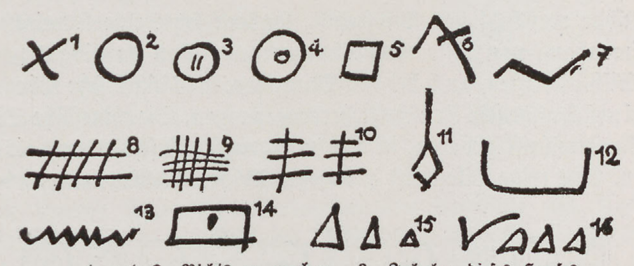
Mittelalterliche Wirtshaus- und Zunftzeichen: oben das Zeichen eines Hufschmieds, in der Mitte ein Maurer- und Tischlerzeichen, unten das Schild eines Gasthauses „Zum Hirschen“

in die Haustüre gespießte Pfeil rief zum Krieg auf. Der hingeworfene Handschuh hieß: Kampf; das geschwenkte weiße Tuch, die demütige Gebärde oder das Waffenstrecken hieß: Unterwerfung. Weiter hergeholt, von Priestern geschaffen und geheiligt, die kultischen Symbole: der Nilschlüssel der Ägypter, der Regenbogen des alten Bundes, das Lingam der Inder, Swastika, Kruzifix, die Taube des Heiligen Geistes und die vier Tiere der Evangelisten, Pentagramm und Doppeldreieck, Fetisch und Totem.

Zuerst handelte es sich um naive Symbolik von Gläubigen. Ihr folgte die bewußte, auf Übereinkunft beruhende, mit Allgemeingültigkeit ausgestattete Kennzeichnungssymbolik als Ausdrucksmittel einer Idee, eines Begriffes, eines bedeutungsvollen Gegenstandes.

Die Gottheit erhält ihr Symbol und das Symbol tritt an die Stelle der Gottheit. Unverständlichem wird ein Symbol unterlegt und Verwickeltes vereinfacht. Tiere, Pflanzen, Metalle, Edelsteine, Farben, Zahlen, Ornamente, Buchstaben, die kosmischen Erscheinungen (Planeten) erhalten Symbolcharakter. Die Zeichensymbolik der Magie ist eine Wissenschaft für Eingeweihte: durch Zauber bannte man Geister, machte sie sich zu Willen, wurde so selber zum Gott. Der Fisch der ersten Christen, Liktorenbündel, Bundschuh, Rolandfiguren, die Insignien der weltlichen und kirchlichen Fürsten sprechen zu Schriftkundigen wie ein Mensch zum anderen. Mitglieder von Geheimbünden erkannten sich an Haltung und Bewegung von Hand

und Finger oder der Anordnung der Eßgeräte. Staaten, Städte und Adelsfamilien entnehmen ein Symbol ihrer Geschichte, politische Verbände ihrer Idee. Die Götter bekamen ihr mehr oder weniger kleidsames oder galantes Erkennungssymbol, das den darstellenden Künstler der Notwendigkeit steter Porträtähnlichkeit enthob: Juno ihren Pfau, Venus ihren Spiegel, Neptun den Dreizack. Das war denn nun schon nichts Mystisches mehr und grenzte bereits an die Allegorie. Die umgekehrte Fackel, nachher das weniger geschmackvolle Gerippe, war Symbol des Todes. Das vom Pfeil durchbohrte Herz wurde Sinnbild der Liebe. Nach Einführung von Uniformen und Amtsgewändern genügten besondere Kleidungsstücke und Waffen nicht mehr zur Kennzeichnung der Rangstufen; es traten Litzen, Streifen, Knöpfe, Schnüre, Bilder und so weiter an ihre Stelle. Handelshäuser und Handwerker entnahmen ihrem Arbeitsgebiet ein charakteristisches Abzeichen, die Wirtshäuser waren vielfach weniger wirklichkeitstreu und



1. und 2. Nichts zu machen. 3. Inhaber dieses Hauses ruft um Polizei! 4. Hier erhält man Geld. 5. Hier wird nichts gegeben. 6. Hier wohnen Frauen, die sich leicht beschwatzen lassen. 7. Bissiger Hund ist hier! 8. Achtung Gefahr! 9. Gefängnis droht. 10. Wohnung eines Polizisten. 11. Hier kann Gewalt ausgeübt werden. 12. Hier bekommt man Nachtlager. 13. Bissiger Hund! 14. Besitzer ist brutal. 15. Frau ist allein mit Dienstmädchen. 16. Mitleidige Frauen.

Bettler- und Verbrecherzinken

verhalfen goldenen Engeln und blauen Gänsen zum Dasein. 3 Kreuze dienten dem Schreibunkundigen als Einverständnisvermerk. Bettler und Verbrecher hatten ihr Zinkenlexikon und ihre schwarze Hand. Dies alles zu bestimmtem Zwecke: um Aufmerksamkeit zu erregen, Nachrichten zukommen zu lassen, Belehrungen vorzunehmen. Wenn das Bild allein nicht genügte, trat Text erläuternd hinzu: das Mosaikbild eines Hundes im Garten einer pompejanischen Villa wurde durch ein „cave canem!" verdeutlicht. Ein ganz interessanter Beleg dafür, daß ein bildlicher Zuruf nicht zu künstlerisch und nicht einmalig sein sollte, sonst nimmt man ihn nicht sachlich.

Das echte Zeichen bedeutet gleichzeitig den Gegenstand selbst und Assoziiertes. Ein gedrängter Begriffsgehalt wird sichtbar und reproduzierbar gemacht. Wer einmal den Zusammenhang erfahren hat, dem braucht nicht immer wieder das Ganze erzählt zu werden. Der Funke des Symbols löst blitzartig die Explosion einer Erinnerung aus. Die Wirkung erfolgt bei Primitiven und bei Phantasiebegabten. Vorausgesetzt, daß das Zeichen einfach, populär, sympathisch und drastisch ist, also Blickfangcharakter trägt.

D. R.

Intereſſant in dieſem Zuſammenhange iſt die Entſtehung der Schrift aus dem Bilde. Das Abbild wurde entweder aus den Dingen und Erſcheinungen herausgeleſen oder es wurde ihnen aſſoziiert oder in ſie hineingetragen, um ſie bezeichnen, anbeten, beeinfluſſen zu können. Dann erkannte man ihren Nutzen für Verwaltung, Wirtſchaft, Verkehr, Militär, Wiſſen und ſo weiter, und diejenigen Völker der Frühe, die Wirklichkeitsnähe mit der Fähigkeit zur Abſtraktion verbanden, zogen aus dieſer Erkenntnis die ſegensreichſten Folgerungen, wie die Ägypter, Mayas, Tolteken.



Aegyptische Hieroglyphen: Name der Kleopatra

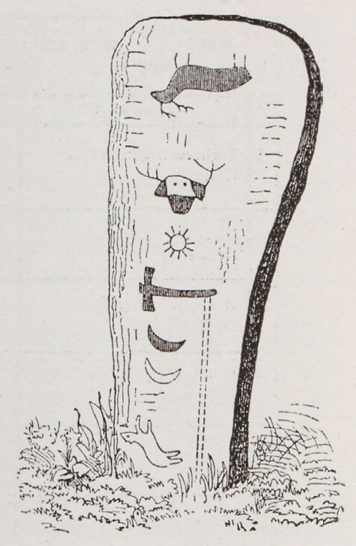
Die ägyptiſche Hieroglyphenſchrift iſt nicht mehr ein rein anſchaulich und kommentarlos unmittelbar verſtändliches Bildſyſtem, ſondern ſetzte eine Vereinbarung über den Zuſammenhang von Bild und Sinn voraus. Von da ging's zu verkürzten Laut- und Silbenſchriften, auch bei den Sumerern. Aus einer ſehr rohen Bildſchrift iſt die babyloniſch-aſſyriſche Keilſchrift hervorgegangen. Die chineſiſche Silbenſchrift, aus einer Knotenſchrift geboren, iſt nur mit großer Einſchränkung als Bildſchrift anzuſprechen. Eine reine Bildſchrift iſt dagegen die der Alt-Mexikaner, jeder Gedanke



Altmexikanische Bilderschrift: zwanzig Tageszeichen

wird hier durch eine Art Bilderrätſel ausgedrückt. Die nordamerikaniſchen Indianer ſind über ihre primitive Bilderſchrift nie hinausgekommen. Zwiſchen Kultur und Schrift beſteht übrigens kein abſoluter Zwanglauf: die Altperuaner haben mit Schnüren und Knoten ihr großes Reich muſterhaft verwaltet. — Die reine Lautſchrift in Buchſtaben — wohl von den Phöniziern erfunden — iſt erſt an die 3000 Jahre alt.

Mit all den Zuordnungen aus der Frühzeit der Menſchheit hat die moderne bewußte Symbolik die Methodik und zum kleinen Teil auch die Zeichen gemein, aber hier handelt es ſich nicht mehr um Deutungsverſuche, nicht um Vertiefung, nicht um Magie und nur noch auf wenigen Gebieten um Kult und Gläubigkeit. Meiſt hingegen um die Erreichung realer Ziele durch Beeinfluſſung der Einzelweſen durch



Bildschrift der Indianer: Grabstein eines Häuptlings

optischen Zuruf, durch Blickfang, durch gesteigertste Sinnfälligkeit, Einprägsamkeit, ständige Wiederholung, konstruierte Mnemotechnik. Das goldene Zeitalter der Symbolik begann mit der Schaffung der stehenden Heere und des uniformierten Beamtentums mit ihren charakterisierenden Anzügen, Waffen, Kokarden und sonstigen Abzeichen; Vereine, studentische Verbindungen trugen Farben, Bänder, Mützen und so weiter, und dann kam die Technik, der Verkehr, der Sport. Anfangs des 17. Jahrhunderts der Feuertelegraph (Rhythmussymbolik von Lichtzeichen), Ende des 18. Jahrhunderts der optische Telegraph (geometrische Zeichen); erste Hälfte des 19. Jahrhunderts der elektrische Telegraph (Punkt und Strichsymbolik, Regelwerk von Rhythmen). Später kamen die Wimpelsprache der Schiffe und die Winkertelegraphie dazu. Die Schiffer verwenden den Sturmball und ähnliche Seezeichen, sie kennen die Lichtstärke und die Blinkrhythmen der Leuchtfeuer. Neuerdings auch die Flieger. Die Berufe übernahmen kennzeichnende Attribute als Ausweis: die Medizin den Äskulapstab mit Schlange, die Rechtspflege Binde und Waage, der Seemann den Anker, der Eisenbahner das geflügelte Rad, die Post das Horn, die Technik Zahnrad und Regulator, das Buchwesen die Eule der Minerva, die Drucker den Greifen, die Flieger den Propeller. Die Genfer Konvention schützt ihre Organe durch das internationale Rote Kreuz in weißem Feld, die Olympiaden führen die 5 Ringe, gerechnet wird mit $+ - \times$:, Mathematik und Chemie arbeiten mit Buchstabenzeichen, und jeder Gebildete weiß, was $\sqrt{}$, i und π bedeuten, weiß, daß griechische Buchstaben Winkel darstellen. Die Korrektursymbole der Setzer sind international, die Zeichen &, $ und £ kennt jedes Kind. Zoologie und Botanik arbeiten mit Geschlechterzeichen, Erdkunde und Landkarten mit Sinnbildern der Baumarten, Höhenzüge und so weiter, der Fahrplan hat Zeichen für Speisewagen und Zugarten, das Adreßbuch kennzeichnet die Telephoninhaber mit einem altertümlichen Hörer. PP bedeutet die kleine Toilette (für die große und die Damentoilette beginnen sich entsprechende Zeichen einzubürgern). Die Eisenbahn verfügt über verwickelte optische Signalsysteme für Eingeweihte, bestehend aus Farben, Formen, geraden und schrägen Armen und so weiter. Die akustischen Signale sind primitiver und bei weitem nicht so differenziert. Autos und Straßenbahnen verraten ihre Fahrtrichtung durch bunte und leuchtende Winker. Der Fahrcharakter der Straße, der Parkplatz werden so gekennzeichnet, daß auch der Analphabet und der Fremdsprechende Bescheid wissen. Der Feuermelder leuchtet in ernstem Dunkelrot. Die städtischen Straßenübergänge haben ihre optisch-farbige Sicherung der Eisenbahn und der Schiffahrt entnommen.

Die geschäftliche Reklame stellt alles andere in den Schatten. Sie hat Auge und

AWF Verpackung	Internationale Merkzeichen für Versandgüter Zusammenstellung der Vorschläge						Noch nicht endgültig
Nr.	Kennwort	I	II	III	IV	V	Bemerk.
1	Zerbrechlicher Inhalt *Glass*					M158 AWF B1	
10	Gift *Poison*						
11	flüssiger Inhalt *Fluid contents*						
12	hier öffnen *Open here*						
19	Eilgut *Express*						auch rote Diagonalstreifen Expressgut: grüne Diagonalstreifen
20	Eisenbahntransport *by rail*						
21	Autotransport *by motorcar*						
22	Lufttransport *by air*						
23	Binnenschiffahrt *Inlandshipping*						
24	Freihafen *Keep in Freeport (bond)* AEG						evtl. Aufschrift Freihafen in der Landessprache

Verpackungszeichen des A. W. F. (Auswahl)

Ohr durch Übersteigerung von Zahl und Stärke der Eindrücke überreizt, Auge und Ohr gewaltsam geschärft und aufnahmefähiger gemacht, aber gerade dadurch zermürbt. Alles und jedes Ding und Geschehen vom Himmel durch die Welt zur Hölle hat die Reklame in ihren Dienst gestellt, und wenn nicht Geschmack und Sitte gewisse gesetzlich gehütete Grenzen zögen — ihre Sprache wäre hemmungslos. Da ist nichts mehr von naiver Symbolik aus der Frühzeit der Menschen zu spüren. Es kommt nicht mehr auf innere Beziehungen an (wo ist die Zuordnung zwischen Bismarck und dem bekannten marinierten Hering?), nur auf die Reizwirkung, den Blick- und Ohrfang, die Erregung der Aufmerksamkeit und die Suggestion, die zum Kauf oder zu sonstiger nützlicher Handlung führt.

Die Kennzeichnung von Frachtstücken erfolgt vielfach durch (aufschablonierte) Bilder. Das Trinkglasbild als Zeichen für zerbrechlichen Inhalt ist alt. Es wurde ergänzt durch bildhaften Hinweis auf Flüssigkeit (ausfließende Flasche), auf die Öffnungsstelle der Kiste (Werkzeug), auf die Art des Versandes: Eilgut, Bahn, Auto,

Luft, Schiff, Freihafen und so weiter. Diese Sprache versteht jeder Hafenarbeiter. In den letzten Jahren macht die Maschinenindustrie wachsenden Gebrauch von Zeichen und Farben zur Kennzeichnung der Bedienungsgriffe ihrer Erzeugnisse. Man will damit sowohl dem ungebildeten Arbeiter als auch dem Fremdsprechenden entgegenkommen.

Es fragt sich nun, ob und wie weit eine Weiterentwicklung der Bilderschrift zu erwarten ist. Zwei Gebiete sind besonders verbesserungsbedürftig: Unfallschutz und Dienst am Suchenden. Die Statistiken der Betriebs- und Straßenunfälle sind beunruhigend geworden, und die automatisch-stumme Führung und Weisung von Suchenden aller Art ist ein erstrebenswertes Ziel.

Vielleicht stehen wir erst im Anfang der mechanisierten Orientierung. Das Feld ist aber leider überwuchert. Es ist optisch darauflosgewirtschaftet worden. Die Elektrizität gab dem Mitteilungsbedürftigen so ungeheure Möglichkeiten, große Energien auf kleinstem Raum und in kürzester Zeit als Licht oder Schall zu entladen, daß die mißbräuchliche Anwendung als Werkzeug des Geltungsbedürfnisses nicht ausblieb. Die Intensivierung der optischen Eindrücke durch Vielseitigkeit, Grellheit, Tempo der Abwechslung wuchs innerhalb weniger Jahrzehnte derartig, daß man sich nur wundern kann, wie Hirn und Nerven dem standhalten.

Das gilt vor allem vom künstlichen Licht des Abends. Es wäre denkbar, daß für den Tag eine neuartige Zeichen- oder Bildsprache mit Weltgeltung geschaffen würde — was für die Schiffahrt ging, müßte für das feste Land auch möglich sein —, aber des Abends würde sie in den verkehrsreichsten, also reformbedürftigsten Großstadtbezirken ertrinken. Man müßte denn schon die ganze Lichtreklame abschaffen oder stark eindämmen.

Zur Zeit wird optisch auf vielen Gebieten experimentiert. Natrium- und Quecksilberlicht werden erprobt, um die Straßenplastik zu erhöhen. Durch Verstärkung der Werkstattbeleuchtung arbeitet man auf Steigerung der Leistung, Erhöhung der Betriebssicherheit, Vermehrung der Raumbehaglichkeit, verminderte Diebstahlgefahr hin. Dabei handelt es sich (da sich fensterarme Räume nicht einfach umbauen lassen) vorwiegend um die Frage des künstlichen Lichtes, das auch in den günstigen Fällen um ein Mehrfaches stärker ermüdend wirkt als das Tageslicht. Jedenfalls könnte man die optische Seite der sozialen Bild- und Lichtzeichen schon in diesem Rahmen mitbehandeln.

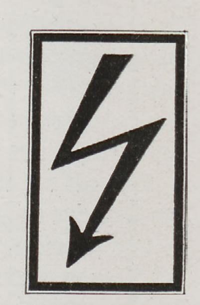
Die Fragen lauten also: soll man mehr Zeichen einführen oder bedeutungsvolle Kurzanekdoten oder die unmittelbar sprechenden Dinge selber im Panoptikumsstil? Wo liegen die Anwendungsgebiete? Was ist im Einzelfalle vorzuziehen? Wie schützt man die Beschauer vor Verwirrung und gepeitschte Hirne vor dem Kopfscheuwerden? Wie entgeht man der Gefahr der Abstumpfung? Das sind schwierige Fragen. Rezepte wird man nicht geben können, dem schöpferischen Einfall wird immer die stärkste Wirkung vorbehalten bleiben, aber etwas Ordnung und Sinn könnte man wohl in die Dinge hineintragen. Aus dem Durcheinander von Geschäftlichem und Sozialem ein Nebeneinander mit scharfer Scheidung schaffen.

Alle Sozialzeichen müssen aus dem Chaos der übrigen so herausgehoben werden, wie das mit dem Roten Kreuz der Genfer Konvention geschah. Wie schwierig das

sein wird, geht schon daraus hervor, daß bis heute kein anderes Zeichen einen ähnlichen internationalen Schutz genießt. Die Unterscheidung kann dadurch geschehen, daß dem Sozialzeichen eine bestimmte Farbe und Form, abends eine besondere Lichtart vorbehalten bleibt. Weiterhin müßte die Schaffung neuer Symbolzeichen systematisch gefördert werden, indem man recht weite Kreise zur Mitarbeit veranlaßt. Wenn man schon eine große Menge von Begriffen tonlos verständlich machen will, so muß man schon eine Art Esperanto in Hieroglyphen ersinnen. Eine Art Bildstenographie. Leicht ist das nicht. Künstlerisch, technisch und populärpsychologisch sehr schwierig. Die Zeichen müssen ganz einfach sein, stark, derb, handgreiflich, augenfällig wie die alten heiligen Zeichen der Frühzeit. Aber auch nicht so erquält primitiv wie manche Firmenzeichen. Schwer wird es sein, sie gegen den Volkswitz zu feien. Ihre Einführung wird eine geschickte und großangelegte Propaganda erfordern. Die alten Zeichen wurden stets in den Mittelpunkt einer festlichen Anordnung gestellt, durch Aufmachung über alles andere herausgehoben. Die heute geforderten Symbole sollen stärker wirken, sie sollen aus einem Wirrwarr von Geschäftszeichen heraus beschäftigte und abgehetzte Menschen lenken. Wo bietet der geringe gemeinsame Bildungsschatz der heutigen Menschheit Anknüpfungsmöglichkeiten und populäre Motive? Mythologie, Religion, Philosophie, geschichtliche Reminiszenzen scheiden aus. Wo sind eindringliche Warnsymbole von der Art des Totenkopfes mit den 2 gekreuzten Knochen auf dem Gift, des Richtungspfeils, der Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, des Blitzpfeils bei Hochspannungsgefahr?



Firmenzeichen der C. Bolle A.G.



Hochspannungszeichen

Die Aufgabe ist nicht leicht. Man will Menschen helfen, Menschen retten, ohne die suggestive, drohende, strafende Macht einer Persönlichkeit zu bemühen. Die alten Symbole hatten keine so schwere Verantwortung. Man will Menschen aller Zungen, Taube, Blinde, Lahme, Geistesbeschränkte durch das Inferno des heutigen Verkehrsbetriebes leiten. Die alten Symbole hatten nur Geltung für einen begrenzten irgendwie gemeinsam erzogenen Kreis. Ihnen stand stets das gesprochene Wort helfend zur Seite. Das heutige Symbol will auf das Wort bewußt verzichten. Man sollte einige Versuche machen: die Autozeichen „Schule", „Krankenhaus", „Einbahnstraße", „Zoll", das Straßenzeichen „Radfahrweg" symbolisieren. Oder Zeichen für Trinkwasser, Toiletten, Fernsprechapparate auf den Bahnsteigen einführen. Das ist dringender Bedarf. Wenn es gelingt, hier das Richtige zu treffen, dann kann man sich an weitere Aufgaben wagen. Dazu müßte natürlich zunächst einmal alles das zusammengetragen werden, was es an Material im Auslande gibt.

Die Bilder stammen aus der Zeitschrift „Spannung" AEG-Umschau, Jahrgang 2, Nr. 8.

EDUARD PLIETZSCH

Photographie und Kunstbetrachtung

Photographien nach Kunstwerken sind eine fragwürdige Angelegenheit. Nicht weil sie mangelhaft, sondern oft viel zu gut sind. Wir haben Photographen, die in ihren Architektur- und Plastikaufnahmen an Stimmung und Gehalt das Letzte herausholen, was durch technische Mittel erreichbar ist. Der Eindruck, den ein selten gesehenes Kunstwerk hinterließ, kann durch die Häufigkeit der guten photographischen Wiedergaben überdeckt und verwischt werden. In Naumburg hat man zunächst ein — freilich rasch zu überwindendes — Gefühl des Befremdetseins, weil man die Statuen anders wahrnimmt als der ausgezeichnete Photograph Walter Hege, der mit seiner Auffassung — „Von dieser Seite sah ich's nie!" — für sich privat ebenfalls im Recht ist. Gestehen wir es ruhig ein, daß manche berühmte Kunstwerke, die man vor langer Zeit und nur einmal zu Gesicht bekam, in unserer Vorstellung durch das Medium hervorragender, aber stark subjektiver Photographen leben, weil deren verbreitete Reproduktionen allgegenwärtig sind.

Das photographische Objektiv ist nicht objektiv. Läßt man Gemälde alter Meister, deren befriedigende photographische Wiedergabe offenbar schwieriger ist als man ahnt, in drei verschiedenen Ateliers aufnehmen, dann kommen bestimmt drei verschiedene Auffassungen zutage. Gemäldereproduktionen aus den achtziger und neunziger Jahren sind in Ton, Schärfe, Belichtung und Tiefe anders als man sie heute herstellt. Die alten schönen und großen Braunschen Gemäldephotographien unterscheiden sich durch ihre pompöse Auffassung, durch malerische Wirkung, tiefere Töne und weichere Konturen so wesentlich von heutigen Aufnahmen, die auf Deutlichkeit und Schärfe des Details Wert legen, daß man oft im Zweifel ist, ob beide tatsächlich nach dem gleichen Original gemacht worden sind. Photographien eines gotischen Domes können, je nach dem Jahrzehnt ihres Entstehens, sentimental, malerisch oder nüchtern sein. Am brauchbarsten sind immer noch die exakten und klaren Architekturaufnahmen der Staatlichen Bildstelle, in denen sich keine persönliche Note des Photographen vordrängt.

Die technische Prozedur scheint also ähnlichen Geschmackswandlungen unterworfen zu sein wie ehedem graphische Reproduktionen. In berühmten Galeriewerken des 18. Jahrhunderts, in den Stichen und Radierungen der großen Kataloge der Sammlungen Stafford, Poullain, Choiseul, Orléans, Lebrun und so fort wirken Rembrandt, Mieris, Tizian, Domenichino, Rubens oder Dou so gleichmäßig nett und gefällig, als stammten die Gemälde alle von Dietricy. Am Ende des 18. Jahrhunderts taucht der Umrißstich auf, der sich neben anderen Techniken noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein behauptet. Jetzt scheinen alle großen und kraftvollen, alle feinen und zierlichen Gemälde von einem saftlosen klassizistischen Genelli herzurühren.



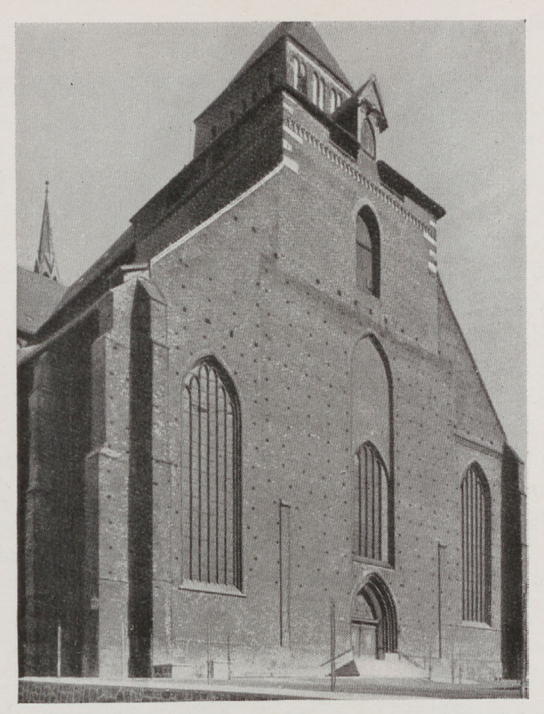
Kopf der Sibylle vom Bamberger Dom

Aus Dr. Wilhelm Bode, Geschichte der deutschen Plastik

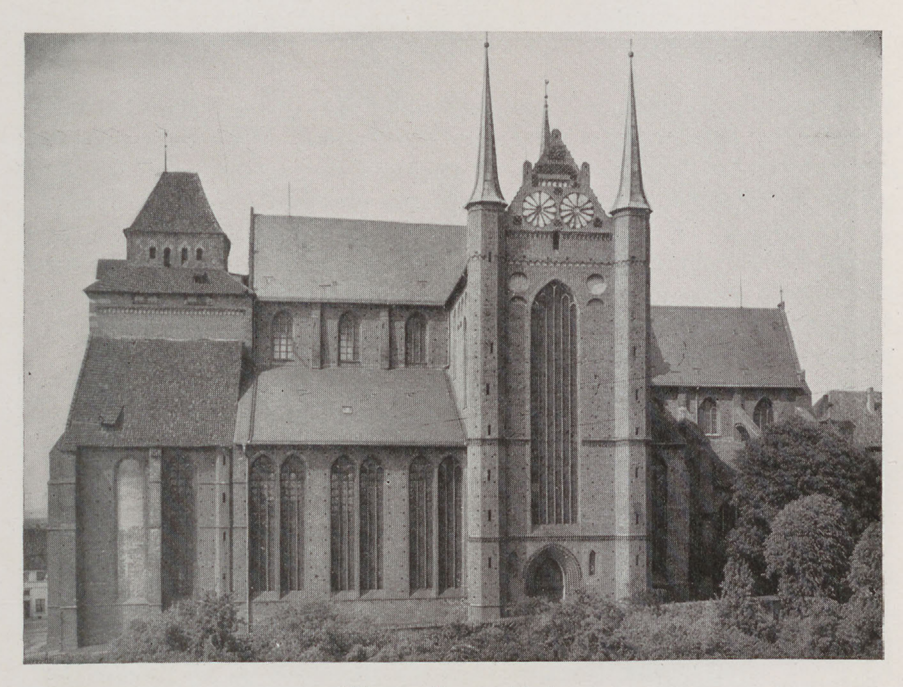


Kopf der Sibylle vom Bamberger Dom

Aufnahme: Walter Hege



Wismar, Georgenkirche
Aufnahme: Albert Renger-Patzsch

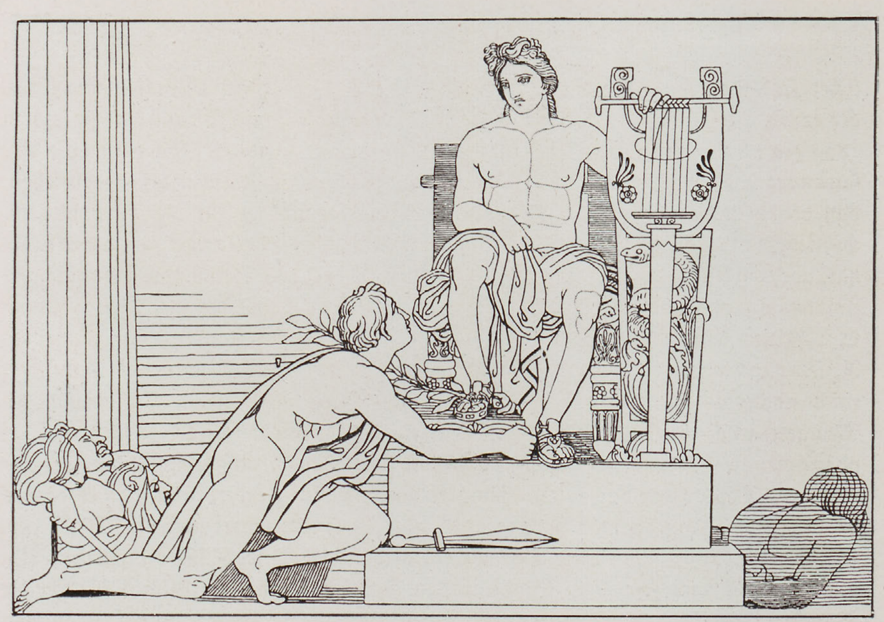


Wismar, Georgenkirche
Deutscher Kunstverlag, Berlin

Immerhin genügten solche Konturwiedergaben, auf die wir überheblich herabblicken, um Goethe zu enthusiastischen und treffenden Kunstbetrachtungen anzuregen! Liest man in Jacob Burckhardts herrlichen Briefen, mit was für kümmerlichem photographischem Abbildungsmaterial er sich begnügen mußte, dann erfaßt einen nachträglich Mitleid ob solch beschränkter Hilfsmittel. Aber das Bedauern ist unangebracht, denn es erwuchs ja auf dieser scheinbar unzulänglichen Basis das große Werk des Jacob Burckhardt. Man muß umgekehrt die Frage stellen, ob nicht heute die zahllosen, bequem erreichbaren photographischen Nachbildungen eine Verflauung des Geschmackes, eine Entwöhnung vom Original zur Folge haben.

Es ist so. In der Vorstellung vieler Menschen, die nie Gelegenheit hatten, die Originale kennenzulernen, existiert die Toteninsel, der Mann mit dem Goldhelm oder die Lavinia als schale und farblose Photographie. Was immer noch besser ist als die farbige Reproduktion, die, von erstaunlich guten Wiedergaben graphischer Blätter abgesehen, ausnahmslos das Original verflacht, die Farbwerte verändert und die doppelt gefährlich ist, weil sie den Anspruch erhebt, originalgetreu zu sein. Wird schließlich einmal das Kunstwerk selber aufgesucht, dann gibt es regelmäßig einen kleinen Schock. Man hatte sich das Bild farbig anders und größer vorgestellt. Merkwürdigerweise haben nämlich die meisten berühmten Gemälde, die man bisher nur aus Abbildungen kannte, ein kleineres Format, als man erwartete.

Nun, diese photographienbraune oder gar bunte Gefahr ist nicht weiter tragisch. Es ist vergleichsweise immer noch besser, eine Beethovensche Symphonie in Klavierbearbeitung zu kennen, als von ihr überhaupt keine Vorstellung zu besitzen. Gefähr-



Orest fleht in Delphi Apoll um Rettung (rechts und links die eingeschläferten Erinnyen)

Zeichnung von John Flaxman — *Aus Gustav Schwab, Sagen des klassischen Altertums*



Statue des Apollo vom Zeus-Tempel in Delphi
Aufnahme: Walter Hege

licher sind Photographien für die Kunstforschung. Der größte Gemäldekenner aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Engländer John Smith, hat in seinem 1829 bis 1837 erschienenen vielbändigen „Catalogue raisonné" das verstreute Gesamtwerk von 33 alten Meistern, darunter 26 Holländern, so zuverlässig beschrieben, daß dieses Werkverzeichnis auch heute noch eine Grundlage für die Forschung ist. Hofstede de Groot, der in jahrzehntelanger Arbeit dieses Riesenwerk neu herausgab, hat nachgewiesen, daß Smith sich beispielsweise bei 319 Gemälden Adriaen van Ostades nur in 6, bei 424 Ruisdaels gleichfalls nur in 6 und bei 636 Wouwermans in 4 Fällen geirrt hat. Abgesehen davon, daß es vor 100 Jahren keine bequemen Reisemöglichkeiten gab, um das Urteil über ein nur einmal gesehenes Kunstwerk rasch nochmals zu überprüfen, erscheint uns dieses Resultat in Anbetracht des Mangels an genügendem Abbildungsmaterial, insbesondere an Photographien, als phänomenale Leistung der Kennerschaft und des Gedächtnisses. Ähnliches gilt für Waagen. Wenn heute von einem Gemälde nachgewiesen werden kann, daß es bereits in Waagens „Kunstschätzen in England" oder in einem seiner anderen Werke verzeichnet steht, so ist schon diese Tatsache ein gewichtiger Beweis für die Echtheit. Da man damals nach erfolgtem Studium des Gemäldes sich nicht beim Kastellan die Photographie für 1 Mark kaufen und getrost nach Hause tragen konnte, so müssen diese Männer sich die Kunstwerke sehr scharf eingeprägt und in ihrem Gedächtnis

einen unendlichen Vorrat an Bildvorstellungen angehäuft haben, der sie in jedem Augenblick instand setzte, geistreich zu kombinieren und sicher zu urteilen, ohne erst im Photographienschrank zu kramen. Der letzte großartige Kenner dieser Art war Bode. Obwohl ihm schon die ganze Fülle photographischen Vergleichsmaterials zur Verfügung stand, lag diesem temperamentvollen Genie das kleinliche Arbeiten mit Abbildungen und Notizzetteln nicht im mindesten. Er verließ sich auf sein Gedächtnis. Wobei es in seinen letzten Jahren gelegentlich vorkommen konnte, daß er Photographien, die ihm vor wenigen Monaten gezeigt worden waren, verwechselte oder vergessen hatte, aber jedes einigermaßen bemerkenswerte Kunstwerk, das er vor 50 oder 60 Jahren gesehen hatte, sofort anschaulich und genau beschrieb.

Erinnert man sich des vorbildlichen Beispiels dieser drei Kenner und Forscher, dann erscheint das Arbeiten am Schreibtisch oder im wissenschaftlichen Institut mit vergleichendem Photographienmaterial oder unsinnig vergrößerten Lichtbildern als subalterne und geistlose Beschäftigung. Als eine Art wissenschaftliches Puzzlespiel, das darauf hinausläuft, auf Grund nebeneinandergelegter Abbildungen Ähnlichkeiten von Gewandfalten, Architektureinzelheiten, Gesichtsbildungen und dergleichen festzustellen und „Beeinflussungen" nachzuweisen. Wobei der lebendige Eindruck des Originals, sofern man es überhaupt kennt, abgetötet und die sinnliche Anschauung der großen künstlerischen Zusammenhänge verkümmert wird. Die Akribie der kleinlichen Detailforschung auf Grund von Photographien ist sicherlich notwendig und nicht ganz zu entbehren, aber ihr fehlt leider nur das geistige Band. Wohin das führt, zeigt eine Anekdote, die Hofstede de Groot gern erzählte. Als er zum ersten Male in Petersburg gewesen war, schwärmte er von den Rembrandtgemälden der Eremitage. Worauf der verstorbene Direktor des Amsterdamer Kupferstichkabinetts, Moes, verwundert und erstaunt ausrief: „Ich begreife Ihre Begeisterung nicht, die Rembrandts waren Ihnen doch alle schon durch Photographien bekannt!"

Rundschau

Unruhige Grundwasser. Stärker als die Öffentlichkeit davon Kenntnis genommen hat, wuchs in den letzten Wochen die Unruhe in der großen Politik. Die Beseitigung der letzten Reste deutscher Souveränitätsbeschränkung durch die Wiederherstellung der Freiheit der deutschen Ströme, die Anerkennung der Regierung des Generals Franco durch Italien und Deutschland, die Verhaftungen Reichsdeutscher in Sowjetrußland und der bisher unbefriedigend beantwortete deutsche Protest dagegen, der erbitterte Kampf um Madrid und eine sehr ernste Zuspitzung der Lage im Fernen Osten zwischen China und Japan beschäftigen die Regierungen und zum Teil auch die Parlamente fast aller Staaten sehr intensiv. Aber irgendwelche Entschlüsse sind in kurzer Frist nicht zu erwarten. Wichtig ist die Teilnahme Roosevelts an der panamerikanischen Konferenz und das rückhaltlose Bekenntnis Englands zum Völkerbund. Aber nirgends zeigt sich eine Besserung der europäischen Atmosphäre, und auch die Erklärungen des italienischen Botschafters in London Grandi über eine Entspannung zwischen Italien und England bedeuten noch keinen tatsächlichen Schritt zur Beruhigung. Demgegenüber ist als positives Ergebnis zu buchen, daß das Einvernehmen zwischen Italien und Deutschland sehr weit geht und daß im Anschluß an die Besprechungen des italienischen Außenministers in Wien und Budapest dem Besuch des österreichischen Staatssekretärs Dr. Schmidt in Berlin besondere Bedeutung zukommt. Es ist der erste Besuch eines österreichischen Staatsmannes in Berlin seit Ausbruch des Konfliktes, und dieser neue Anfang erleichtert viele deutsche Herzen diesseits und jenseits der Grenze. Aber solche Freude bannt nicht die Sorge, daß durch plötzliche Geschehnisse in Spanien sich die Sprengladung entzünden könnte, die unter Europa liegt.

Elemente über den Menschen. Die üblichen jahreszeitlichen Herbststürme haben in diesem Jahre besonders heftig an den Mauern unserer menschlichen Behausungen gerüttelt, und es möchte darüber manchem nachdenklichen Gemüt vielleicht der Gedanke aufgetaucht sein, ob sie nicht bloß an den einzelnen Häusern, sondern auch etwas am ganzen wohligen Bau unserer Zivilisation gerührt hätten. Dies keineswegs in irgendeinem übertragenen, sondern im unmittelbaren Sinne verstanden. „Die Elemente sind tot“, lautete der Jubelruf unserer neuzeitlichen Zivilisation, hinter deren chinesischer Mauer der größte Teil der Menschheit sich vor ihnen mit seinem Leben heute gewissermaßen „ein für allemal“ geborgen weiß. So geborgen, daß alles in Ordnung wäre, wenn nicht doch ab und zu von den Meeresküsten zugleich mit den auslaufenden Stürmen dunkle Katastrophennachrichten zu uns ins Binnenland dringen würden, welche diese Geborgenheit dann doch wieder fragwürdig machen. Der Einzelne mag darüber hinwegleben, oder er mag solche Ereignisse als Sensationen auch noch auf die Genußseite seines Lebens schlagen; für den Komplex des menschlichen Gemeinschaftslebens enthalten sie jedoch deutliche Warnungs- und Mahnzeichen, an denen nicht gut vorüberzudenken ist. Eine Weltansicht ist nicht vollständig und nicht stichhaltig, in welcher die Elemente eliminiert

sind; wohlgemerkt die alten Elemente: Wasser, Luft, Erde, Feuer, von denen unsere heutige Naturforschung nur Formeln übrigbehalten hat, um dann aber doch in düsteren Zeitpunkten vor ihren aufsummierten Kräften die Segel streichen zu müssen.

An der Elbmündung ist ein Feuerschiff mit Mann und Maus untergegangen. Seit mehr als einem Jahrhundert ein unbekannter Fall. Auf dem Atlantik versank in peinlich nahe beieinander liegender Folge ein englischer und ein deutscher Dampfer gar nicht kleinen Formates, ohne daß trotz drahtloser Telegraphie und hochentwickelter Manövrierkunst von den Besatzungen mehr als ein Schiffsjunge gerettet werden konnte. Noch merkwürdiger erscheint aber jene Sturmfahrt der „Queen Mary", in deren Verlauf es an Deck dieses größten Schiffes der Welt eine Reihe von nicht unerheblich Verletzten gegeben hat, und an deren Aufregungen dann schließlich noch der ehrwürdige Kapitän dieses Schiffes einige Tage später gestorben ist. Rein von der technischen Seite her gesehen, hat es in dem letzteren Falle wohl die folgende Bewandtnis: die „Queen Mary" ist ein Schiff, welches mit seiner Größe die Grenzen der menschlichen Technik vielleicht schon überschreitet. Was bei Schiffen von der Größe der „Bremen" oder „Europa" noch ein Vorteil ist, die schwere Beweglichkeit, welche bei mittlerem Seegange eine verhältnismäßig ruhige Fahrt gewährleistet, kann bei einem solchen Riesenschiff unter Umständen zu einer Gefahr werden. Gerät es nämlich überhaupt erst einmal durch einen ungewöhnlichen Sturm in starkes Schlingern, so wachsen die Schwierigkeiten ins kaum noch Berechenbare, einen solchen Koloß wiederum zur Ruhe zu bringen. Wie dem aber auch sei, die Sekurität besitzt offenbar eine Grenze. Seefahrt ganz ohne Risiko scheint ein unwirkliches Ideal zu bleiben und, wenn man es tiefer überdenkt, vielleicht nicht einmal ein Ideal. Würde sie doch nicht nur zu der ohnehin immer weiter fortschreitenden Entmannung der einzelnen Menschen beitragen, sondern auch das ganze Leben und den ganzen Kosmos um eine Tiefendimension bringen. Eben um die der Elemente, die von dem Schöpfer als ein selbstgültiges, objektives Zwischenreich seiner Macht zwischen ihn und das Leben gesetzt sind. Man sieht es ja bei uns im Binnenlande und am deutlichsten in den Treibhäusern der großen Städte, was aus dem Menschen wird, wenn ihm die Berührung mit jenen Zwischenreichen abgeschnitten ist: ein hoffärtiges Spielzeug seiner Eitelkeiten, dem alles Maß für die ihm wahrhaft eigene Stellung in den Kräften der Welt verlorengegangen ist.

Die Aussprache über die Fremdheit zwischen den Konfessionen ist seit dem Bericht im Maiheft dieser Zeitschrift erfreulich weitergegangen. Im Septemberheft der „Stimmen der Zeit" hat Max Pribilla, ausgehend von dem Aufsatz Paul Fechters in unserem Februarheft, über „Die Überwindung der konfessionellen Fremdheit" geschrieben. Pribilla äußert wie zuvor schon Schmidthüs und Michels Bedenken gegen Fechters Vorschlag, mit der zivilen Überwindung der Fremdheit zu beginnen, sondern will den in gemeinchristlicher Gefahr gemeinsam zu führenden Kampf mehr durch die Vertiefung des christlichen Ethos untergründen, das die Führer, Theologen und gebildete Laien, die Fremdheit überwinden heiße.

Die Reform werde hier zunächst nur kleine Gruppen ergreifen und dann ganz allmählich „mit jener majestätischen Langsamkeit, in der große Ideen sich durchsetzen, durch Lehre und Beispiel in weitere Kreise und schließlich in die breite Masse des Kirchenvolkes dringen". Praktisch rät Pribilla, daß man nicht fragen soll, was der andere zu tun oder zu ändern hat, sondern vielmehr, was man selbst tun müsse, um dem anderen gerecht zu werden. Bei aller Überzeugungstreue müsse man aus der rein negativen Gegensatzhaltung herauszukommen trachten, die dazu neige, der fremden Ansicht einen überspitzten und damit verzerrenden Ausdruck zu geben. „Es macht zum Beispiel bei der Darstellung der Reformationsgeschichte einen großen Unterschied, ob man die traurigen, für uns unabänderlichen Geschehnisse der Vergangenheit benützt, um die Kluft zwischen den Konfessionen zu verbreitern, oder ob man aus tiefer Einsicht in das hier obwaltende Verhängnis schon in den jugendlichen Herzen Verständnis für die große Aufgabe weckt, die durch die Glaubensspaltung den Katholiken und Protestanten von heute gestellt ist. Jeder Religionslehrer sollte — im Hinblick auf das Hohepriesterliche Gebet Christi (Joh. 17, 11, 21 bis 23) — die Reformationsgeschichte so vortragen, daß er zum Schluß, ohne erröten zu müssen, mit seinen Zuhörern ein Gebet um die Einigung der Christenheit sprechen kann." Als zweite Forderung stellt Pribilla auf, streng zu trennen zwischen Person und Sache. Die Ehrfurcht vor der christlichen Person jenseits der konfessionellen Grenze werde auch die Verständigung über die Sache erleichtern. Die dritte Forderung geht dahin, daß man den eigenen und den fremden Glauben besser kennenlerne — was freilich auch ein Problem der christlichen Sprache ist. Allzuviel Mißverständnisse, Schiefheiten und Verzerrungen kommen aus der Unrast des modernen Menschen, der es verlernt hat, zuzuhören. „Wer die konfessionelle Fremdheit überwinden will, darf der persönlichen Berührung mit Andersgläubigen nicht ängstlich ausweichen und muß selbst für Fragen und Einwände offenstehen. Er darf sich bei der Beurteilung des fremden Bekenntnisses nicht an Äußerlichkeiten und Nebenerscheinungen klammern, sondern muß durch die Schicht persönlicher oder formeller Unzulänglichkeiten und zeitgeschichtlicher Bedingtheiten zum Kern des eigentlichen religiösen ‚Anliegens' vorstoßen, das heißt er muß bereit sein, auch in dem fremden Bekenntnis den Wahrheitsgehalt anzuerkennen. Zu dieser höheren und reineren Form der ‚Polemik' müssen die christlichen Konfessionen einander helfen und erziehen, damit ihr gegenseitiger Wettstreit wirklich ein ehrliches Ringen um die Wahrheit, nicht ein Zanken um die Wahngebilde der Unwissenheit und des Hasses sei. Lange genug haben die Konfessionen gegeneinander und aneinander vorbeigeredet; es ist an der Zeit, daß sie ernstlich und aufrichtig miteinander reden." — Pribilla kann sich für seine Meinung über die psychologischen Methoden der Fremdheitsüberwindung auf den eben seinen siebzigsten Geburtstag feiernden ökumenischen Theologen Adolf Deißmann berufen, der in seiner schönen und warmen Schrift: „Una Sancta" (Gütersloh, 1936) schreibt: „Die Frage der Einigung der Christenheit ist heute zunächst nicht eine dogmatische Frage, sondern eine psychologische ... Es ist unfruchtbar, Einigungsverhandlungen zu beginnen, wenn die verhandelnden Menschen sich vorher nicht kennen und wenn man das Kirchen- und Volkstum seines Verhandlungsnachbars nur aus tendenziösen Büchern oder aus den vergilbten Kolleg-

heften akademischer Vorlesungen kennt. Das erste muß durch die gegenseitige Annäherung der Persönlichkeiten die Schaffung einer Vertrauensbasis sein." Deißmann gibt selbst ein schönes Beispiel dieser Gesinnung, indem er Verständnis und Achtung für die einem ökumenischen Theologen schmerzliche Haltung Roms in der Frage der Kircheneinigung aufbringt. — In der Zeitschrift „Luthertum" 47 (1936), 306 bis 316, schreibt Hans Schomerus einen grundsätzlichen Beitrag „Der Konfessionalismus", der sich zwar in seiner Haupttendenz mit den beiden protestantischen Bekenntnissen befaßt, aber auch für das Problem der Fremdheit zwischen Katholiken und Protestanten wichtig ist. Durch das Anschwellen der unchristlichen Strömungen ist das Christentum als Ganzes sichtbar geworden, aber die Einheit wird vorerst mehr vom Gegner gesehen. Das lasse die christliche Verantwortung der Konfessionen füreinander wieder sichtbar werden. Der neue Blick auf die Ganzheit der Völker mache die schmerzliche Trennung der Konfessionen innerhalb der Gemeinschaft des deutschen Volkes besonders schwer ertragbar. Die Trennung aber dürfe weder durch synkretistische Einigung überwunden noch durch paritätische Besitzgarantie verewigt werden. Konfession habe ihr Recht nicht in der Wahrung des konfessionellen Sondergutes, sondern im Hinblick auf die im Angesicht der ganzen Christenheit übernommene Verantwortung für die Wahrheit und Wirklichkeit des Evangeliums. In statu confessionis befinde man sich niemals als Vertreter einer Konfession gegen die Ansprüche einer anderen, sondern immer nur als Glied der Christenheit im Einsatz für das, was die Christenheit erst begründet. — Es wird in der Tat nötig sein, die konfessionellen Fragen aus der Verantwortung für die Nation und die Una Sancta zu behandeln; das gilt für die Gegenwartsgespräche ebenso wie für die Beurteilung der Geschichte. Das Wirksamste, was in der Fremdheitsdebatte sowohl hinsichtlich der Nation als auch der Christenheit geschehen ist, scheint uns der Aufsatz des Protestanten Karl August Meißinger zu sein, den die katholische Monatsschrift „Hochland" im Novemberheft bringt: „Luther ökumenisch". Man kann aus ihm nicht zitieren, man muß bitten, ihn zu lesen und innerlich aufzunehmen: „Wenn sich heute ein gebildeter Protestant auf die wahren Grundlagen seines evangelischen Glaubens besinnt, so ist es die Schrift und das klassische Organ der ökumenischen Konzilien, also die Lehrgrundlage der katholischen Kirche. Und wenn ein gebildeter Katholik das Augsburgische Bekenntnis durchliest, staunt er, wie — katholisch es ist. Das alles kann mit solcher Klarheit erst ausgesprochen werden seit der allerletzten Wendung in der protestantischen Kirchengeschichte. Mit erstaunlicher Unbeugsamkeit hat der echte Protestantismus auf die neuesten Irrtümer reagiert" — und dadurch den Blick auf Gemeinsames freibekommen.

Der liebe Gott auf der Leinwand. Der katholische Filmzensor für Großbritannien, Lord Tyrrell, hat unlängst die Aufführungserlaubnis für einen amerikanischen Film erteilt, in welchem — unseres Wissens zum ersten Male — der Herrgott in menschlicher Gestalt auf der Leinwand erscheint. Lord Tyrrell hat fünf Monate Bedenkzeit für sein Gutachten gebraucht, wohl ein Zeichen dafür, daß ihm der Entscheid nicht ganz leicht gefallen ist, obwohl der Film kein grundsätzliches, in

besondere Tiefen gehendes Experiment zu sein scheint. Er führt den Titel „Green Pastures“ und soll irgendeine rührende moralische Negergeschichte zum Thema haben. Den Amerikanern selber hat er offenbar gefallen, und in England dürfte dieser Tage nunmehr die Uraufführung stattgefunden haben. Ob sich jedoch sein Verbreitungsgebiet noch weiter über die angelsächsische Welt hinaus ausdehnen wird, mag man bezweifeln. Es ist ja seinerzeit schon nicht ganz leicht gefallen, für den erschütternd gespielten amerikanischen Christusfilm „König der Könige" überall bei uns das richtige Verständnis zu erwecken, trotz Oberammergau und verschiedener anderer Versuche, das Christusdrama für die Schauspielkunst zu verwerten. Und doch läßt sich der Entscheid des britischen Filmzensors gerade vom katholischen Standpunkte aus rechtfertigen. Die Gottesvorstellungen eines vernünftigen Menschen kann es schwerlich in Verwirrung bringen, wenn ihm im Zusammenhange einer Fabel (deren Ernst und Würde allerdings entscheidend ist) das Göttliche in Menschengestalt nahegebracht wird. Niemand und am wenigsten ein Christ mit persönlichem Gottesglauben nimmt an solchen Darstellungen, zum Beispiel in der Malerei, Anstoß, oder etwa im faustischen Prolog im Himmel. Warum sollte man es dann der Leinwand gegenüber grundsätzlich tun! Ja, wir möchten noch einen vorsichtigen Schritt weitergehen. Die letzten protestantischen bis antichristlichen Jahrhunderte haben oftmals mit einem Fanatismus, wie er besser dem bilderlosen Judentum oder Islam als einem richtig verstandenen Christentum angestanden hätte, die Vernichtung des „naiven Kinderglaubens" betrieben, daß der Herrgott „ein alter Mann mit langem, weißem Bart" wäre. Man verrät immer etwas von sich selbst an der Art seiner Gegner und der Form seines Kampfes, und in dem hier vorliegenden Falle verrät sich vor allen Dingen ein unklares, um nicht zu sagen unreifes Verhältnis zu Symbol und Wirklichkeit. Ohne Frage „ist" auch der persönliche Vatergott des Christen nicht irgendein über den Wolken thronender weiser Mann, aber eben weil er überhaupt nichts „ist", überhaupt nicht, weder positiv noch negativ mit der Kategorie des gegenständlichen Daseins gefaßt werden kann. Es läßt sich schwer anders als mit einiger philosophischer Terminologie ausdrücken; aber es verhält sich doch so, daß auch derjenige, welcher sein Denken in noch so leidenschaftlicher Negation eines bestimmten, leiblich konkreten Daseins Gottes erschöpft, in dem gleichen, von ihm bekämpften Gegenstandsverhältnis zum Göttlichen bleibt. Während demgegenüber das einfältigste Symbol, wofern es nur wirklich als solches im Herzen getragen wird, näher an Gott heranführt als der entschiedenste, gereinigtste Begriff. Mit der Bilderstürmerei fängt der Weg des Antichristen an, der „persönliche" Gott folgt zwangsläufig nach, bis das Denken beim Nichts oder (was nahezu dasselbe sagt und nur die verschiedenen Temperamente der jeweiligen Denker spiegelt) beim „absoluten Sein" als dem Wesen Gottes oder der Natur landet. Wir sind diesen Weg oft genug im abendländischen Denken hin und zurück gelaufen, um ihn nicht gleich am Anfang wiederzuerkennen und uns selber zur rechten Zeit auf die richtige Front stellen zu können.

Das Berliner Theater ist in den ersten Monaten dieser Spielzeit seinen Weg zwischen Kammerspiel und absolutem Theater gewandert — unter gleichzeitiger

Auswertung der Wirkungen des großen Schauspiels. Das neue Drama, die Literatur blieb im Hintergrund: „Der andere Feldherr", das Drama, das Hans Gobsch um die Gestalt des russischen Generals Samsonoff schrieb, der bei Tannenberg unterlag, war bisher das einzige zeitgenössische Werk, das über die Bretter ging, neben Hans Rehbergs historischer Komödie um den ersten Friedrich von Preußen, die das Deutsche Theater brachte. Vom Theater her bestimmend war Hamsuns erster Teil der Karenotragikomödie im Staatstheater („An des Reiches Pforten") — und Hans Sonnenstößers Höllenfahrt an der gleichen Stelle. Den Hamsun hatte Herr Müthel inszeniert — als Kammerspiel, als sauberes intimes Theater eines Ensembles einzelner Rollen, als späten, etwas blassen Ibsennachklang: die wesentliche Wirkung brachte schon hier die Schauspielerin Luise Ulrich als Karenos junge Frau, die dem Papierübermenschen am Ende nicht mit Unrecht davonläuft. Das alte Apelsche Traumspiel dagegen hatte Herr Gründgens inszeniert — und hatte nun im Sinne von Strindbergs Traumspiel mit den Mitteln des Theaters souverän weiter gedichtet. Er gab nicht das Stück, sondern gab Theater an sich, Spiel mit dem Text, mit den Schauspielern, mit Licht, Raum, Maschinerie, Musik, Verrenkungen, — Spiel von einer solchen Leidenschaft des Beteiligtseins, daß er die Zuschauer widerstandslos mitriß und einen seiner stärksten Erfolge errang. Es zeigte sich wieder einmal, daß das Theater, sobald es nicht großer wirklicher Dichtung dient, die stärkste Wirkung entfaltet, wenn es alles sich und seinen Wirkungen dienstbar macht, sozusagen Tonschau wird. Dann braucht es nicht einmal mehr den großen Gestalter, sondern nur das große Können aller Schauspieler: der wirklich vitale Schauspieler würde seine Kreise sogar nur stören. Man erlebte das mit wilder Anschaulichkeit bei der Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau" in der Volksbühne. Herr George spielte dort den Jau, spielte ihn so sehr mit dem Einsatz seiner vitalen Kraft, daß er das ganze Stück und alle früheren Erfahrungen mit dem Stück auf den Kopf stellte. Sonst blieb als Endergebnis immer ein Gefühl leichter Peinlichkeit: man empfand den Spaß, den sich die Herren des Kleinen Hofes mit den beiden armen Schluckern gut shakespearisch machten, als eine billige Rohheit, bedauerte die armen Leute. Diesmal stand als Jau ein riesiger rothaariger Waldschratt auf der Szene, der kaum bemerkte, wie angenehm sich mit der Macht leben läßt, als er auch schon sich souverän als den eigentlich rechtmäßigen Herrn etablierte. Herr George war der ganzen Welt des Hofes von Anbeginn an Lebenskraft und Lebensrecht so überlegen, daß all die feinen Leute nach der ersten Szene bereits an die Wand gedrückt waren und kaum noch Aussicht hatten, den Kerl wieder loszuwerden. Das Gleichgewicht verschob sich vollkommen: man bemitleidete nicht mehr Schluck und Jau, sondern Jon Raud und seinen leichtsinnigen Ratgeber Karl, die sich in das gefährliche Abenteuer gestürzt hatten. Ein einziger Kerl beherrschte die Bühne, verwandelte das Stück, drängte Schauspieler, Regisseur, Dekorationen völlig in den Hintergrund und machte sich zum Alleinherrscher. Dem absoluten Gründgens trat hier der absolute Schauspieler entgegen — und warf in der Erinnerung selbst das hinreißende Schauspiel des heiteren Traumspiels doch noch über den Haufen. Von dem Hamsunkammerspiel blieb daneben als Erinnerung nur etwas wie eine blasse, zartgetönte Gravüre.

GERHART POHL

Ein Vorbild des Charakters
Georg Büchner

„Difficile est, proprie communia dicere." Horaz

Genie im Aufbruch

Hat der Gedanke nicht die Kraft und Verlockung eines Sinnbildes, daß Georg Büchner während der Völkerschlacht bei Leipzig (17. Oktober 1813) geboren wurde? In einer Stunde höchster politischer Spannung begann das kurze Leben eines Menschen, der selbst gespannt und von Grund auf politisch, mit trotziger Entschlossenheit sich durch die doktrinären Trugbilder seiner Zeit hindurchzuringen suchte — zu der Wirklichkeit des Lebens.

Auf Sachsens weiten Ebenen fand der Waffengang des Volksheeres für die Idee des Fortschritts und die des Vaterlandes statt. Der Fortschritt betraf die Gesellschaft. Ein Funke aus den Köpfen der Aufklärung hatte das Flammenmeer der Revolution entfacht. Daran entzündete sich eine Fackel: das Genie Napoleons. Durch ihn und sein Glück wird sie die wirkende Macht, die Europas Dynastien zerstören will, um die europäischen Völker zu befreien. „Der kleine Korporal" ist die mythische Kraft des neuen Evangeliums, das erst mit leidenschaftlichen Worten verkündet wird — wie jedes Evangelium —, dann durch Taten gestützt, durch Kriege und Kabalen, zuletzt aufgezwungen in wortloser Raserei der Gewalt.

So ist allmählich aus sozialem Fortschritt die nationale Unterdrückung geworden. Ihr entspringt eine Stichflamme: die Gegenidee des Vaterlandes. Denn mit den bedrohten Dynastien fühlen sich die Völker in ihrer Unabhängigkeit bedroht. Das ist die Bruchstelle in Napoleons schöpferischem Plan: als Messias will er der Welt erscheinen, sie aber sieht in ihm zuletzt den großen Tamerlan, in dessen Zuge Krieg, Unterdrückung, Not marschieren. So kommt es zu jenem tragischen Schicksalskampf bei Leipzig: für das Vaterland gegen Napoleons Unterdrückung, zugleich jedoch im Zeichen eines Fortschritts, dessen Ingenium er selber ist.

Als der unter diesem Stern geborene Georg Büchner mit dem Ungestüm des Zwanzigjährigen in die Zeitgeschichte einzugreifen beginnt, ruht Napoleon schon ein Jahrzehnt in St. Helenas steiniger Erde. Der große Kampf ist durchgestanden — unzulänglich, wie es im Zuge einer Welt liegt, die nicht vollendbar ist. Noch verehren die Liberalen in allen Ländern Napoleons Bild wie eine wundertätige Götterkraft. Für Büchner ist es verblaßt. Seine Werke und Briefe kennen den großen Namen nicht. Für ihn ist der Widerstreit: Fortschritt *und* Vaterland in die natürliche Forderung eingegangen: Fortschritt *im* Vaterland. „Das deutsche Volk ist *ein* Leib; ihr seid ein Glied dieses Leibes!" heißt es im „Hessischen Landboten". Das ist die kühne Sprache der Söhne, welche die Väter erschrecken muß. Der Medizinalrat Ernst Büchner schaute in einen Abgrund, als er seines Sohnes Botschaft an die Bauern las, die Chamforts aufreizende Losung: „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!"

als Wahlspruch trägt. Nein, das kann ein Zeitgenosse Napoleons nicht mehr begreifen, der tätigen Anteil an der großen Bewegung genommen hat.

Und wirklich unterscheidet sich Georg Büchner vom zeitgenössischen Liberalismus nicht nur in manchem Punkt; er ist aus anderem Holz geschnitzt. Seine aktive Natur verschmäht den Appell an das Gewissen der Fürsten. Zudem ist er politischer Realist. Er begreift die Macht als den entscheidenden Hebel jeder staatlichen Gestaltung. „Um aufrichtig zu sein" — erklärt er Karl Gutzkow — „Sie und Ihre Freunde (vom Jungen Deutschland) scheinen mir nicht gerade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittels der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformieren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell!" Das schreibt Büchner 1836, als die Umgestaltung der Welt durch Dampf und Elektrizität sowie die gesellschaftlichen Folgen, die ihr daraus erwachsen sollten, beileibe noch keine Tatsachen, sondern vage Probleme im Dämmerlicht der Zukunft sind.

So geartete Äußerungen zeugen für eine große Natur im goetheschen Sinne — für das Genie, das erdverwurzelt und geistdurchflutet in einem ist. Kein Wunder, daß es die Ideologen mißverstehen! Arnold Ruge, der tapfere philosophische Essaist, schreibt über einen Besuch in Gießen, wo er Büchner und seine Freunde kennenlernt: „Die Studiose sind herrliche Kerle, lustige Leit' und gar gescheite Junge, aber zu dumm zum Schreibe'!"

Nein, Büchner ist nicht „zu dumm zum Schreibe'", er ist zu — groß für den theoretischen Radikalismus, den Ruges „Hallische Jahrbücher" spinnen. „Ich komme dem Volk und dem Mittelalter näher; jeden Tag wird mir heller!" schreibt Büchner an seine Braut. Wer — wie er — Geschichte als gewachsenes Leben auffaßt, der kann weder den Kundgebungen des Jungen Deutschland noch dem absoluten Geist der „Hallischen Jahrbücher" sich verschwören. Er muß — auch darin Goethe fortsetzend — zur Naturwissenschaft kommen, das heißt: zur vollständigen Naturerfassung.

Als Politiker kennt Büchner nur einen „Zweck": die Umschlagstelle zu erspüren, wo die Ohnmacht des Volkes sich in geschichtsbildende, zukunftsfördernde Macht verwandelt. Der Dichter und der Naturbetrachter lehnen alle Zwecke ab. So verstanden, ist weder „Dantons Tod" ein politisches noch „Woyzek" ein soziales Zweckdrama. „Tendenzstücke haben einen rings geschlossenen Horizont, sie reden von irdischen Dingen als von Dingen, mit denen man handelnd fertig wird — Metaphysik aber gibt es in ihnen nicht" (Viëtor). Georg Büchner, der Realist, ist durch und durch metaphysisch gerichtet, weil er ein echter Dichter ist. Denn Dichtung ohne Metaphysik ist als lebendig wirkende Kraft so wenig denkbar wie ein Leib ohne Seele, eine Lokomotive ohne Dampf. Als höchste Aufgabe des Dichters betrachtet es der junge Büchner, „der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben hat, so nahe wie möglich zu kommen ... Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben ... Was die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affektiertem Pathos ... gegeben haben ... Mit einem Wort, ich halte viel auf Goethe und Shakespeare, aber sehr wenig auf Schiller". In dieser Nachfolge sind „die ersten Gebilde der Wirklichkeitskunst" (Nadler) entstanden, und zwar auf einem Brachfeld, das später von Hebbel und Keller in einen fruchtbaren Acker der Dichtung

verwandelt wurde und dem jungen Gerhart Hauptmann endlich den reichen Segen einer Ernte schenkte. In seinen großen Volksdichtungen, die man viel zu karg die „naturalistischen“ genannt hat, vollendet sich ein deutscher Stil, der schon im Sturm und Drang zu geistern anhebt, in „Götz“ und „Faust“ die ersten starken Formen — im Bann des deutschen Idealismus — findet und dann noch einmal aus Büchners fetzenhaftem Werke — weit wirklicher und echter — leuchtet: die Natur-Wahrheit des kindlichen Volkes.

Mit vier Entwürfen, die große Würfe sind, leitet ein Zwanzigjähriger die moderne Dichtung im Zeichen dieser Natur-Wahrheit ein. „Dantons Tod“, „Leonce und Lena“, „Woyzek“ und die Novelle „Lenz“ sind — selbst als Bruchstücke — echte Dichtungen von zukunftweisendem Gehalt. Die Echtheit des Dichterischen erhellt sich aus der unauflöslichen Dreieinheit: Wort, Wahrheit und Geheimnis. Das Wort ist mit kühner Selbstverständlichkeit gesetzt (bis zu verpönter Gossenmundart); es dient keiner anderen Macht als der Wahrheit; und die Wahrheit fügt sich versöhnlich in das Geheimnis des Weltenplans.

Dabei werden Fabel und Gestalten ganz unallegorisch aufgefaßt und mit höchster Anschaulichkeit gegeben. Man lese die ersten Sätze der Novelle — da ist das Gebirge; der Dichter Lenz durchwandert es gleichgültig; „Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte“. So „modern“ wird das Motiv der geistigen Umnachtung angeschlagen, daß man an Dostojewski, Josef Conrad oder den Erzähler Hauptmann denken muß. Die gleiche bewegte Anschaulichkeit waltet auch in seinen Briefen, die keinen Anspruch auf Gestaltung stellen. Die Schilderung einer Vogesenwanderung gemahnt in ihrer gelassenen Übersicht über das Ganze und der beseelten Fülle des einzelnen an den Goethe der „Novelle“. Ein Brief aus dem nächsten Jahr schildert eine Haussuchung; die Schilderung wird zur tollen Rüpelszene aus Shakespeares Geist.

Überall ist das Genie im Aufbruch, der junge Mensch, der „die Kraft zur Schöpfung hat“ (Hebbel).

Vorbild des Charakters

Alles, was Büchner angepackt hat, atmet seine Größe. Einmalig wird er „durch eine gewisse Klassizität seines Charakters, deren Vorbildlichkeit von der Zukunft noch zu entwickeln sein wird“. An diese weitreichende Bemerkung knüpft Moritz Heimann den Vergleich Büchners mit einem jungen Römer der Antike.

In der Tat zeigt sein Charakter antikische Züge. Doch will es mir scheinen, daß sie eher einem jungen Hellenen als einem jungen Römer eigen sind. Wobei ich als kostbarsten Kern des Hellenischen, das ein vager und oft verschändeter Begriff geworden ist, die unzerstörte Harmonie des All-Einen ansehe: die vollkommene Übereinstimmung von Denken und Dasein; eine Bändigung des rastlos forttreibenden Menschengeistes durch die Rücksicht auf das Gesetz des Menschenlebens.

So hat Goethe gedacht und zugleich gelebt, so — Büchner auf der Ebene des neunzehnten Jahrhunderts. Sein Leben und sein Denken weben unaufhörlich an den einander überschneidenden Fäden, die den Charakter des Menschen bilden. Für Büchner besteht der „Zwiespalt des Wunsches nach Freiheit, Schönheit, Größe des Lebens und des Triebes nach Wahrheit“ kaum, welcher das abendländische — in

Anerkennung wie Abwehr gleichermaßen christlich-bestimmte — Denken erschüttert hat.

„Das Christentum gefällt mir nicht" — äußert der Student ein wenig keck — „es ist mir zu sanft, es macht lammfromm." Sein mächtiges Lebensgefühl, welches das erotische und politische Leben, Wissenschaft wie Dichtung durchpulst, muß mit der Weltüberwindung im Zeichen des Kreuzes zusammenstoßen. Gleichzeitig lehnt er die glaubensfeindliche Vernunftsphilosophie ab: „Sie sitzt in einer trostlosen Wüste; sie hat einen weiten Weg zwischen sich und dem frischen grünenden Leben, und es ist eine große Frage, ob sie ihn je zurücklegen wird."

Der gleichen Harmonie von Leben und Wirken, die in Frage stellt, was „in trostloser Wüste sitzt", was also hergeleitet, aber nicht durchblutet ist, entspringt seine wunderbare Dialektik — die Beglaubigung des großen Dramatikers, der er von Anbeginn ist.

Dabei gießt Büchner vernichtenden Hohn über „die Taschenspielerkünste hegelischer Dialektik" aus. Ein Widerspruch? — mitnichten! Denn Hegel denkt in Begriffen der Logik, Büchner mit natürlicher Gegenständlichkeit. So hat der alte Thales von Milet gedacht, als er den Satz: „Alles ist Wasser" fand; so Plotin, die Mystiker, Goethe. Hegels Denken aber ist scholastisch und damit aristotelisch. Büchner muß das Unwirkliche seiner Logistik als „Taschenspielerkünste" erscheinen. Sein Charakter erlaubt ihm nur, zu begreifen, was wirklich ist, was zum „frischen grünenden Leben" gehört.

Zeitgenossenschaft

Der Mensch ist verloschen, nicht einmal vierundzwanzig Jahre alt. Sein Werk mußte ein Bruchstück sein. „Diesem Beginner, den der Morgenwind einer aufgehenden Epoche beschwingt, war das Geschick des Ikarus bestimmt. Der Geist der Geschichte nahm den in der Dämmerung des Anbruchs allzuweit Voranstürmenden in sich zurück, weil Heer und Troß der Zeitgenossen nicht zu folgen vermochten."

Die einsichtsvollen Sätze Karl Viëtors lenken den Blick auf Büchners ungelebte Zukunft und damit auf die Frage, wem aus seinem Geschlechte es vergönnt war, in ein vollendetes Werk hineinzureifen.

Die Antwort birgt, wie mir scheint, eine große Überraschung:

Gleichalterig sind Bismarck, Hebbel und Wagner; um weniges älter — Moltke, Krupp und Darwin; ein paar Jahre jünger — Mommsen und Engels.

Die Namen dieser schöpferischen Naturen, die in Staat und Heer und Wirtschaft, in den Künsten und Wissenschaften wirksam sind, bedeuten für uns Heutige das neunzehnte Jahrhundert — seinen Geist sowohl wie seine Tat und jene spiralenhafte Rückentwicklung, die jedem Zeitalter zueigen ist und die dem nächsten, befangen in den Vorurteilen seiner Stunde, wie ein „Versagen" vorkommt. Wenn wir vom neunzehnten Jahrhundert in Deutschland und Europa handeln — wir werden, wo immer wir beginnen, auf einen dieser Namen stoßen. In ihnen gipfelt das Jahrhundert. Sie sind die Vollender und das Gesetz.

Büchners Leben aber ist „wie ein unvollendetes Lied" (Herwegh). Im Anblick seiner schöpferischen Zeitgenossen, denen sein Genie in nichts zurückstand, wird der Verlust erst voll begreifbar.

KURT KLUGE

Das Flügelhaus

Roman

6. Stichling

(1. Fortsetzung)

Heute malte Holdermann nicht. Er ging armeschlenkernd, frei und unbeschwert in seiner Werkstatt herum und blies starken Zigarrenrauch aus seinem Munde. Das Werk war vollendet. Herr Kortüm war nun zweimal in der Welt: leiblich — für die Zeitlichkeit, bildlich — für die Ewigkeit. Und das Porträt würde sicher nicht nur seinen eigentlichen Zweck erfüllen, nämlich Hausgenossen einschüchtern, Neugierige scheuchen — nein, das Werk war auch wertvolle Malerei geworden. Herr Kortüm, Arm in Arm mit Holdermann, setzte seinen Fuß auf die Schwelle der Kunstgeschichte. Holdermann war hochbefriedigt. Nur noch die vereinigten drei Wappen der Heydelofs, Torstensons und Kortüms waren in die obere rechte Ecke zu malen. Herr Kortüm wollte ihm die Vorlagen bringen.

Leider kam es vorläufig nicht zu dieser Bereicherung des Bildwerkes.

Herr Kortüm öffnete heute die Ateliertür nicht mit jenem vornehmen Schwung, der ihm eigen war, sondern er riß sie auf. Er hing nicht seinen Mantel ins Vorzimmer, stellte nicht den Stock mit dem Elfenbeingriff in den Ständer. Nicht einmal den Hut nahm er ab. Er zerteilte den schweren Vorhang wie ein nichtiges Gewölk und rief ins Atelier: „Meister, wir sind verloren!"

Holdermann hörte auf zu rauchen und sah erschrocken von dem ewigen Kortüm der Leinewand auf den zeitlichen Kortüm — der Professor hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß einem Unfälle immer auf den Höhepunkten des Daseins zustoßen — was war geschehen ...?

„Sie will mich verklagen!"

„Wer?"

„Diese — jene — Sie nannten sie Kitty, Meister!"

Holdermann stand starr, dachte angestrengt nach, ob er eben recht gehört hätte, machte runde Augen, schritt auf den Zehen zu Kortüm hin, sah ihn ungläubig an: „Um Gottes willen — Sie?!"

„Mich!"

„Ja aber" — Holdermann flüsterte nur — „was haben Sie denn — wie konnten Sie nur — nein!" rief er plötzlich laut.

„Wenn ich's Ihnen sage!"

„Nie hätte ich das für möglich gehalten" — der Professor untersuchte forschend die gemalten Gesichtszüge des ewigen Kortüm — „nie ...", wiederholte er leise. Dann wandte er sich halb und sagte mit einer gewissen Zurückhaltung: „Hören Sie, dann nehmen Sie sich aber einen sehr gewitzten Rechtsanwalt."

„Ich habe ja eben einen Juristen gesprochen, einen Freund: ein solcher Fall sei weder im bürgerlichen noch sonst in einem Gesetzbuch vorgesehen, weder in unserem noch sonst in einem Lande, nicht in diesem und nicht in einem vergangenen Jahrhundert ..."

„Aber, mein Gott — die gute Kitty ..."

Herr Kortüm sank in den geschnitzten Sessel, nahm den Hut ab und sagte: „Nein. Nicht gut. Der Auftritt war furchtbar. Mitten in der großen Halle unten. Und es sammelte sich ein Volk um uns ... lauter Menschen in bekleckſten Kitteln. Ein lärmender Chor, der immer ‚ja!' schrie und ‚los, Kitty!' rief — o Meister, ich begriff erst gar nichts ..."

„Na, wissen Sie ...", warf Holdermann ärgerlich ein.

„... schließlich kam es heraus. Ich hätte gelogen, behauptete sie. Ich hätte sie heimtückisch in einen falschen Ruf gebracht, in einen sogenannten guten Ruf ..."

Holdermann legte die Zigarre hin: „Ach so", sagte er vor sich hin, „na, und?"

„Und?!" Herr Kortüm schlug mit der Elfenbeinkrücke seines Stockes auf das Farbentischchen. „Und? Nun soll ich dieser Dame ihren alten Ruf wieder beibringen! Er wäre ihr Eigentum! rief sie. Sauer genug verdient! schrie sie. Sonst will sie mich verklagen! Auf Schadenersatz! Sie könne nicht mehr existieren! Ich soll das tun! Meister — ich!! In meinen Jahren!!"

Holdermann legte andächtig die Hände auf die Brust, strahlte, blickte zur Decke: „Das wurde nie erlebt."

„Nein", sprach Herr Kortüm dumpf. „Und dabei baue ich. Brauche jeden Groschen. Was mag das kosten, bis man hier, in einer Stadt, einen schlechten Ruf bekommt..."

„Allmächtiger ...", sagte Holdermann leise.

„... und wie lange dauert das! Ich habe gar keine Zeit! Ich baue!"

„Herr Kortüm, ich bin sonst immer für Vergleiche in Rechtssachen, aber den Prozeß, den sollte man durchführen. Eine solche Verhandlung sollte man der Welt nicht vorenthalten. Dieses Urteil und diese Urteilsbegründung samt dem letzten Wort des Angeklagten — das sollte man dem Gerichtshof nicht ersparen."

„Auf meine Kosten!"

„Vielleicht bekommen Sie recht."

„Recht! Vielleicht! Ich weiß, wie es damit steht! Schon einmal habe ich einen Unfall gehabt ... einen ungewöhnlichen Unfall ... wie's so geht — es kann einem allerlei zustoßen. Ich habe da — aus Versehen, wissen Sie! — ja, ich habe seinerzeit einen Sarkophag beschädigt ..."

„Was haben Sie beschädigt??"

„Einen Sarkophag. Aber nur von einem Verwandten, Meister. Ja. Jedenfalls nahm ich mir damals einfach einen Fachmann. Der hat ihn wiederhergestellt. Aber ..."

„Aber Kitty ist kein Sarkophag", sagte Holdermann und wiegte lächelnd den Kopf.

„Bei Gott! Wer stellt einen schlechten Ruf wieder her! Schon ein guter Ruf ist mühsam ausgebessert. Aber ein schlechter, Meister! Wer hat da hinlängliche Erfahrung!"

Der Maler war still. Nach einer Weile sah er auf, lächelte und sagte: „Ich."

„Wie?"

„Ich bin Maler. Ich habe viele Menschen gemalt in meinem Leben. Und wenn das Bild gut war, kam der Mann, kam die Frau, nahm einen Spiegel, blickte hinein, verglich und sagte: Das bin ich nicht. Wies auf das Spiegelbild: so bin ich — und wollte mir das Honorar verweigern. Ich habe das Porträtmalen erst nach langer Mühe gelernt... gutes Bild, guter Ruf, schlechtes Bild, schlechter Ruf — solche Sachen taxieren die Leute nach dem Marktwert..."

„Und was soll ich dabei tun?"

„Abreisen, Herr Kortüm. Überlassen Sie mir das gute Kind. Sie haben es ganz falsch angefaßt."

Herr Kortüm reichte dem Professor beide Hände: „Meister! Sie wollen mir helfen?!"

„Was tut man nicht für zwei solche Objekte."

Plötzlich legte Herr Kortüm die Hand auf den Mund: „Ich kann ja gar nicht fort."

„Nanu."

„Ich muß aufs Amt — Bausachen."

Holdermann lachte: „Dort sind Sie für uns über alle Berge."

*

Herr Kortüm verließ eilig die Akademie. Die Luft war klar und erfrischend. Er sog sie befriedigt in tiefen Zügen ein und ging beschwingten Schrittes dahin. Nur die Hauptstraße, in der sich zu dieser sonnigen Mittagsstunde die jugendliche Welt auf und ab bewegte, mied er sorgfältig. Wer weiß, was ihm da zustoßen konnte. Ämter liebte er wahrlich nicht. Als er jetzt die langen grauen Flure des festungsartigen Gebäudes betrat, klopfte er lächelnd an die dicken Mauern. Beruhigt sah er zuverlässige Amtsdiener reich beladene Aktenwäglein auf Gummirädern wie Kinderwagen liebevoll vor sich herschieben. Hier war er geborgen vor den unheimlichen Äußerungen der rohen Wirklichkeit — er verzog den Mund, als ihm unversehens der bittere Gedanke an Kitty kam, und betrachtete doppelt zutraulich die Diener, die Wäglein und die sauber gehefteten Papierbündel... Herr Kortüm kannte Akten noch nicht. Frauen haben ein Herz im Leibe, Mädchen erst recht, Kitty ganz sicher. Aber in Aktenbündeln atmet es nicht nach der Menschen Weise, denn sie haben nie unrecht, bedürfen darum der Herzen nicht und können gähnend die Rachen aufreißen wie Sarkophage — ohne eigene Eingeweide liegen sie und lauern, denn die sie schufen, müssen sie eines Tages auch füllen. Herr Kortüm ahnte nichts vom Wesen dieser blauen Bündel, gab ohne Bedenken seine Karte im Anmeldezimmer ab und nahm die kurze Aufforderung entgegen: „Warten, bis Sie aufgerufen werden."

Gegenüber dem Fahrstuhl, einem unablässig laufenden Paternosteraufzug, stand eine Holzbank. Herr Kortüm setzte sich. Wenn er an seine alte braune Ledermappe mit den Entwürfen und Plänen dachte und sie verglich mit diesen Mappen hier, mit diesen Wagen voll Mappen, dann begriff er leicht, daß der Mensch zu warten hat, bis er

dran kommt. Geduldig lehnte er sich zurück und benutzte die Zeit, um sich seinen Fall noch einmal ins Gedächtnis zu rufen und zu einem klar aufgebauten Vortrag zu ordnen.

So war es: vor einigen Monaten hatte ihn hier im Amt ein Herr Stichling empfangen — immer vergaß Herr Kortüm den Titel dieses Mannes, und schließlich benannte er ihn für sich selbst einfach mit der Bezeichnung, die solche Leute in seiner Jugend trugen: Amtsschösser nannte ihn Herr Kortüm. Jene Plauderstunde mit dem Amtsschösser Stichling gehörte zu Kortüms angenehmen Erinnerungen. Seine Kämpfe um den Erweiterungsbau des Schottenhauses waren schwer. Überall fand er Widerstände. Nur Herr Stichling nötigte ihn auf das Sofa in seiner Amtsstube, behandelte ihn ausgesucht höflich, und hilfsbereit erspähte der gewitzte Amtsschösser im Gewirr der Vorschriften eine Fülle von Möglichkeiten des schon fast aufgegebenen Erfolges. Dabei scherzte Stichling so überlegen witzig über Paragraphenkram und Aktentum, daß Herrn Kortüm das Herz aufging. In voller Breite erschloß er sein Inneres und sprach voll Behaglichkeit aus, was sonst sorgfältig in den inneren Falten seiner braunen Mappe verborgen lag. „Sie sitzen an der falschen Stelle, mein lieber Amtsschösser!" rief er bewundernd. „Gleich neben dem Haupteingang müßten Sie Ihr Arbeitszimmer und dieses Sofa stehen haben. Wer hier hereinkommt, müßte von selber zu niemand als zu Ihnen kommen!"

Herr Stichling wehrte ab: „Man hilft an seiner bescheidenen Stelle, wie man kann. Ich bin nur ein kleiner Mann. Aber Sie mit Ihrer Weltkenntnis, Herr Kortüm! Sie sollten an der höchsten Stelle in diesem Hause sitzen, oben, im großen Turmsaal etwa. Wer kommt, käme letzten Endes zu Ihnen. Dann könnte unsereiner arbeiten, daß es eine Lust wäre."

Die beiden Herren verstanden sich, wie wenigstens Herr Kortüm meinte, von Grund aus: „Also, wir machen es wie besprochen — ich stelle eine genaue Abrechnung auf, sammle die Unterlagen, Belege, Quittungen, Rechnungen und sonstigen Papiere und warte bis zum geeigneten Zeitpunkt ..."

„Dann schreiben wir Ihnen", unterbrach Stichling, da die Frühstücksstunde herangerückt war.

„Gut — Sie schreiben, ich schicke."

Herr Kortüm war gegangen und hatte zu Hause mit großer Sorgfalt eine Fülle von Papieren zusammengetragen, nach Sachen geordnet, numeriert, kreuzweise mit einem roten Band umwunden und als ein appetitliches Ordnungsmuster mit Genuß betrachtet. Der Amtsschösser konnte schreiben, die Akten lagen bereit.

Eines Morgens aber kam ein Brief, in dem unter anderem stand: „Die von Ihnen seinerzeit in Aussicht gestellten Unterlagen in Bausache Schottenhaus sind bis heute hier nicht eingegangen. Wir verzichten nunmehr auf Ihre Mithilfe und werden" — jetzt kam eine Reihe Bedrohungen und zuletzt ein unleserlicher Name als Unterschrift. Der Brief war ungeheuer grob. Selbst in der Zeit seiner Museumseröffnung waren keine solchen Schriftstücke bei Herrn Kortüm eingelaufen. Er war empört: „Das werde ich meinem Freunde Stichling sagen!" Er suchte vergeblich die Unterschrift zu entziffern. „Dem Mann werden wir es einbrocken!"

Wie nun diese Erinnerung in Herrn Kortüm aufstieg, geriet er von neuem in großen Zorn. Es hätte schlecht um ihn gestanden, wenn er in dieser Aufregung an den

Amtstisch getreten wäre. Aber in weiser Lebenskenntnis sind ja überall zwischen die Menschen und ihre Helfer die Warteräume eingeschaltet. Zahnärzte legen hier bekanntlich Witzblätter aus, Großbanken dagegen Familienzeitungen mit einer Fülle von Ratschlägen zu verbilligter Lebensführung — dieses Amt nun hatte den Flur vor dem Paternosteraufzug erweitert, mit Sitzbänken ausgestattet und kurzweg als Warteraum bezeichnet: der Anblick des nie ruhenden Auf und Hinab dieser mit lebenden Menschen geladenen Maschine muß schließlich auch die verfinsterten Gemüter besänftigen. Da schwebt langsam ein dicker Mann in die Höhe, das Kästchen daneben versenkt einen Jüngling, der Groschen aus der Rechten in die Linke zählt. Sein Scheitel blinkt eben noch über der Bodenfläche, seinen Fluch verschlingt schon der Mauerschacht. Ein lachendes junges Mädchen steigt auf. Unter ihr hebt sich eine stattliche Dame in Pelz und Federbusch majestätisch empor. Sie beschimpft ihren Mann nebenan im falschen Kasten — die Maschine trennt das Paar, sie fährt auf, er fährt ab. Aber das Mädchen — Herrn Kortüms Auge hängt noch an ihren Fußknöcheln, weg sind die kleinen Schuhe mit den hohen roten Absätzen. Auch den schimpfenden Federbusch hat die Wand in sich aufgenommen. Ängstlich klammert sich ein Mütterchen an den Griff ihres Kastens und fährt in die Tiefe. Ihr nach schwebt einer, dem das nackte Glück der Lotterie begegnet sein muß: er singt — singt ein Lied in den Mauerschlund hinein. Mißbilligend gleitet in der begegnenden Waagschale ein ernster Aktuar durch den Raum. Aber jetzt — die Drahtseile reißen nicht — zwei Menschen im Kasten, sie lehnt an ihm, der Raum ist eng. Aber sieh nun! denkt Herr Kortüm: der kümmerliche Invalide dort auf seinen beiden Krücken, der steigt so rasch und sicher wie die Gesunden in die Höhe — bei Gott, es geht gerecht in diesem Hause zu. Arme, Reiche, Junge, Alte, Dicke, Dünne: es sinkt, es steigt, leise rauschend arbeitet die Maschine, ohne Pause, nicht schneller, nicht langsamer. Wer einen forschenden Geist hat, kann bis in den Keller fahren, wieder aufwärts durch den Schnitt im Ameisenhaufen, über den Boden, dann abwärts — immerfort, aber einer genau wie der andere, ohne Unterschied, ein Kästchen gleicht dem anderen und alle Kästen sehen aus wie offene Särge, die im Mauerwerk des Amtes auf- und niederschweben.

„Bausache Schottenhaus!" schallte die Stimme des Dieners durch den Warteraum.

„Schon?" fragte Herr Kortüm fast mit Bedauern.

Man führte ihn in das Gemach Nummer Hundertzehn. Herr Kortüm warf einen Blick hinein: „Dahin will ich nicht!" rief er, „zu Herrn Amtsschösser Stichling will ich."

„Bitte", hatte der Diener nur gesagt. Schon klappte die Tür hinter Herrn Kortüm. Rasch mußte er einen Schritt in Raum Hundertzehn hinein tun, um nicht geklemmt zu werden. Am Schreibtisch saß ein Mann und rechnete halblaut: „Sechzehn, siebzehn, neunzehn —"

„Kortüm", sprach Herr Kortüm.

„— zwanzig, einundzwan —"

„Ich möchte mich beschweren", sagte Herr Kortüm höflich.

Die Rechenfeder stand plötzlich still, der Mann zwinkerte eine Weile mit den Augen. Er dachte offenbar über Kortüms höfliches Ansinnen nach. Dann blickte er ihm ins Auge: „Wie bitte?"

Herr Kortüm legte seinen Stock auf die Schranke, zog die Handschuhe aus, holte Atem und begann, seinen Fall eingehend darzulegen. Der Mann am Tisch wurde während der Rede zusehends ruhiger. Jetzt tauchte er langsam seine Feder ein, drückte auf einen Klingelknopf, begann zu rechnen: „Einundzwanzig, dreiundzwanzig — bitte", sagte er zu dem eintretenden Diener, „bringen Sie den Herrn nach Nummer Hundertvier."

„Ich möchte aber zu meinem Freund Stichling —"

„Vierundzwanzig, fünfundzwanzig —" Herr Kortüm stand auf dem Flur. Er stand in Raum Hundertvier. Herr Kortüm legte in Hundertvier seinen Fall abermals dar. Auch in Hundertvier war der Mann rasch beruhigt. Herr Kortüm mußte noch in verschiedene andere Nummern eintreten und seinen Fall vortragen. Zuletzt klang seine Stimme etwas heiser, da er dauerndes Reden nicht gewohnt war. Aber er wurde nicht müde, die Sache war wichtig und das Recht auf seiner Seite. In vielen Räumen schon war sein Fall zu Gehör gebracht — nur zu seinem Freund, dem Amtsschösser Stichling, führte ihn niemand. Dafür war aber der Mann aus Hundertzehn eilends zu Stichling gegangen: „Haben Sie hier was verbockt?" Die beiden Herren blätterten in dem Aktenstück „Anbau Schottenhaus".

„Ach so", sagte Stichling nach einer Weile und rieb seine Nase. „Ich hatte ihm gesagt, wir würden die Papiere abrufen. Hm. Na, gefährlich ist der Mann nicht. Was der hier alles gesagt hat — ich will nichts sagen. Im Notfall lasse ich vom Oberamt noch einen Brief an ihn schreiben, in dem nichts zu stehen braucht, der nur sachlich unanfechtbar ist. Wir haben dann einen einwandfreien letzten Vorgang. An den schließen wir neu an, dann kommen wir schon weiter."

Während sie noch überlegten, war Herr Kortüm erschöpft von seinem sechsten Vortrag des Falles aus Dreihundertacht auf den Flur getreten und sprach hier unverhohlen die Absicht aus, nunmehr zu einem der Oberherren im ersten Stockwerk hinabzusteigen und dort seine gerechte Sache vorzutragen. Er sprach sehr laut auf dem Flur. Seine Stimme schallte bis in die Kästchen des Paternosteraufzuges, in dieses sinnreiche Gleichnis der Gerechtigkeit, das Herrn Kortüm so beruhigt hatte. Da ging auf der anderen Seite des Flures eine Tür auf. Herr Stichling stand auf der Schwelle, verwundert und erfreut, Herrn Kortüm so plötzlich vor sich zu sehen. Selbstverständlich bat er ihn herein zu sich, nötigte ihn aufs Sofa. Hier in den weichen Kissen jedoch kam Herr Kortüm ganz unerwartet und tief ins Unrecht zu sitzen.

Er war schon an sich schwer von Gewicht, und sein gewichtiges Recht, das er mit sich herum trug, drückte ihn an dieser Stelle noch tiefer ins Unrecht hinein. Die alten Sprungfedern des Amtssofas unter ihm mußten ihr Letztes hergeben, knackten und schwangen mit bedrohlichem Singeton hin und her. In der Vorschrift — Stichling blätterte gewandt in einem dicken Buch — stand unter einem Absatz sieben, daß nach Ablauf einer gewissen Frist, welche in einem anderen Teile des Buches in einer Fußnote näher und sehr unangenehm für Herrn Kortüm erläutert war, daß also nach Ablauf dieser Frist Antragsteller das Recht auf Abruf verwirkt, selbständig die Vorlage des Obigen vorzunehmen sowie ferner in diesem Fall laut der Bestimmung zweitausendundsechs durch Beilage der in Absatz neun sub achtzig, Gesetzessammlung des Landrechts von achtzehnhundertachtundvierzig, zu erweitern und sinngemäß zu

begründen habe. Herr Kortüm war sehr erschrocken. Aber sein Freund Stichling, hilfsbereit wie immer, sprang ihm bei — im letzten Augenblick — und bewahrte den Antragsteller, der sich, man möchte fast sagen: in nahezu leichtfertiger Weise überhaupt nicht um den einschlägigen Vorschriftenkomplex gekümmert hatte — diesen Antragsteller Kortüm bewahrte er vor unausdenkbaren Verzögerungen. Die Sache kam in Ordnung.

„Wenn ich Sie nicht hätte!" rief Herr Kortüm beim Abschied.

*

Stichling stand am Fenster und blickte durch die üppig grünenden Blattgewächse zwischen den doppelten Gläsern auf die Straße. Dort ging er hin, dieser Herr Kortüm. Sein offener Mantel wehte. Den Stock schwenkte er in der Rechten. Jetzt machte er plötzlich eine scharfe Wendung, erfaßte ein Eisengeländer und stieg die ausgetretenen Sandsteinstufen einer Treppe hinab, über der das Wort „Frühstücksstube" geschrieben stand. Er verschwand in dem Mauerschlund wie in einem Paternosteraufzug der Gerechtigkeit, nur etwas langsamer. Und es dauerte auch länger, bis er wieder hochkam. So lange konnte Stichling jedenfalls nicht durch die Blattgewächse blicken. Er sah seufzend nach der Uhr: immer noch drei Stunden heute und sechsundzwanzig Fälle. Unter denen waren drei, gegen die der Fall Kortüm Spaß war. Dieser Herr Kortüm kostete jetzt vielleicht den ersten Bissen und sagte „ah". Die reichen Leute, dachte Stichling. Aber neidisch war er nicht. Seine Wohnung in der Vorstadt, der Kanarienvogel, die Blattpflanzen und Mittwochs der Kegelabend waren ihm so lieb wie jenen Wohlhabenden die Frühstücksstuben. Wenn es übrigens nicht anders gekommen wäre, damals als das Unglück über seine Familie hereinbrach, ging er jetzt vielleicht auch frühstücken ... wozu? ... um zehn Jahre früher am Schlaganfall umzukommen? Nein, neidisch war er nicht. Stichling wiegte den Kopf. Er durfte sich unwidersprechbar einen rechtlichen Mann nennen. Er tat nichts, was im Gegensatz stand zu dem dicken Buche, aus dem er Herrn Kortüm vorgelesen hatte. Dazu war er, wie jedermann wußte, höflich und hilfsbereit ... mochten sie bauen, mochten sie frühstücken: „Aber" — und das sprach Stichling laut in die Blattgewächse hinein — „aber ihnen zeigen, daß man auch wer ist ..." Stichling nahm die kleine Gießkanne, gab der Petunie ein paar Tropfen Wasser — seine dünnen Lippen lächelten: „... und dabei merken sie nicht, wer sie so höflich und wer sie so dankbar macht ..."

Er schlug ein neues Aktenstück auf, setzte sich steif in seinen Stuhl, hielt den Kopf schief und las aus einer gewissen Entfernung, was auf dem schlechten Holzpapier da für Sorgen bebten und wieviel Hoffnung, wieviel Lebensangst.

7. Der erste Gast

Für das Schottenhaus brachte die Abwesenheit des Bauherrn manche Schwierigkeiten und Aufregungen mit sich. Monich vertrat seinen Freund nach Kräften, und der Maurermeister Lorenz war ein verständiger Mann. Aber auch ein Maurer sieht

nur, was vor Augen ist, und kann nicht in Rechnung stellen, was sich vielleicht hinter den Dingen befindet. Dort steckt aber meistens gar nicht wenig. Position eins lautete im Kostenanschlag: für Ausschachten des Baugrundes, Fällen der Bäume und Abfahren der Erde dreihundertacht Mark. Lorenz verstand bei dieser Veranschlagung unter dem Begriff Baugrund einen angenehmen weichen Waldboden mit vereinzelten Buchenstrünken. Still lag dieser farnkrautbewachsene Waldboden vor des Meisters scharf kalkulierendem Blick, ließ sich von der milden Morgensonne bescheinen und wartete. Lorenz und seine braven Gehilfen ergriffen zuversichtlich ihre Spaten und begannen diesen Boden auszuheben. Einen Tag lang arbeiteten die Männer, gelassen vor sich hinpfeifend. Am zweiten Tage schachteten sie langsamer aus, mehr ruckweise — und am dritten stellten sie die Spaten mit einem Fluch beiseite. Sie waren erst auf Schutt und dann auf uraltes Gemäuer gestoßen. Ein Meister ist gewohnt, mit unvorhergesehenen Störungen zu rechnen. Über Schutt und gewöhnliche Mauern hätte Lorenz nur geschimpft. Aber dieses Gemäuer war sehr alt und mit jenem unbekannten Mörtel gebaut, an dem schon mancher ehrliche Maurer unserer Tage verzweifelt ist: fester als Granit stehen die verbindenden Fugen, ein furchtbares Gitterwerk, an dem sich sogar unsere stählernen Meißel umlegen. Lorenz arbeitete, daß die Funken unter den Eisen sprühten: „Wer bloß die Hunne gewesen sin, die sowas gebaut ham! Da merkt mr, daß die an äne Ewigkeet uff Erden gegloobt ham . . ."

Auch Monich war besorgt, kam öfter, sah zu und dankte im stillen Gott, daß er beruflich nur mit dem Ein- und Verkauf von Leinwand und nebenbei freiwillig mit Feuersbrünsten zu tun hatte, aber nicht mit solcher knochenfressenden Stemmarbeit. Laut sagte er allerdings: „Kinner — los. Das Haus muß im Frühjahr unner Dache sin, un wenn hier drunner äne ganze Wartburg steht."

„Woll mr denn nich 'n Schteenbruchmeester holn, daß der den Dreck ausenanner schprengt?"

„Ohne Kortüm nich, Lorenz. Schprengn is ä verfluchter Eingriff in de Natur", er sah bedenklich nach dem nahen Schottenhaus hin, „mr weeß nie genau, was noch mit in de Luft fliegt. Da muß 'ch Kortüm erscht ä Brief schreim."

„Bis dahin sin mr fertch", knurrte Lorenz.

Am fünften Tage waren sie durch. Lorenz schickte die Gehilfen zum Ziegelabladen an die Straße hinunter. Die letzten Schläge konnte er allein tun. Schon sah er im Geiste zarten schwärzlichen Waldboden vor sich. Aber der Meister irrte sich wiederum. Vor Zeiten hatten hier Gebäude gestanden. Nicht nur aus alten Urkunden war das bekannt: Herr Kortüm hätte nicht so reiche Funde zusammenbringen und in seinem Museum aufstellen können, wenn nicht an diesem Ort nahe der Quelle und der Straße Menschen gehaust hätten. In Kriegsläufen waren die Häuser verbrannt, dann zerfallen, vergessen und versunken. Lorenz fand unter dem alten Gewölbegrund durchaus keinen Waldboden, sondern Bauschutt — wuchtige Brocken darunter, die herausgeschafft sein wollten. Der Meister stocherte mit der Spitzhacke in diesem Jammer herum . . . Steine, verkohlte Balkenreste. Da lag auch ein alter Waschkessel. Grimmig hieb Lorenz mit der Hacke an den runden Kesselbauch. Das Ding mußte aus Messing sein. Die Hacke hatte eine gelbe Schramme gehauen. Eine Weile betrachtete

der Meister wortlos sein gesegnetes Arbeitsfeld. Dann ließ er die Spitzhacke fallen, ging zu seiner Jacke, zog einen umfänglichen Packen aus der Tasche, setzte sich auf den Kessel und wickelte sorgsam das Zeitungspapier auf seinen Knien auseinander. Schwarzbrot, Rotwurst und eine saure Gurke kamen zum Vorschein. Der Meister zog sein Taschenmesser und fing an. Die Uhr zeigte auf dreiviertel elf. Rein zeitlich betrachtet bestand für Lorenz keinerlei Veranlassung zum Essen. Aber er aß mit langsamer Gründlichkeit und schweigend, dem Arbeitsfeld den Rücken zukehrend.

So fand ihn Monich und betrachtete erstaunt das friedliche Bild: „Nanu, Meester!"

Lorenz kaute.

„Schmeckt's?"

Lorenz spießte einen ansehnlichen Rotwurstwürfel an und steckte ihn in den Mund.

„Was is'n los?" fragte Monich, „de Uhr geht wohl ä Schtündchen vor bei dir?"

„Nee."

Des Meisters Kürze machte Monich stutzig, und trotz des augenscheinlich vortrefflichen Appetites, den Lorenz entwickelte, stellte er jetzt die vorsichtige Frage: „Fehlt ärchendwas?"

Lorenz wischte mit dem Ärmel über den Mund und sprach: „Wenn ich uffgeregt bin, wäre ich ruhig" — er biß von der Gurke ab — „un dadrvon wieder kriege ich Hunger" — er hielt inne mit Kauen, blickte Monich an und nickte — „un da muß 'ch äm essen."

„Guten Appetit, Meester. Das is je ä recht gesunder Grundsatz. Den sollte mr sich merken: bei Uffregungen erscht ämal dem Magen äne Kleenigkeet anbieten." Er kletterte in die Baugrube hinunter, um des wortkargen Meisters Aufregung zu ergründen und gegebenenfalls zu teilen. Aber er stand auf halbem Wege still und sah das Frühstück an: „Du, is das hies'ge Wurscht?" Er schnüffelte. „Dunnerwetter. Da is wohl Thymjan dran? Zeige mal her."

Thymian ist ein Gewürz, mit dem nicht alle Fleischer kunstgerecht umgehen können. Aber diese Wurst fand Monichs vollen Beifall. Er kaute langsam und schluckte sorgfältig schmeckend — jetzt hörte er plötzlich auf zu kauen: „Sag mal, Lorenz, wodruff sitzt du denn eegentlich?"

Monich betrachtete die kugelrunde Sitzgelegenheit des Meisters: „Du hast dir wohl glei ä Wurschtkessel voll mit uffn Bau gebracht ... na sage mal ... Dunnerwetter, geh doch ä bißchen beiseite! Das is je wie äne Kugel. Un om druff sitzt noch äne kleene Kugel. Gucke mal, die große Kugel is dr Bauch, un die kleene is dr Kopp. Siehste sei Maul? Das hier soll de Nase sin. Und das hier unterm Bauch is wie zwee kleene Beene, die er an 'n Bauch gezogen hat, un nu sitztr sozusagen uffn Hacken ... hm ... dadrvon biste nu uffgeregt un beruhigst dirn Magen zur Vorsicht ..."

Verächtlich setzte sich Lorenz wieder auf den Kessel: „In der Gegend hier find ä Maurer immer was, wenn er gräbt. Aber meistens toogt's nischt. Das regt mich nich uff — aber die Schteenbrocken, verdammig."

Voll Mitgefühl blickte Monich die Trümmer an. Dabei stieg ihm wieder ein zartes Wurstrüchlein in die Nase: „Gib doch noch ämal ä kleenes Bäffchen her. Ä ganz kleenes bloß ... das is Wurscht! Solche macht Hiebrich nicht. Der verfeffert alles."

„Wo solln mr nu den Kessel hinschaffen, Monich?"

„Liegen lassen, bis Kortüm kommt. Der hebt sich solche Sachen in sein'm Museum uff."

„Aber so ä Ding doche nich", sagte Lorenz kopfschüttelnd.

Das Fundobjekt sah wirklich nicht museumswürdig aus. Wie in früherer Zeit oft Töpfe oder Mörser und andere Geräte mit Menschengestalt verziert wurden, so hatte man diesem Ding eine Form gegeben, die nicht schmeichelhaft war für die Krone der Schöpfung: kugelrund der Bauch — ein Waschkessel konnte das nicht sein, denn der Bauch war allseitig geschlossen — und oben drauf ein kugelrunder Kopf. Der Kerl blies nämlich die Backen auf. Ein verschollenes chemisches Gefäß, irgendein Apothekergerät vielleicht, war da zwischen den Trümmern liegen geblieben. Monich nötigte Lorenz noch einmal aufzustehen und besah den Doppelkessel näher: „Nee, anfang kann mr nischt drmit." In dem gespitzten Maul stak ein kupfernes Rohr, hinten am Bauch war ein Henkel, im Kopf oben ein Loch. Monich besann sich: „Solche Dinger gibt's, Lorenz. In Sonderschhausen, im Schloß om, schteht ooch so ä Unflat."

Die Bewohner des Schottenhauses fühlten sich erleichtert, als endlich Kortüms Mitteilung eintraf, er sei zu Rande mit seiner Arbeit in der Stadt.

*

Monich empfing seinen Freund am Bahnsteig in Besenroda: „Na, ham se dich nu endlich fert'ch gemalt? Das war äne lange Sache. Biste ooch ganz druff? Nischt fehlt? Ungene nischt? Oom ooch nischt? Hä, wenn nur der Kopp mit druff is, dann weeß mr schon, wer'sch sin soll."

In angenehmer Stimmung betrat Herr Kortüm sein Gelände. Wie die Malerei so waren auch seine sonstigen Geschäfte aufs beste erledigt. „Dem Bild fehlt nichts, Monich!"

„Na, un dir ooch nich. Du hast sogar noch was drzu gekriegt."

Lächelnd strich sich Kortüm über die Weste.

„Nee, so meen' ich's nich. Du bist schon immer komplett gewesen. Aber dei Acker, weeßte —"

„Fangen die Besenröder wieder an?"

„Horch doch erscht zu! Der Kartoffelacker nich. Der hingerm Hause, wo de baust."

„Du meinst die Nordwiese."

„Die meen' ich. Da wuchs doch so scheinheilig Farnkraut druff, un Moos — hä, aber die hat's in sich gehabt."

„Die Erde?" Herr Kortüm blieb stehen und sah Monich an. Er hatte die Erde kennengelernt. Ein ganzes Dorf war seinerzeit gegen ihn in Aufruhr geraten, nur weil er ein harmlos aussehendes altes Schädelstück, jenen erbärmlichen Besenröder Dickschädel, der Erde weggenommen, nach Hause getragen und dann an einen würdigen Platz in sein Museum gestellt hatte. Nein, Herr Kortüm wollte nichts von der Erde. Er dankte. Sie sollte behalten, was ihr gehörte. „Ich will nichts von ihr!" sagte er und fuhr so abwehrend mit der Hand durch die Luft, daß Monich etwas zurücktreten mußte.

„Du sollst erscht druffhör'n, sag'ch! Also Lorenz, der hat doch die drübigte Fundamentecke uffgegram, als du fort warscht. Un da war'n doch die alten Mauern. Un wie er so gräbt, da schtößt'r mit eenmal —"

„Ich will nichts wissen! So ging's mit dem Schädel damals auch los!"

„Ä Kopp is es aber diesmal nich."

„Was sonst, Monich!"

„Kortüm, hähä, dei erschter Gast is angekommen."

„Ich habe in diesem Sommer, Gott sei Dank, viele Gäste gehabt", antwortete Herr Kortüm selbstbewußt und wies auf die silberne Windfahne, die eben im Licht über den Tannen aufstrahlte.

„Ich meene, Kortüm, dei erschter Gast im Flügelhaus."

„Unsinn. Der hat ja noch kein Dach."

„Un angekomm'n is'r trotzdem. Das heeßt, wenn mr sich den Kerl genau beguckt, is'r eechentlich bloß ä Bauch."

Herr Kortüm schritt rascher aus: „Mir ist jetzt nicht nach dummen Späßen zumute."

Aber Monich hielt Schritt: „Dumm? Kortüm ... bei ä Gast is der Bauch doch de Hauptsache."

„Ich verstehe dich nicht, Monich."

„Wenn de mich nich ausreden läßt, is das ooch kee Wunder. Also paß uff."

Nun erzählte Monich im Zusammenhang: Lorenz habe da ein Ding gefunden, so groß wie ein Waschkessel, aber unausstehlich häßlich. Es müßte sehr alt sein, vermutete Monich, denn jetzt gäbe es solche Menschen gar nicht mehr. In der Hauptsache war das Scheusal ein dicker runder Bauch, wie solche — Monich strich dabei über den seinen — in Wirklichkeit nicht vorkämen. Oben auf dem Bauch saß ein runder Kopf, ein kugelrunder. „Der Kerl bläst nämlich die Backen uff. Als ob'r ä Licht auspusten wollte, weeßte? Desderhalb hamr'n ooch Püsterich genannt."

Monich kam beim Reden außer Atem. Herr Kortüm schritt immer schärfer aus. Schon die Schilderung des Fundes war ihm ein Greuel und verletzte seinen Schönheitssinn, der doch eben erst in der Akademie der Hauptstadt neu geschärft worden war. Dabei beschrieb Monich den Fund immer abscheulicher: unten an dem Messingbauch wären zwei Füße. Im Kopf oben sei ein großes Loch, der gespitzte Mund stehe offen, und hinten im Kreuz hätte das Ding eine Art Henkel. Zum Aufhängen ...

„Schweige, Monich!"

„Du wärscht je sähn."

Herr Kortüm war entrüstet. „So etwas hat in meinem Grund und Boden gelegen?!"

„Dadrfor kannste nischt, Kortüm", beruhigte ihn Monich. „For das, was unger unserer Existenz is, un was mr nich mit Oogen sehn, sin mir nich verantwortlich und dadrfor zahl'n mir je ooch keene Schteiern."

Trotzdem erklärte Kortüm, diese messingene Kanaille überhaupt nicht ansehen zu wollen. „Schon der Name, Monich: Püsterich!"

„Na ja, Kortüm — den Namen ham mir'n je nu gegäm. Da dranis nu wieder der Püsterich nich schuld. 's hat je ooch schon ä ganz anschtänd'gen Krach gegäm wegen den Nam'n."

„Da hast du's, Monich! Nichts stiftet so viel Unfrieden wie ein sogenannter Fund." Und Kortüms Sorge wurde nicht geringer, als er hörte, welche Persönlichkeiten sich auf seinem Grund und Boden in die Haare geraten waren.

„Dr eene is der Pastor Schmidt aus Besenrode, un der annere is der Amtsrichter Labemann aus Esperschtedt. Das hättste heern solln. Der Esperschtedter hat gesagt: ‚Lieber Freund, das is ä Gießgefäß gewesen.' Aine Art Wasserkessel, weeßte? 'n lateinischen Namen weeß 'ch nich mehr. Nu paß uff: om in 'n Kopp Wasser gegossen" — Monich blieb stehen und machte vor, was Labemann am Fundstück selbst erläutert hatte — „dann ä bißchen gekippt, fert'ch — nu kommt's Wasser aus 'n Maul rausgeloofen."

„Wasser! Kippen! Maul! Rauslaufen!" rief Herr Kortüm. „Ich bitte dich, Monich, blase beim Reden wenigstens nicht immer die Backen auf!"

„Je, wenn de so rennst, krieg ich keene Luft."

Sofort ging Herr Kortüm langsamer. Er war der Darstellung Monichs in steigender Unruhe gefolgt, weil er plötzlich die Vorstellung nicht los wurde, Monich selber weise eine gewisse entfernte Ähnlichkeit mit dem Unding auf, das er da beschrieb. Verwechslungen bedauerlichster Art hatte er eben erst genug erlebt. Seinen Freund Monich wollte er als einmaliges Wesen um sich haben. „Kein Wort mehr davon, Monich!"

„Hähä! Kee Wort mehr drvon! Genau das hat nu der Besenröder zum Eschperschtedter gesagt: ‚For äne sozusagen Gießkanne wäre der Püsterich viel zu groß. So viel Wasser hätten se früher nich gebraucht. Die Unsitte wär erscht schpäter uffgekommen.' Du, Kortüm, da muß 'ch 'n je nu recht gäm! In den Hund geht nämlich verdammt viel 'nein. Un du als Gastwirt bist doch hier ooch unserer Meinung, nich wahr? Der Besenröder is unser Mann. Er kommt seitdem ooch immer zum Freitagstisch ruff, un da hat ersch uns denn ooch ämal in aller Ruhe ausenanner gesetzt. Das Ding is nämlich nischt weiter als ä Untersatz, verschtehste? For ä Taufbecken, sagt'r."

„Was für Leute sollen sich denn auf so was taufen lassen!" rief Kortüm empört.

„Siehste, das meent nu wieder Kuffert. Der kann nämlich den Esperschtedter nicht leiden un gab Schmidtn recht, hähä."

Also nichts als Feindseligkeit war mit dem Unhold aus der Erde gekommen! Vor einem Jahre noch hätte Kortüm diesen Püsterich trotz seiner Scheusäligkeit in das Museum gestellt und ihm Nummer und Titel im Katalog gegeben. Als er aber nun an der Baugrube stand, blickte er nur kurz und mit Abscheu auf den Fund. Herr Kortüm baute jetzt. Er schuf hier oben wirkliches Leben. Mochten die zerbrochenen Gegenstände in seinem Museum oben darüber verstauben. Er befahl, den Fund wieder eingraben zu lassen. Nur mit großer Mühe konnte ihm Monich klar machen, daß dann die Rederei erst recht angehen würde. Vielleicht fingen die Leute an, heimlich nach dem Püsterich zu graben und die neuen Baulichkeiten zu gefährden. So blieb denn der Unhold über der Erde, aber er führte kein rühmliches Leben. Herr Kortüm ließ den Fund einfach in den Hof stellen. Die Maurer hoben den Püsterich aus der Baugrube, trugen ihn zum Hause, setzten ihn unter heidnischen und unanständigen Reden auf den Hackklotz neben der Küchentür und gingen ihrer Wege. Wer so nach langjähriger Abwesenheit zurückkehrt in die menschliche Gesellschaft, der er doch sein

Dasein verdankt, muß schon von Erz sein, um sich über eine solche Gesellschaft nicht eigene Gedanken zu machen. Gerade noch den Hinterhof stellt sie für einen so bejahrten Gast zur Verfügung, wenn sie mit sogenannten Neubauten beschäftigt ist. Aber auch im Hinblick auf das gegenwärtige Leben waren Hof und Hackklotz keine glückliche Lösung. Wenn Herr Kortüm selbst und seine Gäste die Küchentür zum Hof hinaus nur selten benutzten, so war Liese um so öfter gezwungen, in dieser Gegend hin und wieder zu gehen. Nun hockte der kleine Satan neben der Tür, als ob er auf Liese lauere. Am Tage ärgerte sie sich bloß. Bei Dunkelheit bekam sie Angst. In den dunstigen sternenlosen Frühlingsnächten war es noch erträglich gewesen. Sie hatte nichts von ihm gesehen.

An diesem Abend aber blies ein tief sausender Südwind den warmen Wolkendampf vor den Sternen auseinander. Grell silberweiße Ränder säumten die hinjagenden Wolkenfetzen, und zuweilen schoß das volle Mondlicht hindurch, ein scharfes Strahlenbündel blitzte in der Nacht auf, irrte hier- und dahin und verschwand. Der Wind orgelte wütend und drückte gegen die aufgehende Tür. Liese mußte den Fuß gegen das Holz stemmen, um sich erst ihr Kopftuch festbinden zu können. Sie wollte, wie jeden Abend, den Krug Wasser für Herrn Kortüm von der Quelle holen. Mächtig rauschten die Tannen auf. Drüben am Waldrand glitten die Nachtschwalben durch die Luft — häit, häit, schrien sie. Liese lief, so schnell sie konnte, an die Quelle. Es war unheimlich in dieser warmfeuchten Frühlingsnacht. Viel zu langsam sickerte das Wasser aus dem Holzrohr. Endlich war der Glaskrug voll gelaufen. Vorsichtig trug sie ihn in beiden Händen, schon stand sie vor der Tür —, da fauchte der Föhn auf, zischend, hauserschütternd, und ein weißes Strahlenbündel huschte taumelnd über den Hof. Das Licht traf den Püsterich. Glitzernd hockte der Kobold neben der Tür und pustete Liese mit aufgeblasenen Backen an. Sie schrie auf, wollte die Schürze vor die Augen halten, ließ den Krug los, das Glas zerschellte. Liese rannte zur Tür und schmiß sie hinter sich zu, daß das Haus erkrachte. Häit, häit! schrie der Nachtschwalb.

Herr Kortüm erhob sich knurrend, um nach dem Rechten zu sehen.

„Der schöne Krug", sagte er ärgerlich. „Nimm den Topf dort, aber mach schnell."

Liese stotterte: Das Feuer auf dem Herd wehte so vom Wind — und sie müßte — ja, erst wollte sie . . .

„Dumme Gans", brummte Herr Kortüm, nahm einen blauen Bunzlauer Topf und ging selbst.

Aber Herr Kortüm war noch nicht zur Küchentür herausgetreten, seit jener Satan im Hofe hockte. Erstaunt sah er dieses Ungeheuer, das Monich seinen ersten Gast genannt hatte, im gejagt wechselnden Mondlicht sitzen und die Backen aufblasen. Herr Kortüm blieb stehen und zog die Augenbrauen hoch. Der Püsterich machte keinen Unterschied. Er pustete auch den Herrn des Hauses an. Langsam trat Kortüm näher. Er klopfte mit dem Krug ein wenig an den erzenen Bauch des Wichtes — ein scharriger Ton. Er klopfte etwas stärker — der Bauch gab keinen Glockenklang von sich. „Pfui", sagte Herr Kortüm und schritt kopfschüttelnd zur Quelle, füllte den Topf, nahm einen Schluck. Der Trunk labte ihn. „Ah . . . ein wahres Lebenswasser." Tief atmete er die warme Nachtluft ein und bekam Lust, ein paar Schritte auf dem moosigen Boden des Hochwaldes hinzugehen, bis zu jenem Buchenstumpf nur, von dem er

einmal dem nächtlichen Lichtspiel der silbernen Windfahne zugesehen hatte. Sein ganzes Anwesen lag vor ihm als dunkler Schattenriß, durchschnitten von den Stämmen der Bäume. Im Neubau hatten die Maurer einen Koksofen aufgestellt. Das dachlose Innere verglühte im dunkelroten Widerschein des Kohlenfeuers. Bald würde man von dieser Stelle aus die wohnlich erleuchteten Fremdenzimmer des Westflügels sehen. Jetzt war alles noch wüst. Gerüste stakten in die Luft. Durch die zackig unfertigen Mauern sah Herr Kortüm deutlich im Hofe neben der Küchentür den Püsterich glitzern ... „Der erste Traum in einem neuen Hause soll eine Vorbedeutung haben. Ich habe aufgepaßt, als ich vor zehn Jahren zum ersten Male im Schottenhaus schlief. Geträumt habe ich damals nichts." Mißtrauisch blickte er zu dem funkelnden Unwesen im Hofe hin ... das sah freilich aus wie ein Traum ... wie ein guter? ... Eine Wolke verschleierte plötzlich den Mond, der Spuk verschwand. Herr Kortüm nickte befriedigt: „Die Kanaille muß warten, bis Licht auf sie fällt." Behaglich ruhte sein Auge auf dem warmen Schein des Kohlenkorbes in seinem neuen Haus: ruhig und ganz unbewegt glühte das Innere des Flügelanbaues. Herr Kortüm schob den Mund vor, kratzte sich langsam in den Bartstoppeln am Kinn: „Haha!" lachte er plötzlich. „Wir leuchten aus uns selber." Mit einem großen Schwung goß Herr Kortüm den Krug aus und schritt auf das Haus zu.

Als er an dem Püsterich vorüberkam, murmelte er: „Wie bringe ich mir das Ding nun aus den Augen?" Er öffnete die Küchentür und rief hinein: „Liese! In der Plättstube liegt die alte Pferdedecke. Die schwarze, weißt du? Hole sie und decke den Püsterich zu. Morgen lasse ich —"

Liese verlor beinahe die Kartoffelschale vom Schoß: keine Macht der Erde brächte sie heute nacht in den Hof, wo das Gespenst stehe!

Herr Kortüm wollte angesichts dieser Dienstverweigerung zornig werden. Aber er besann sich: ein junges Frauenzimmer — man muß es verheiraten, dann sieht es keine Gespenster mehr. Er ging selbst und deckte den Püsterich zu. Die kalkweißen Strahlen leckten an den schweren Falten. Sie fanden nichts mehr zu verwirren. Nun hätte sich endlich die Ruhe der Nacht über das Schottenhaus breiten können. Aber es gab außer dem Pastor in Besenroda und dem Richter in Esperstedt noch einen Liebhaber des Püsterichs. Dieser Mann redete nicht, sondern handelte, und zwar, seit Herr Kortüm aus der Hauptstadt zurück war, unter dem Schutze der Nacht. Das war der Schuldiener Albrecht. Er wollte Herrn Kortüm eine Freude machen und gedachte ihn zu überraschen.

Während Kortüms Abwesenheit war Albrecht bei Tage erschienen und hatte an dem noch in der Baugrube hockenden Püsterich allerhand seltsame Verrichtungen vorgenommen: in das große Loch im Kopf oben einen Trichter probiert, in das offene Maul ein Glasrohr mit Korkring gepaßt. Heute morgen hatte er eine große Flasche mit einer schmierigen Flüssigkeit gebracht, einen Kohlenrost, ein Säckchen mit Holzkohlen und zu Liese gesagt: „Gib mr ämal äne Hand voll Soda un heeßes Wasser, Mächen." Herr Kortüm wäre in Esperstedt, hatte Liese gesagt, er käme erst zu Mittag zurück.

„Das weeß'ch, un dadrum bin ich da, un Herrn Kortüm brauch'ch nich. Wenns fertch daschteht, is de Freide um so größer."

Neugierig brachte ihm Liese Soda und Wasser und sah erstaunt zu, wie Albrecht anfing, das Innere des Püsterichs zu reinigen. „Fang Se doch lieber außen an, da sitzt dr dickste Dreck." Albrecht hatte gelacht: „Uff ä reenes Herze kommt's an, nich uff de Haut."

Es sah greulich aus, wie Albrecht dem Kerl mit einer Flaschenbürste das Innere rieb, ihn von Zeit zu Zeit schüttelte, dann kippte, so daß die Sodalauge zum gespitzten Maul herauslief, denn bei all diesen Arbeiten blies der Püsterich zornig die Backen auf und knirschte mit dem Scheuersand, als ob er lebte. Das arme Mädchen wurde den Anblick nicht wieder los. Bis in den Schlaf folgte ihr der kleine Satan.

Liese träumte von ihm. Sie lag gebannt im Schlummer, konnte nicht fliehen und mußte mit ansehen, wie der Püsterich gähnte auf seinem Hackklotz. Jetzt reckte er sich sogar — schrecklich, denn die Beine waren viel zu klein für den Bauch. Aber klettern konnte er trotzdem: wie eine Kröte kräkelte er vom Hackklotz herunter und spazierte mit aufgeblasenen Backen und frechen Augen in ihre Küche hinein. In allen Ecken guckte der Unhold herum. Jetzt entdeckte er das Wasserschiff, zog am Ring, kippte es und goß sich das Wasser durch das Loch im Scheitel in den Wanst hinein. Der Püsterich schwappte mit dem Wasser in seinem Bauch, lachte, setzte sich auf den Herd und schürte die Kohlen. Mit vollen Backen blies er in die Glut, flackernd leckten die Flammen hoch. Er wurde warm wie der große Waschkessel, er schwitzte von Wasser. Liese sah mit Schrecken, wie er beinahe glühend wurde. Sie wollte zur Küche hinaus, aber der Unhold schrie sie an: „Rum eingießen! Vier Maß! Schnell, Mächen. Ich koche schon. Und zwei Zitronen, sechs Hände Zucker und ein halbes Lot Nelken! Schneller doch!" Zitternd schüttete sie ihm die kostbaren Zutaten in den Wanst. Das Gebräu brodelte. Dampf stieg aus dem Loch in seinem Kopf, und ihre Küche erfüllte ein köstlicher Duft. Da ging die Küchentür einen Spalt breit auf, Monich steckte die Nase herein, schnüffelte. „Das dacht'ch mr doche", rief er, lief zu dem heißen Püsterich hin, roch aus der Nähe den Dampf. „Alle Wetter", sagte Monich, „gib mir'n Topplappen her." Dann setzte er sich auf den Schemel vor dem Herd, kippte den furchtbaren Kessel und ließ den Punsch aus dem Maul des Püsterich in seinen Mund laufen. „Das dacht'ch mr", rief der Püsterich, als er leer war, setzte sich Monich gegenüber und goß die Flüssigkeit in sich zurück. Wie gute Geschwister vertrugen sich die beiden und füllten sich umschichtig voll Punsch — bis der letzte Tropfen verdampft war. Dann wanderte der Püsterich singend die Straße nach Besenroda hinunter. Liese sah den Schein noch ein gutes Stück zwischen den Stämmen gehen, denn er glühte noch ein wenig. Der leere Monich aber kletterte auf den Hackklotz, schlug die Beine unter, sah traurig die Mondscheibe an und blies die Backen auf.

Schweißgebadet wachte Liese auf, schnappte nach Luft. Der Föhn preßte ihr Herz. Sie stand auf und öffnete das Fenster. Aber die Luft war bedrängend schwer. Wolken mit silberglänzenden Rändern jagten am Himmel hin. Die Tannen bogen sich tiefrauschend im stoßweis gehenden Winde, und zwischen dem Gewölk fuhr da und dort ein Bündel Mondlicht hervor, irrte über die Erde — eine unruhige, gärende Nacht. Der Nachtschwalb strich nicht mehr durch die Luft. In der großen Tanne an der Hausecke mußte er sitzen und spann jetzt schnurrend und schnarchend mit aufreizender Ausdauer seinen Liebesgesang: orrr, quorrr, orrr. Liese starrte in den schwarzen

Wipfel — wenn sie einen Stein gehabt hätte! Sie legte atmend die Hand auf die Brust, beugte sich aus dem Fenster. Gerade unter ihrem Fenster saß der Püsterich. Gott sei Dank unter Kortüms dicker Decke orrr, quorrr — Liese sah, starrte — plötzlich schrie sie auf — ohne Halt, besessen raste sie zur Tür hinaus. Schwarze Nacht im Hause. Hier und da ein Strahl Mondlicht auf dem alten Holz — die Treppe hinab rannte sie, über den großen Flur — da, die weiße Flügeltür, sie lag im vollen Mondlicht, mit der Faust schlug sie davor: „Herr Kortüm! Herr Kortüm!"

Eine Bettstelle knarrte drin: „Was denn, was ist?"

„Er bewegt sich!"

„Wer?"

„Er kommt ruff!"

„Wer denn, in Teufels Namen?"

„Der Püsterich, Herr Kortüm!"

Wieder krachte drinnen das Bett. Bald darauf ging die Flügeltür auf. Herr Kortüm erschien im Mondlicht. Er trug, wie er das seit seiner Weltreise gewohnt war, einen blau und orangefarben gestreiften Schlafanzug, weiche rote Lederschuhe und einen mächtigen rotseidenen Schal um den Hals:

„Wer sagt das?" sprach er streng.

„Ich habe doch zum Fenster naus geguckt!"

„Das tut man nicht — bei solchem Wetter."

„Aber ich habe 's ganz deitlich —"

„In deinen Jahren sieht man gar nichts deutlich."

„— un da warsch, als wenn —"

„Bei Südwind in solcher Jahreszeit ist es bei deinesgleichen immer, als wenn."

„Aber —"

Zuletzt mußte Herr Kortüm einfach grob werden, bis sich Liese endlich wieder in ihre Kammer hinaufgetraute. Sie kroch tief unter die Decke.

Orrr, quorrr, quorrr, sang schnarchend der verliebte Nachtschwalb draußen, unaufhörlich, unaufhörlich.

Der Herr des Hauses, der nach Süden wohnte, konnte von dem angeblich lebendig gewordenen Püsterich nichts sehen, wenn er sich zum Fenster hinauslehnte. Den Nachtvogel aber, den sie auch den Nachtwanderer nennen, den hörte er gut. Eine Weile noch saß er in seinem Lehnstuhl und blickte zum eisblauen Kolmberg hinüber, um den der warme Wolkendunst wirbelte. „Wenn mein erster Gast so aufträte —"

Orrr, quorrr, zerrr, spann das Liebeslied in der Tanne draußen ...

„— und wie das Vieh dazu singt ... wie müßte ich dann erst auftreten ..."

*

Liese hatte unter ihrem Federbett noch ein Weilchen geheult wegen der vielen und ungerechten Scheltworte des Herrn Kortüm und war dann eingeschlafen. Sie schlief nun fest und ungestört. Das verdankte sie ihrem guten Gewissen, denn sie hatte recht. Der Püsterich hatte sich bewegt. Der Schuldiener Albrecht nämlich wußte als ein Wetterkenner, daß der Wind den nächtlichen Himmel in wenig Stunden klar geblasen

haben würde. Bei Vollmond konnte er seine Arbeit am Püsterich so gut wie am Tage und ungestört von dummen Fragen verrichten. Und Herr Kortüm merkte nichts vor der Zeit. Als Liese hinunterblickte, war Albrecht gerade dabei gewesen, die Decke abzunehmen. Ihn ärgerte das unverschämte Antlitz des mondbeschienenen Püsterich nicht. Wenn er jetzt aus der Rocktasche ein flaches Glasfläschchen zog, auf dessen Schild der Name seiner Vaterstadt Nordhausen stand, und wenn er aus der Flasche mehrmals einen starken Schluck nahm, so galt diese Vorsicht nicht Gespenstern, sondern der ungesunden Nachtarbeit als solcher.

Der Püsterich glitzerte im Mondlicht. Albrecht schaffte fleißig. Der Wind aus der Wüste orgelte. Und Herr Kortüm in seinem blau und orangefarben gestreiften Schlafanzug ging auf und ab, auf und ab in seinem Schlafzimmer und versuchte, sich die künftigen Gäste seines Hauses vorzustellen, den ersten, die vielen, vielen dann, und am Ende den letzten. Eine lange Reihe dachte er sich aus ... Orrr, quorrr, orrr, spann das Tier im Tannicht dazu sein eintöniges Lied.

(Fortsetzung folgt)

Randbemerkungen

„... ich denke mir das so: wir räumen Dir eine Spalte ein, in der Du nach Lust und Laune monatlich über Reisen, Hunde, Bücher oder dergleichen schreibst.

Herzlichst

Fechter."

Zunächst die Bitte an die Architekten, nicht allzu bescheiden zu sein. Jedes kleine Gedicht, ein windiger Aphorismus, der harmlose Aufsatz in einer Wochenschrift trägt den Namen des Verfassers. An Bauwerken aber, deren Bestand den Zeiten erheblich länger trotzt, sucht man den Namen ihres Schöpfers vergeblich. Schon bei Denkmälern tappt man meistens im Dunkeln. Der Kunstliebhaber muß im Karussellauf das Monument umkreisen, bis er an versteckter Stelle das gesuchte Signum entdeckt. Wobei sich in fünfzig von hundert Fällen herausstellt, daß es nicht der Name des Künstlers, sondern bloß die Firma der Gießerei ist. Schloßbrücke und Neue Wache, Kreuzbergdenkmal, Schauspielhaus und Altes Museum sind als Schöpfungen Schinkels bekannt. Zählt man seine anderen Berliner Profanbauten, Kirchen und Denkmäler her, dann folgt überraschtes Staunen. Man muß Bauzeitschriften wälzen, um zu erfahren, von wem das Europa-, das Shellhaus oder die monumentalen Neubauten am Hohenzollerndamm sind. Wir fordern nicht, daß sich die Architekten so feierlich und auffallend verewigen, wie es Bernhard Sehring an der Front seines Theaters des Westens getan hat. Es müßte eine bestimmte Stelle, etwa die rechte untere Ecke der Fassade oder ein Sockel neben dem Haupteingang, vereinbart werden, wo der Name des gestaltenden und verantwortlichen Baukünstlers leicht aufzufinden ist.

*

Vor mir liegt ein uraltes Zeitungsblatt. Es ist vor sechs Wochen erschienen, was bei Zeitungen, diesen Sekundenzeigern der Weltgeschichte, eine Ewigkeit bedeutet. Dort wird der gute Rat erteilt, mit der Bezeichnung „Dichter" etwas sparsamer umzugehen. Zu diesem Thema findet sich in dem unlängst bei Tauchnitz erschienenen lesenswerten Spanienbuch „Don Fernando" des geistreichen W. Somerset Maugham, der ebenso unterschätzt wird, wie man Shaw überschätzt, die nette Anmerkung: Most of us who practise an art are as shy of calling ourselves artists as we are calling ourselves gentlemen. Zu deutsch: Die meisten von uns, die künstlerisch tätig sind, scheuen sich ebensosehr, sich Künstler zu nennen, wie sie es ablehnen würden, sich selbst als Gentlemen zu bezeichnen.

*

In derselben Nummer der „D.A.Z." wird das für- und freisprechende Gutachten eines schwäbischen Richters in einem Beleidigungsprozeß, bei dem das Götz-Zitat eine Rolle spielt, erwähnt. Der Richter charakterisierte die Äußerung als „eine übliche Redensart, um ein Gespräch einzuleiten, zu beenden oder um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben". Da man sich in gebildeter Gesellschaft durch ungenaues Zitieren eines Klassikerwortes nicht gern blamiert, schlug ich im Büchmann nach, um festzustellen, wie es wortgetreu laute. Erste Überraschung: der Büchmann verzeichnet dieses geflügeltste aller Worte nicht. Dabei ist meine Auflage vom Jahre 1914 sogar eine Volksausgabe. Entweder war der Herausgeber zu fein und zimperlich, oder er hielt die Angabe für überflüssig, weil doch kein vernünftiger Mensch erst im Büchmann dem Woher des Wortes nachforscht. Zweite Überraschung: voll und rund ausgedruckt ist es nur in der Urfassung, in die es wörtlich aus Gottfried von Berlichingens Denkwürdigkeiten übernommen wurde. Schon in der zweiten Fassung vom Jahre 1773 lautet die Formulierung so: „Er aber, sag's ihm, er kann mich ..." 30 Jahre

später, in der Weimarer Bühnenbearbeitung, wurde von Goethe der Sinn dahin abgewandelt: „Er aber, sag's ihm — er kann zum Teufel fahren." Auf diese literarische Entdeckung bin ich stolz, obwohl sie vermutlich jedem jungen Germanisten im zweiten Semester geläufig sein wird. Welch prachtvolles Aufsatzthema für Sekunda: „Inwiefern können wir Goethes fortschreitende sittliche Läuterung an den drei verschiedenen Fassungen des bekannten Götz-Zitates feststellen?" (Verehrteste, ich weiß, daß auch der alte Goethe gelegentlich derbe Ausdrücke gebrauchte und deftige Anekdoten erzählte.)

*

Ein Bekannter schlägt vor, etwas über Hunde, diese braven und anständigen Kreaturen, zu schreiben. Es gibt so herrliche Tierbücher und -geschichten, daß sie schier unerreichbar sind. Diese Wurst, um einen passenden Vergleich zu gebrauchen, hängt zu hoch; so weit kann ich nicht springen. Wer vom eigenen Hunde erzählt, gerät leicht ins Neckische und Alberne. Denn wie sagt Hans Reimann? „Alle Hundebesitzer haben einen Klaps." Dabei fällt mir ein, daß das Verhältnis des Menschen zum räudigsten und häßlichsten Straßenköter aufrichtiger ist als sein Verhalten dem Reh gegenüber. Das Reh. Kinder jauchzen, wenn sie seiner gewahr werden, Erwachsene schauen es mit Rührung an, und Dichter haben es von jeher in zarten Strophen besungen. Was aber alles nicht hindert, daß es eines Tages erschossen und lyrischen Anhimmelungen zum Trotz als Sonn- und Festtagsbraten verspeist wird. Ob Eichendorff — „Hast ein Reh du lieb vor andern, laß es nicht alleine grasen..." — gern Rehkeule aß? Wahrscheinlich. Höchstwahrscheinlich.

*

Was ist Kunst? Ich weiß es wieder einmal nicht. Hauptmanns letzter Roman „Im Wirbel der Berufung" handelt von einem unsympathischen jungen Mann, dessen Liebesjammer den Leser gleichgültig läßt. Der Anfang: „‚O ja', sagte gedehnt der bleiche Mensch. Er hatte das dreiundzwanzigste Jahr kaum überschritten", wirkt unfreiwillig komisch. Der Stil des nicht geschriebenen, sondern herunterdiktierten Buches weist Quartanerschnitzer auf. Umwelt und Figuren sind so erkünstelt und verdreht, daß solch verstiegene Schilderung sogar für ein romantisches Phantasiegebilde unerlaubt erscheint. Die Frauen — sprechen wir nicht davon.

Und dennoch! Das Buch rührt den Leser so heftig an, daß einen immer wieder die Erinnerung an diese Hauptmann-Welt jäh überfällt und ein Hauch der besonderen Luft, die darin webt, anweht. Wie schön und klar ist mit sparsamen Mitteln Rügen abgeschildert! Wie keimt, treibt und blüht es, wie wandeln und atmen diese fremdartigen Gestalten! Wie echt sind in Rhythmus, Klang und Tonfall die Gespräche! Ein wunderbares Buch. Was ist Kunst? Ich glaube, es war Delacroix, der mit einem Bekannten über Ingres debattierte. „Schätzen Sie ihn als Maler?" — „Ingres malt nicht", sagte Delacroix, „er koloriert." — „Seine Zeichnung?" — „Sein zeichnerischer Stil ist für Gemälde viel zu hart und scharf." — „Die Farbe?" — „Bunt und kalt." — „Und die Komposition?" — „Die ist seine auffallendste Schwäche. Er stellt lebende Bilder." — „Aber seine Erfindungskraft!" — „Nein, künstlerische Phantasie hat er überhaupt nicht." — „Also ist Ingres gar nicht so gut." — „Wie?!" fuhr Delacroix empört auf, „Ingres nicht gut? Ingres ist einer der größten Künstler Frankreichs!" E. P.

Literarische Rundschau

Für den Weihnachtstisch

Unter den zahlreichen Neuerscheinungen für den Weihnachtsmarkt findet sich eine so große Anzahl von wirklich guten und empfehlenswerten Büchern, daß es notwendig ist, sich strenger Kürze zu befleißigen, um nach Möglichkeit den Verfassern und der anständigen Arbeit des guten deutschen Verlages gerecht zu werden und unseren Lesern das Wesentliche nahe zu bringen.

*

Aus dem Verlag R. Piper & Co., München: Aus Christian Morgensterns Gedichten ist, herausgegeben von Margareta Morgenstern, eine neue Auswahl erschienen: „Meine Liebe ist groß wie die weite Welt" (RM 4.80). Nach den Entstehungsjahren geordnet, sind hier mit feinem Takt in der Auswahl die schönsten und innerlichsten Gedichte von Morgenstern vereinigt; eine einprägsame Einleitung, die in knappsten Zügen das Wesen des Dichters umreißt, ließ Michael Bauer dem Vorwort von Margareta Morgenstern nachfolgen. Morgenstern selber hat noch die Richtlinien für eine solche Auswahl, die weit reicher ist als die bisher erschienene, festgelegt: sie sollte umfassen „den Weg eines Suchenden aus Dunkelheiten und Dämmerungen in Morgengrauen und Morgenrot hinein". Es ist das Beste, was über diese mit einem Einband von E. R. Weiß geschmückte Auswahl sich sagen läßt, daß Morgensterns Wunsch in vollendeter Weise erfüllt ist.

„Kleine Nachtmusik" nennt Dr. Owlglaß das nahezu Anderthalbhundert seiner gesammelten Gedichte (RM 3.60) mit Einbandzeichnung von Olaf Gulbransson, auf der der Verfasser, am Ufer eines Sees sitzend, unverzagt die Klarinette bläst. Wie er sie zu blasen versteht, weiß jeder, der je eine Zeile von ihm las. Hier ist wirkliche und nicht angemaßte Überlegenheit, und in allem Spott, in aller Sehnsucht, in aller Beschaulichkeit, im Schmerz und im Spaß siegt dieser Mann über die Unsinnigkeiten des Lebens im Begreifen seines tiefen Sinns.

Wie packend und mit welch dramatischer Spannung Bruno Brehm Geschichte zu unmittelbarem Miterleben zu verdichten weiß, bewies er in seiner großen „Trilogie vom Weltkriege". Diese Fähigkeit stellt er erneut mit vollem Erfolg unter Beweis in seinem Buche „Zu Früh und zu Spät" (607 Seiten, mit einem Plan der Schlacht bei Wagram. RM 7.50). Es ist das Schicksalsjahr 1809, in dem Österreich nach Preußens Niederlage zu früh die Waffen gegen Napoleon ergriff, nachdem es das Jahr 1806 versäumt hatte. Erzherzog Karl, der große Feldherr, siegt über Napoleon, den bis dahin nie Geschlagenen. Die Tiroler verbluten in ununterstütztem Widerstand, und Heinrich von Kleist, der die Morgenröte dieses Sieges als den Anfang vom Ende des Korsen feierte, fällt in die letzte Schwermut über das Schicksal seines Volkes. Das alles zieht vorüber mit einer Überfülle, die doch klar gegliedert bleibt, an Personen und Einzelhandlungen und wird unaufdringlich zu anklagender und erschütternder Mahnung, daß Siege nur der Einigung aller deutschen Stämme gelingen können.

Ein Zeugnis echter dichterischer Begabung ist Heinz Waterboers Roman „Der Pflanzer auf Daar" (RM 4.80), der starke Gestaltungskraft aus eigenem Erleben mit satten Farben in der dichterisch gemeisterten Tropenlandschaft mit ihren Abenteuern zeigt. Ein junger Deutscher versucht, auf einer Insel im Stillen Ozean seine Existenz aufzubauen. Aber die unbesonnen von ihm gereizten Kräfte der Eingeborenen vernichten ihn im Bunde mit der Wildnis.

Der Verlag Rütten & Loening, Potsdam, hat sich nach dem großen Erfolge der Volksausgabe von Sigrid Undsets Roman „Kristin Lavranstochter" entschlossen, nun auch den anderen großen Roman der norwegischen Epikerin „Olaf Audunssohn", der solange in 4 Bänden vorlag, in einer ungekürzten einbändigen Ausgabe auf Dünndruckpapier zu dem außerordentlich niedrigen Preise von RM 7,80 (1174 Seiten) heraus-

zugeben. Die feste Hand der großen Dichterin zeichnet mit tiefer Verinnerlichung und seelischer Durchdringung das nordische Mittelalter, in dem um ihren Helden von seiner Knabenzeit bis zur letzten Mannesreife ein Schicksal waltet von der tragischen Größe germanischer Sagas.

Der Inselalmanach auf das Jahr 1937 (Leipzig, Insel-Verlag. 200 Seiten) bringt hinter dem schönen Kalendarium einen Abschnitt aus der von der Goethe-Gesellschaft preisgekrönten Arbeit von Adolf Beck „Goethe und der olympische Gedanke". Neben unverlierbarem altem Gut kommt dann die glänzende Reihe der Insel-Autoren zu Worte: Hans Carossa mit einem tiefen Sang „An das Ungeborene", Reinhold Schneider mit einer Meistererzählung „Die gerettete Krone", Ernst Bertram, Max Mell, Edzard Schaper, Friedrich Schnack, Felix Timmermans und viele andere.

„Lieb', Leid und Zeit" nennt Frida Strindberg die Geschichte ihrer Ehe mit August Strindberg, die sie ganz zu Recht eine „unvergeßliche" Ehe nennt (Hamburg, H. Goverts-Verlag. 608 Seiten mit 12 ganzseitigen Bildern. RM 9,60). Frida Uhl trat in Strindbergs Leben oder er in das ihre 1893 in Berlin. Viele bisher unbekannte Briefe Strindbergs, Tagebuchaufzeichnungen seiner Frau und Äußerungen von Menschen, die seinen Weg in den Jahren 1893 bis 1895 kreuzten, lassen das Bild dieses von Dämonen Gejagten so unheimlich lebendig wiederum erstehen, daß die unverdiente Vergessenheit des so viel Umstrittenen vor der Wucht solcher Lebenswahrheit zu weichen beginnt. Strindberg hat der Welt nichts von dem erspart, was an Qual und Leiden in seinen persönlichsten und intimsten Bezirken sich abgetobt hat, so darf man auch gegen dieses Buch, das sich um höchst Persönliches dreht, den Vorwurf der Profanierung von innerlichen und intimen Dingen nicht machen. Zwei Menschen mußten zueinander und konnten nicht beieinander bleiben, durchlitten Fegefeuer und Hölle der Ehe nach den herrlichsten Himmeln der Liebe und blieben trotz Lösung unlösbar verbunden. Die zu große Nähe des persönlichen Bezirks läßt sich leichter tragen, weil durch die bunte Fülle der Strindberg begegnenden Menschen ein Bild vom Europa der damaligen Zeit entsteht, von dessen geistigen und menschlichen Spannungen man sich heute nicht ganz mehr Rechenschaft gibt. Den Briefen und Aufzeichnungen, denen zwei autobiographische Fragmente von Frida Uhl vorausgehen, und die von Berlin über Helgoland, Rügen, Österreich, London, Brünn, Dornach nach Frankreich und Paris führen, folgt ein Rückblick von letzter Ehrlichkeit der Frau. Hier ist uns ein menschliches Dokument von tapferer Reife geschenkt.

Alexandra Anzerowas Buch „Aus dem Lande der Stummen" (292 Seiten, RM 5,—. Breslau, Bergstadtverlag) ist ein Bericht von erschütternder Wahrheit über Sowjetrußland und die unerhörten Leiden einer Frau unter steter Todesbedrohung durch 17 Jahre von den Händen der Roten, der durch die vornehme und sachliche Nüchternheit viel wirksamer ist als jede Agitationsschrift gegen die Greuel der roten Machthaber von Sowjetrußland. Hier rufen aus einer Stimme der Jammer und das unsagbare Leid von Millionen geknechteter und entwürdigter Menschen.

Der Verlag J. Engelhorn Nachf., Stuttgart, hat seine besonnene Arbeit auch in diesem Jahre in besonders hübscher Weise fortgesetzt. Viel Freude wird die ungekürzte Neuausgabe der Jeremy-Trilogie von Hugh Walpole bereiten. Die 3 Bände „Jeremy, Roman einer Kindheit", „Jeremy und sein Hund" und „Jeremy auf der Schule" lesen sich wundervoll in der schönen Übersetzung von Toni Harten-Hoencke und Norbert Jacques. So wird wieder dieser famose und tapfere kleine englische Junge vielen Erwachsenen ein Gegenstand der Zuneigung und vielen Jugendlichen ein prächtiger Kamerad werden, den alle gerne von seiner Kindheit im Elternhaus auf dem Weg durch ein englisches Internat begleiten werden. Für die Erwachsenen sind diese Bücher mit ihrem echten Humor ein Jungbrunnen eigener Erinnerung, und man freut sich von Herzen, eine Jugend von so anständiger und sauberer Gesinnung dargestellt zu sehen, die ohne Störung zum echten Mann und Gentleman heranreift.

In seiner Reihe „Lebendige Welt" hat der Verlag eine neue Autorin aufgenommen: Lotte Mittendorf-Wolff, „Auf der großen Straße des Herzens" (224 Seiten). Die Schwedin Lotte Mittendorf-Wolff, mütterlicherseits von deutscher Abkunft, will

als Kind durch Deutschland nach Genf fahren — sofern wir die Verfasserin ganz mit der Heldin ihres Buches gleichsetzen dürfen — aber sie bleibt in Deutschland eigentlich durch einen ganz kleinen Zufall. Und nun ereignet sich etwas Wunderbares: je länger je mehr dringt das deutsche Land und das deutsche Wesen so stark auf das kleine Mädel ein, daß sie mit einer Gefühlsstärke, die bewundernswert ist, sich ganz den geheimen Kräften und dem großen Ruf, der an sie ergeht, hingibt. Statt nach Genf fährt sie nach Österreich und kehrt dann über Prag nach Deutschland und von da in ihre schwedische Heimat zurück. Ihr waches Gefühl zeigt ihr die deutschen Züge auch der Landschaften, die staatlich nicht mehr zum Reiche gehören. Dieses große deutsche Erlebnis weiß nun die gereifte Frau in einer Sprache von dichterischem Adel und seelischer wie künstlerischer Verpflichtung zu gestalten. Denn hinter allem steht ein starkes und aufrechtes Herz und eine Seele, die den Mut hat, in ihrem ganzen Reichtum dem eigenen Erleben sich hinzugeben. Das ist eines der erfreulichsten Bücher, die seit langer Zeit erschienen sind.

Die „Briefe deutscher Frauen“, die der verstorbene Fedor von Zobeltitz erstmalig herausgab, liegen nun in einer neuen erweiterten Ausgabe vor (Berlin, Ullstein. 408 Seiten. 16 Tafelbilder. RM 6.80). Sie beginnen mit den Briefen der Liselotte von der Pfalz und enden mit den Briefen eines deutschen Mädchens im Weltkriege an den Freund an der Front. Die Auswahl hat seinerzeit der große Kenner deutscher Literatur so getroffen, daß hier ein von den Frauen selbst ausgesagtes Bild der deutschen Frauenseele entstanden ist. Wir finden neben den Briefen der Schwestern des Großen Friedrich Briefe von Frau Aja, Charlotte von Stein, Christiane Vulpius, von Schillers Frau, von Charlotte v. Kalb, von Caroline Herder, von einer der genialsten Frauen und Briefschreiberinnen überhaupt Caroline Schelling, von Sophie und Bettina Brentano, der Günderode, von Hölderlins Susette Gontard, von Gabriele v. Bülow, Johanna Schopenhauer, Kathi Fröhlich, Elise Lensing, der Droste, von Klara Schumann und Mathilde Wesendonck, von Luise von François und Johanna v. Bismarck, von Adelheid von Mühler und von Franziska von Altenhausen, die an Ernst Haeckel ihre Briefe richtete. Das ist ein wunderschönes Geschenk, mit dem man Freude und wirkliche Erkenntnis der Frauenpsyche vermitteln kann. — Von dem kürzlich hier angekündigten Reisewerk A. E. Johanns ist ein weiterer Band erschienen „Kulis, Kapitäne und Kopfjäger“ (Berlin, Ullstein. 270 Seiten, 35 Bilder und 5 Karten. RM 6,—). Er berichtet über seine Reise durch China über die Philippinen und Niederländisch-Indien bis in die Timor-See. Auch hier wieder stehen hinter der ebenso lebendigen Schilderung wie in seinem 1. Bande „Känguruhs, Kopra und Korallen“ und dem fesselnd Persönlichen kluge politische Einsichten, die uns alle angehen. Er hat die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen China zu ringen hat, ebenso klar erkannt wie die Bedeutung des großen Marschalls, der jetzt das Geschick seines ganzen Volkes zu wenden sich bemüht. Auf den Philippinen ist er in Gebiete vorgestoßen, die kaum je ein Weißer betrat, in denen die Nachkommen der blutigen Kopfjäger hausen. Auch alles, was er über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Niederländisch-Indien zu sagen weiß, ist für alle Europäer von durchaus aktuellem Interesse.

Die „Royal Institution of Great Britain“, die bedeutende Gesellschaft zur Förderung und Verbreitung der Naturwissenschaften, hat den klugen Brauch seit mehr als 100 Jahren, zu jedem Weihnachten einen Gelehrten aufzufordern, eine Reihe von Vorträgen „für jugendliche Hörer“ zu halten, um in allgemeinverständlicher Form vor einem seltsam zusammengesetzten Publikum von unter 8 bis über 80 Jahren von seiner Wissenschaft zu künden. Das ist eine Aufgabenstellung, die größte Schwierigkeiten bietet und höchste Kraftanspannung verlangt. Die Vorträge, die der große englische Gelehrte Sir James Jeans bei einer solchen Gelegenheit gehalten hat, sind jetzt in der deutschen Übersetzung von Hedwig Weyl mit 54 Tafeln und vielen Abbildungen im Text unter dem Titel „Durch Raum und Zeit“ erschienen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 260 Seiten. RM 6,50). In 8 große Abschnitte hat der Gelehrte den gewaltigen Stoff gegliedert: Die Erde, Die Luft; Der Himmel; Der Mond; Die Planeten; Die Sonne; Die Nebel. Der englische Forscher hat seine Aufgabe in einer nahezu

begeisternden Form gelöst: er vermittelt ein umfassendes Wissen in einer Form, die jeden, auch den ganz Unvorbereiteten, erfaßt. Hier können Fachleute allein und Laien allein oder Fachleute und Laien zusammen ihr Bild von dem Weltall und seinen Gesetzen revidieren oder erstmalig gewinnen, um zuletzt in ehrfürchtiger Andacht vor dem großen Wunder der Schöpfung entlassen zu werden.

*

So sonderbar es klingt gerade nach der Schriftenflut des Goethe-Jubiläums: es gibt noch Lücken, die die Forschung in der Goethe-Literatur ausfüllen kann! Zu den Büchern, die eine solche Aufgabe erfüllen, darf mit Fug und Recht das Buch von Josef A. von Bradish, Professor am College der Stadt New York, „Goethes Beamtenlaufbahn" gerechnet werden, erschienen in den „Veröffentlichungen des Verbandes deutscher Schriftsteller und Literaturfreunde in New York" (Wissenschaftliche Folge), (New York, B. Westermann Co. Kart. RM 6,75, mit 2 Bildern). Mit großer Genauigkeit und Vollständigkeit hat Bradish alle in Frage kommenden Dokumente zum Thema gesammelt und zusammengestellt. So zieht auf Grund der Akten und persönlicher Äußerungen Goethes sein Leben als Beamter in seinem ganzen Reichtum an uns vorüber. Das Buch hat sich eine doppelte Aufgabe gestellt: es ist in seinem darstellenden Teil ein großes Nachschlagewerk, in seinem anderen eine Sammlung der Quellen. Voraus geht die Verfassung Sachsen-Weimar-Eisenachs zur Zeit Karl Augusts, dann folgt Goethes Beamtenlaufbahn, geordnet nach den verschiedenen Tätigkeitsgebieten, ergänzt durch Goethes eigene Äußerungen, eine Würdigung der Bedeutung seiner Flucht nach Italien, seiner Tätigkeit am Theater bis zu dem Ende im Konflikt, eine Darstellung seines Ranges als Beamter, seines Adels und der Orden, des fünfzigjährigen Dienstjubiläums, seines Verhältnisses zu Karl August, seines Todes und der Beisetzung, und ein Abschnitt „Dichter und Beamter". Daran schließt sich der andere große Teil: die „Aktenstücke, Goethes Beamtenlaufbahn betreffend", im ganzen 113 Stück. Der Fleiß des Sammlers hat es bewirkt, daß jeder Gesichtspunkt, unter dem Goethes Beamtenstellung sich betrachten läßt, sowohl von freundlicher wie von abgünstiger Seite und durch ihn selbst berücksichtigt wurde. Für den Goethefreund ist hier ein unentbehrliches Buch erschienen.

*

Ein schöner und tiefer Gedanke ist in dem Buch „Du aber bist das Leben" in Bekenntnissen, Gedichten und Erzählungen aus der deutschen Dichtung der Zeit verwirklicht worden (Heilbronn, Eugen Salzer. RM 4,60), in dem Edmund Starkloff sozusagen einen durch das ganze Jahr sich hinziehenden Muttertag in diesem Mutterbuch festsetzt. Deutsche Dichter wie Kolbenheyer, Wehner, Claudius, Finckh, Börries v. Münchhausen, Isolde Kurz, Federer, Billinger, Ina Seidel, Ricarda Huch, Josefa Behrens-Totenohl, Griese, Blunck, Perkonig, Anna Schieber, Stehr, Strauß, Dörfler, Paulsen, Schönherr, Lersch, Waggerl, Kneip, Wiechert und viele andere kommen zu Worte, jeder in seiner Art und in der schließlich den Wert jedes Mannes entscheidenden Haltung zu seiner Mutter.

*

„Taten in Gottes Kraft" nennt Carola Barth ihr Buch, das dem japanischen Christen Toyohiko Kagawa gewidmet ist (Heilbronn, Eugen Salzer. RM 2,20), aus dem auch die Christen in Deutschland lernen können, wie man praktisches Christentum übt. Kagawas Leitspruch war, daß Gott nur in der Liebe offenbar wird, und in diesem Sinne hat er im praktischen Christentum an den Ärmsten der Armen in japanischen Großstädten vorbildlich wie ein Christ gewirkt.

In der Philosophischen Bibliothek des Verlages Felix Meiner, Leipzig, erscheinen die Schriften des großen deutschen und christlichen Denkers Nikolaus von Cues, herausgegeben von Ernst Hoffmann. Als erster Band erschien „Der Laie über die Weisheit" von E. Bohnenstädt. Weitere Bände werden folgen. Ernst Hoffmann schrieb ein Geleitwort über Nikolaus von Cues als Philosoph. Die ganze Fülle der Denk- und Lebenskraft dieses großen Mannes tritt überzeugend in diesem schmalen Bändchen, das ernstes Studium verdient, dem Leser entgegen.

*

In der klug und nach einem großen Plane angelegten Reihe „Schriften zur völkischen Bildung", die als wahrhaft Berufener Johannes Bühler herausgibt (Köln,

Hermann Schaffstein), schreibt auf knappen 62 Seiten der Heidelberger Historiker Willy Andreas über die Vorläufer der großen deutschen Bauernkriege „Der Bundschuh". Die Erregung, die seinerzeit zu den schweren Zuckungen im deutschen Reichskörper führte, sind auch heute noch im Gemüt des deutschen Volkes irgendwie lebendig. Ihnen einen quellenmäßig gesicherten, die wirklichen Geschehnisse in den richtigen Zusammenhang rückenden Niederschlag zu geben, ist eine Aufgabe, für die schon beste deutsche Historiker zu bemühen es sich lohnte. Unsere Leser wird es besonders interessieren, daß hier ausführlich auf Grund der geschichtlichen Überlieferungen und Quellen die Umtriebe des Joß Fritz mit berücksichtigt sind, denen Norbert Jacques seinen großen neuen Roman widmete.

*

Mia Munier-Wroblewska ist mit ihrem neuen Buche wieder in ihre baltische Heimat zurückgekehrt, wo die wahren Quellen ihrer Kraft fließen: „Das Tor zur Freiheit" (Heilbronn, Eugen Salzer. RM 3,80). Hier werden die schweren Tage, die Kurland beim Vordringen und beim Rückmarsch der napoleonischen Armee nach und von Moskau durchmachte, lebendiges Erleben. Ein preußischer Oberstleutnant, der aus der Schande des eigenen Landes in russische Dienste ging, ist Held und Träger der Erzählung.

Karl Foerster, der große Gartenkünstler aus Potsdam, legt in einem Buche „Der Steingarten" (Berlin, Verlag Die Gartenschönheit) Rechenschaft ab von seiner bahnbrechenden Arbeit. Er nennt es ein Arbeits- und Anschauungsbuch für Anfänger und Kenner und gibt in diesem mit feinsten bunten und schwarzweißen Bildern gezierten Buche eine unausschöpfbare Fülle von Anregungen und Belehrungen, so daß wir stolz darauf sein dürfen, mit diesem Buche nicht nur den Deutschen, sondern auch den Ausländern eine Meisterleistung darbieten zu können. In seiner ganz eigenwilligen, in der Sicherheit seines Könnens und seines Wissens begründeten Art weiß Foerster von den Wundern des schönen Steingartens, ihrer Entstehung und ihrer Pflege zu künden. Er spricht von den sieben Jahreszeiten in Sonne und Schatten, und auch hierin gibt er grundlegend Neues.

*

Nr. 496 der „Inselbücherei" bringt eine Gabe von besonders köstlichem Wert für alle Rilke-Freunde, die „Dichtungen des Michelangelo" in der Übertragung von Rainer Maria Rilke. Wir kennen diese Übertragung aus der Gesamtausgabe, aber dieses Bändchen bringt einige Übertragungen zum erstenmal nach Handschriften aus dem Nachlaß des Dichters und konnte an anderen, schon veröffentlichten Verbesserungen vornehmen. Eine Auswahl aus Novalis' Werk bringt Nr. 257 der „Inselbücherei" „Gedichte und Gedanken". Die Auswahl aus der Gesamtausgabe ist so getroffen, daß hier im Ausschnitt das Schaffen und die Art des Novalis völlig sichtbar werden. Hans O. H. Stange hat aus dem Werke des Chinesen Tschuangtse, Denker und Dichter im 4. bis 3. Jahrhundert v. Chr., in vollendeter Sachkenntnis eine Auswahl getroffen und aus dem Urtext übersetzt: Dichtung und Weisheit (Inselbücherei Nr. 499), eine reiche Quelle von Erkenntnis. In der sehr guten Übertragung von Grete Rambach erschienen drei Phantastische Erzählungen von Edgar Allan Poe: „Die Maske des roten Todes", „Der Goldkäfer" und „Die Wassergrube und das Pendel" mit Zeichnungen Fritz Fischers von suggestiver Unheimlichkeit (Inselbücherei Nr. 129).

In der „Bibliothek der Romane" (Leipzig, Insel-Verlag. Jeder Band in hübschem Leineneinband nur RM 3,50) ist jetzt ein Buch erschienen, mit dem man freudig Wiedersehen feiert: R. L. Stevenson, „Die Schatzinsel". Die deutsche Übertragung stammt von Karl Lerbs, und Alexander Müller steuerte 46 Holzschnitte bei, die mit feinster Einfühlung sich dem herrlichen Abenteuerroman organisch einfügen. Ist es schon ein Genuß, diesen buchtechnisch hervorragend ausgestatteten Band zur Hand zu nehmen, so ist die Freude fast noch größer, mit einem unvergessenen Freund der jungen Jahre Wiedersehen zu feiern.

In „Reclams Universalbibliothek" erschienen 2 willkommene Bändchen. Konrad Nußbächer leitete ausgewählte Kapitel aus den „Gedanken und Erinnerungen" des Altreichskanzlers ein: „Otto v. Bismarck im Kampf um das Reich (RM 0,35). Nußbächer hat es in seiner verständnisvollen und feinsinnigen Art bewirkt, daß diese richtig getroffene Auswahl dem gesunden Empfinden

in ihrer vollen Bedeutung nahegebracht ist. Eine Auswahl und Übersetzung aus den „Norwegischen Königsgeschichten" bringt Hans Kuhn: Snorri Sturluson „Nordische Könige der Wikingerzeit" (RM 0,35). Diese Auswahl aus dem Werk des isländischen Geschichtsschreibers vom Anfang des 13. Jahrhunderts ist von eindringlicher und starker Wirkung. D. R.

Jugendschriften

Friedrich Gerstäcker (1816 bis 1872), der es bekanntlich verstanden hat, seine Abenteuer, die er im Gegensatz zu Karl May persönlich erlebt hat, in einer fesselnden und durchaus anschaulichen Weise festzuhalten, genoß in den Literaturgeschichten früherer Jahre eine einigermaßen wohlwollende, aber seinen Werken die künstlerische Qualität absprechende Würdigung. Erst Joseph Nadler erkannte, daß Gerstäcker elementare Vorgänge aus der Geschichte der neueren Zeit: den Einbruch wilder Pioniere der weißen Kultur in die Neue Welt, mit ihren tiefen inneren Zusammenhängen in einer dichterischen Form festgehalten hat, die solchen eine neue Kultur einleitenden Ereignissen ebenso gemäß ist wie antike Epen dem von ihnen besungenen Stoff. Aber schon vor Joseph Nadler hatte ein unbefangener Richter Gerstäckers Bedeutung bestätigt: die deutsche Jugend. Denn immer, wenn man den Versuch machte, deutschen Jungens in den alten, im Buchhandel nicht mehr zu habenden Ausgaben seine Erzählungen nahezubringen, wurde das ein voller Erfolg bei der Jugend. Deshalb freuen wir uns, jetzt anzeigen zu können, daß eine Reihe von Gerstäckers besten und aufregendsten Büchern in guter Ausstattung zu dem wirklich niedrigen Preise von RM 2,85 neu erschien. Joseph M. Velter bringt aus innerer Verwandtschaft die Berechtigung mit, Gerstäckers Reiseromane richtig zu überarbeiten. Uns liegen 5 Bände vor, die wir der Jugend, aber auch den Erwachsenen gerne empfehlen: „Gold", „Mississippi", „Wilde Welt", Blau Wasser" und endlich eins der Bücher, das uns aus der Kindheit in besonders lebhafter Erinnerung ist, „Die Regulatoren von Arkansas" (Leipzig, Wilhelm Goldmann).

In die Zeit der Türkenkriege führt die Erzählung von Alfred Zacharias „Halt' euch brav, ihr deutschen Brüder" (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Mit 58 Federzeichnungen des Verfassers, einer bunten und 4 einfarbigen Karten. RM 4,80). Das Buch schöpft aus alten Quellen und ist ein Heldenlied auf deutschen Mut in der Zeit, als es galt, die Türken endgültig aus den Grenzen des Reiches zu verjagen. — „Sajo und ihre Biber" heißt das Buch des Indianers Wäscha-kwonnesin-Grau-Eule, das Fritz Steuben einleitet (ebenda). Diese Geschichte der beiden Indianerkinder mit ihrer Sorge für ihre Tiere fern in der Wildnis, die bei aller Buntheit und Abenteuerlichkeit doch auch hineinführt in die noch nicht überwundene Tragik der Indianer, wird von deutschen Kindern willig aufgenommen werden. — Das bekannte Jahrbuch „Durch die weite Welt", das Jungenbuch von Natur, Sport und Technik, das kein Junge, der es einmal hatte, entbehren möchte, erschien nun zum 14. Male. (Ebenda. Mit rund 400 Bildern und einer großen mehrfarbigen Sonderbeilage. RM 5,60.) Der Inhalt erfüllt in allen seinen Abschnitten, im erzählenden Teil wie in den 3 Gruppen: Natur, Sport und Technik, ebenso wie in dem Teil Verschiedenes, in dem Rätselteil und in dem Teil zum Basteln, wirklich alle Ansprüche, die ein aufgeweckter Junge an ein solches Jahrbuch stellen kann.

Das gleiche gilt von dem „Bastelbuch" (mit vielen Abbildungen und Plänen. RM 4,80), das im 10. Bande vorliegt und vom „Kosmos-Taschenkalender für die Jugend 1937—38" (RM 1,50), ebenso wie von dem neuen Jahresbande des „Kosmos" „Das große Buch der Natur" (mit 500 Textbildern und 48 Tiefdrucktafeln. RM 6,50) und dem neuen Bande des guten Sammelwerks „Technik von Heute": „Schiffahrt und Seewesen" von Eduard A. Pfeiffer (250 Bilder und Tafeln. RM 6,50). „Quax, der Bruchpilot", der Werdegang eines in tollem Leichtsinn und mit vielen dummen Streichen beginnenden Flugschülers bis zum verantwortungsbewußten Piloten, von Hermann Grote, mit lustigen Zeichnungen von Rudolf Seeger (RM 3,20), wird der Jugend willkommen sein.

Adolf Neeff hat in seinem Buch „Kämpfer" Kurzgeschichten gesammelt, die der Treue ein Denkmal setzen wollen (Stutt-

gart, J. F. Steinkopf, 165 Seiten. RM 1,80). Er beschränkt sich bei dieser Auswahl nicht nur auf Deutsche, sondern gedenkt neben vielen in Treue bewährten Deutschen auch der tapferen Neger, die Livingstone als Träger auf seiner Expedition begleiteten. Ältere und neue deutsche Geschichte liefern ihm die Bilder solch bewährter Charaktere; die Quellen, aus denen er die Erzählungen schöpft, führt er an. Natürlich findet auch die Geschichte der tapferen Soldaten des Weltkrieges ihren Platz; so sind auch Abschnitte aufgenommen aus Adolf Hitlers Kriegserleben, aus Görings Fliegerkämpfen, Richthofens Ende, Schlageter und Horst Wessel.

Der Verlag Rudolf Schneider, Reichenau (Sachsen) hat für alle Jahre der Jugend vorgesorgt. Für die ganz Kleinen liegen vier hübsche Büchlein vor mit lustigen und sehr ansprechenden bunten Zeichnungen: „Die hilfreichen Spielsachen" mit Versen von Eva Schäfer-Luther und Bildern von Elisabeth Raasch-Hasse; „Sternlein fiel zur Erde", ein Märchen von Ruthild Busch-Schumann; „Des Sommerwaldes süße Gaben, die alle Kinder gerne haben" und „Was allen Kindern hilft und nützt und sie vor böser Krankheit schützt", die in zwangloser Form ein Wissen vermitteln um Kräuter und Früchte, das haften bleibt. Zu beiden schrieb Ernst Schenke die Verse, die sehr netten Bilder sind von Marianne Schneegans. Alle Bändchen dieser hübschen Reihe „Kleine Welt" (je RM 1,30) sind bekanntlich in einer für ABC-Schützen lesbaren Schrift geschrieben, die von Thea Röttger entworfen ist. Das ist ebenso gesunde Kost und dem Lebensalter angepaßt wie die anderen Bände, die der gute Kinderbücherverlag zu diesem Weihnachten beschert, die sich an vorgeschrittenere Jahre wenden: Paul Etzel, „Mit Fahrrad, Zelt und Hordenpott" (RM 2,50) und „Axel wird ein Kerl" (RM 2,—), die spannend und belehrend zu gleicher Zeit sind. In dem ersten gehen elf Mädels auf Großfahrt vom Rhein in die Alpen, an den Bodensee und über München und Mitteldeutschland wieder zurück nach Düsseldorf, während in dem zweiten ein Junge aus dem Baltenlande, dessen Gemüt für immer verdüstert erschien durch die grauenvollen Erlebnisse unter der Herrschaft der Bolschewiken, durch einen Freund, mit dem er eine Haß-Liebe auskämpft, zu echtem Kindersinn zurückfindet. Sehr willkommen ist Gerhard Ramlows Buch „Nordmänner im neuen Land", das in spannender Erzählung unserer Jugend die Kenntnis vermittelt, daß schon lange vor Columbus Germanen in kühner Wikingerfahrt Amerika entdeckten.

*

Auch der Volker-Verlag (Köln) gibt gesunde Kost, die sich reizvoll und fesselnd liest. Da ist von dem Norweger Jakob Sann, zugleich Maler und Geiger, ein ganz besonders hübsches Buch „Das Mädchen Liv und die Vögel" (148 S.), in dem dieser Maler der durch seine Versenkung in die Natur ein gründlicher Kenner und Freund der Vögel wurde, seine Kenntnis des Vogelgesanges und des Vogellebens und seine Erfahrungen das Mädchen Liv auf einem Leuchtturm in Norwegen höchst lebendig nacherleben läßt. — Von großer Spannung ist das Buch von Joseph M. Velter „Flucht durch die Gobi" (154 S.), in dem ein Deutscher und ein Engländer mit ihrem russischen Diener von der Tscheka und ihren Agenten gehetzt werden, bis sie endlich durch eigenen Mut und die hilfreiche List der Mongolen glücklich entrinnen. Velter vereint mit der Fähigkeit, zu erzählen, ein starkes Können, auch die Landschaft lebendig zu machen. — Ein Hymnus des Alltags auf dem Rhein ist das Buch von Martin Day „Goar und die Gilde" (156 S.), in dem der Lotsenjunge Goar sein Schifferhandwerk lernt und in glücklichem Abenteuer den ewigen deutschen Strom erlebt. D. R.

Von den Königen und der Krone

Ein Buch, das der deutschen historischen Wissenschaft ihren alten Rang bestätigt, ist das Werk des Hausarchivars des preußischen Königshauses Doktor Kurt Jagow, „Queen Victoria". Ein Frauenleben unter der Krone" (Berlin, Karl Siegismund. 530 Seiten, 17 Bilder, 1 Faksimile. RM 7,60). In einer ausgezeichneten, klaren Einführung gibt Jagow eine klassische Würdigung der großen englischen Königin, deren Bild er hier in einer Auswahl aus Tausenden von Briefen erstehen läßt, die er aus der großen

englischen Monumentalausgabe entnahm und durch 175 bisher unveröffentlichte Briefe aus den Schätzen des Hausarchivs der Hohenzollern und dem Archiv des Auswärtigen Amtes ergänzte. Im ganzen 391 Briefe und 170 Tagebucheintragungen, deren Veröffentlichung, wie wir ausdrücklich würdigen wollen, mit Genehmigung König Eduards VIII. erfolgte. Die hinzugefügten 175 Briefe sind fast alle an Mitglieder des preußischen Königshauses gerichtet. Sie erscheinen hier erstmalig gleichfalls mit Zustimmung des englischen Königs. Nur 21 von diesen neuen Briefen sind in der englischen Monumentalausgabe in englischer Übersetzung erschienen, jetzt kommen sie im deutschen Originaltext mit den anderen hier zum Abdruck. Die Briefe an Engländer, von der Königin englisch geschrieben, die an Napoleon III. und seine Familie französisch werden hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Die musterhafte Akribie und Gewissenhaftigkeit des deutschen Historikers werden bestätigt durch jede Zeile bis in den Anhang über die Verwandtschaft der Königin Victoria und das Personenverzeichnis hinein, wie seine Fähigkeit, Dokumente zu einem lebendigen Bilde zu verdichten, durch die Einführungen, die er den einzelnen Abschnitten voraussetzte. Er hat das Lebensbild der Königin gegliedert in 5 Teile: Mädchenjahre, Ehejahre, Die Jahre der Trauer, Die Zeit Lord Beaconsfields und Die Patriarchen Europas. Mit letzter Überzeugungskraft entsteht hier das Bild einer wahrhaft königlichen Frau, die von einer ungewöhnlichen Vitalität, einem großen Stolz, einem zähen und hartnäckigen Willen, trotz aller Leidenschaft des Herzens und Denkens ihrer großen Verpflichtung stets bewußt, in ihrer langen und gesegneten Regierung das Gefühl im englischen Volke begründete, dessen Offenbarwerden in der Vollendung wir in dem Glanz der englischen Krone ehrfürchtig miterleben konnten beim Regierungsjubiläum und dem Tode von König Georg. Man versteht völlig, daß ein ganzes Zeitalter nach dieser bedeutenden Frau genannt werden mußte. Und wenn man ihren heißen Wunsch nach Verständigung der beiden großen Völker immer und immer wieder in der Form lebhaften Verlangens, im Zorn bei Fehlern und in immer wiederholter Beschwörung an die Mitglieder des königlich preußischen Hauses kennenlernt, dann überkommt einen bittere Trauer über die Tragik, die dieses Streben vereitelte und beide Völker in einen Vernichtungskrieg führte. In Deutschland hat man diese geborene Königin, die von Vaters wie Mutters Seite deutsches Blut in ihren Adern hatte, nicht gekannt und nicht verstanden, und wir müssen mit Scham feststellen, daß die Verunglimpfungen der Queen Victoria in den abgeschmackten Witzeleien deutscher satirischer Blätter fast ebensoviel, wenn nicht mehr als die Flottenrüstung zur Abkehr des englischen Volkes von uns beigetragen haben, das — ritterlichen Sinnes — nicht verstehen konnte, daß man einer Lady auf dem Thron gegenüber die einfachste Pflicht des Gentleman vergessen konnte. Wir müssen Kurt Jagow aufrichtig Dank zollen für diese späte Aufklärungsarbeit und auch dem Verlage, der dem Buche den seinem Rang gebührenden Rahmen gab.

Fürstin Maria Radziwills „Briefe vom deutschen Kaiserhof 1889 bis 1915" gab Paul Wiegler in Auswahl und Übersetzung heraus (Berlin, Ullstein. Mit 32 Bilderseiten. RM 8,—). In diesen Briefen voll Geist und Charme rollt eine Chronik ab der schicksalsschweren Jahre, die mit Bismarcks Entlassung begannen und im Weltkriege endeten. In dem Salon der Fürstin, einer geistreichen Frau mit ganz internationalen Beziehungen, verkehrten die entscheidenden Diplomaten, zu denen sie dauerhafte Beziehungen, die sich zu einer ständigen Korrespondenz verdichteten, knüpfte. Wie sie früher mit dem General Gallifet korrespondierte, schrieb sie mit großer Regelmäßigkeit seit 1890 an den italienischen Militär und Diplomaten Robilant. 4 Bände umfaßt die Korrespondenz, aus der diese Auswahl in deutscher Übersetzung hervorging.

Zwei Bücher gelten den Habsburgern: Alfred Rapp „Die Habsburger", in dem die Tragödie eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte einen lebendigen Niederschlag fand (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung 282 Seiten), gegliedert in die Abschnitte: Habsburg und Deutschland; Habsburg in Deutschland; Habsburg über Deutschland; Habsburg neben Deutschland; Habsburg gegen Deutschland. Ein Stammbaum Welthabsburgs, eine historische Weltkarte Habsburgs und ein Verzeichnis der Schriften zu

Habsburgs Geschichte sind beigegeben. Das andere Buch ist von Johannes Rosenbauer „Eine Welt zerbrach" (Berlin, G. Schönfels Verlagsbuchhandlung. 154 Seiten, 42 Abbildungen), in dem der Schicksalsweg nach Sarajewo auf Grund der historischen Quellen, zeitgenössischen Berichten und unbekannten Tatsachen dargestellt wird mit ebenso scharfer Stellungnahme gegen Habsburg wie in dem Buche von Alfred Rupp.

Die Lebenserinnerungen der Infantin Eulalia von Spanien, umfassend die Jahre von 1864 bis 1931, sind unter dem Titel „An Europas Fürstenhöfen" in deutscher Bearbeitung von Prinz Adalbert von Bayern erschienen, in 2. Auflage (Stuttgart, Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm). Dieses Buch ist seinerzeit in der „Deutschen Rundschau" unter besonderer Würdigung der Leistung des prinzlichen Herausgebers angezeigt worden. So darf dieser Hinweis auf die Neuauflage des für die internationale Haus- und Kabinettspolitik sehr aufschlußreichen Buches genügen.

Marie Luise von Wällersee, früher Gräfin Larisch läßt ihrem sehr persönlichen Memoirenwerk „Kaiserin Elisabeth und ich" ein Lebensbild der Königin Maria Sophia von Neapel, der Lieblingsschwester der Kaiserin Elisabeth, folgen unter dem Titel „Die Heldin von Gaëta. Tragödie einer Königin" (Leipzig, Goten-Verlag, Herbert Eisentraut. 276 Seiten, 9 Abbildungen). Diese bayerische Prinzessin trug wie ihre Schwester ein schweres Los; die unglückliche Ehe zieht sie in die Wirren, die mit dem Sturz des Königtums endigten, hinein, aber läßt sie sich wahrhaft heroisch in schweren Stunden bewähren. Die Verfasserin ist eine Nichte der Gattin des Königs von Neapel, der durch Garibaldi seine Krone verlor. Sie hat darum ein Vertrauen genossen, das sie jetzt wie in der Biographie der Kaiserin Elisabeth schriftstellerisch verwertet. Das Schicksal dieser Frau auf dem Throne war von gleicher Tragik wie das ihrer vier schönen Schwestern; Elisabeth von Österreich sah ihren Sohn im Selbstmord enden, die Schwester Helene verlor Sohn und Gatten früh, die Schwester Sophie kam beim Brand des Opernhauses in Paris um, die Schwester Mathilde mußte ihr Kind begraben, und die frühere Königin von Neapel Maria Sophie durfte sich nicht zu einer Mutterschaft bekennen, die ihr Glück bedeutet haben würde.

Der Begründerin von Spaniens Weltmacht Isabella hat A. St. Wittlin eine Biographie gewidmet (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. 440 Seiten, 14 Bildtafeln. RM 7,50) Er wird mit sicherer Darstellungsfähigkeit der Persönlichkeit dieser starken Frau gerecht, die es unter größten Schwierigkeiten verstand, ein auseinanderstrebendes Volk zu einen und Spanien den Platz als beherrschender Macht des ausgehenden Mittelalters zu verschaffen. Auch ihr Schicksal, wenn auch als Herrscherin groß und glücklich, war als Frau tragisch: sie verlor ihren einzigen Sohn, der der würdige Erbe ihres großen Werkes hätte werden können, das sie mit einem stark ausgeprägten Wirklichkeitssinn und einer tiefen Verankerung im Katholischen unternommen hatte. Hieraus leitete sie das Recht ab, ganz Spanien auch unter furchtbaren Härten katholisch zu machen. P.

Aufstieg zur Weltmacht

Die Entstehung des britischen Weltreiches, des größten Reiches der Geschichte überhaupt, ist eines der reizvollsten Probleme. Das eigenartige Bild des Gegensatzes von innerer Schwäche, die gerade den Zeitgenossen immer wieder entgegentritt, und dem dauernden, unaufhaltsamen Wachsen des Empire, zwischen den Fehlern, die immer wieder zu Rückschlägen führen, und der zähen, beharrlichen Arbeit der Pioniere englischer Größe in der ganzen Welt, dieses Bild eines göttlichen Wirkens bei menschlicher Schwäche hat immer wieder das Interesse der Historiker gefesselt. Gelöst worden ist dieses Problem noch nie. Auch Anton Mayer (Aufstieg zur Weltmacht, Entstehung, Entwicklung, Vollendung des britischen Weltreiches. Mit 16 Wiedergaben alter Stiche. Buchhandlung des Waisenhauses GmbH. Halle (Saale) Berlin 1936. 33 Seiten) versucht es nicht, in eine derartig tiefgreifende Problematik einzudringen. Er schildert uns dafür das wirkliche Geschehen, läßt uns teilnehmen an den Kämpfen eines Sir Walter Raleigh, eines Robert Clive, eines James Wolfe, er zeigt uns die Fehler, die zum Verlust der zukunftsreichsten Kolonie in Nordamerika führen, er erzählt uns die für die Entstehung des bri-

tischen Weltreiches so bezeichnende „Romanze von Borneo", die Geschichte jenes Kapitäns James Brooke, der im 19. Jahrhundert Radscha von Sarawak wurde und Borneo dem britischen Reich erwarb. Die Darstellung Anton Mayers beruht auf einer sehr gründlichen Kenntnis der Quellen, und so kann er seinen Schilderungen einen so plastischen Hintergrund geben, daß sie sich nicht wie eine trockene Geschichtsdarstellung lesen, sondern lebensnah und lebendig wirken, wenn wir etwa von dem ersten Hause des Gouverneurs in Adelaide hören, das 1837 gegründet wurde. Der Baumeister, ein Matrose, hatte vergessen, einen Kamin einzusetzen. Es sind aber diese kleinen Züge, die uns die Helden des britischen Weltreiches in einer Weise nahebringen, wie das kaum in einem anderen Werke der Fall ist. E. S.

„Herrchen"

Peter Weber, der Sproß einer langen Reihe von Moselwinzern und Moselbauern, dessen erste Erzählungen aus der Franzosenzeit des Rheinlandes und aus den Bauernkriegen aufhorchen machten, weil neben dem besonnenen, verantwortungsbewußten und kenntnisreichen Journalisten ein Schriftsteller und Erzähler sich meldete, ist mit seinem neuen Roman „Götter über den Menschen" (Berlin, Propyläen-Verlag. Mit einem sehr wirksamen Titelbild von Josua L. Gampp. RM 4,80) zu einer dichterischen Leistung von hohen Graden durchgestoßen. Die heimatliche Erde, das Blut der Vorfahren und der Saft der Reben geben ihm die selbstverständliche Sicherheit seines Seins. Auf solchem Boden läßt sich Frucht bauen, die — wenn ihr Pfleger sie sorgsam hütet — Freude und Genuß für viele werden kann. Kein Winzer, der diesen Namen verdient, gibt seinen Wein anderen zu kosten, bevor er wirklich reif wurde. Peter Weber — P. W., wie seine Freunde ihn nennen — hat die innere Ausgeglichenheit und Ruhe, auf die Reife zu warten. Und das Ergebnis ist, daß nicht nur seine Freunde, sondern auch die, die diesen prächtigen Menschen nicht kennen, dankbar für seine Gabe sind. In seiner Moselheimat spielt sein Roman und gibt im Geschehen eines Dorfes in weitem Ausgreifen die Menschen dieser deutschen Landschaft, die durch das Schicksal des Grenzlandes zu festem Guß gehärtet wurden, in Typen von Allgemeingültigkeit für den Bezirk, die doch jeder ihr höchst persönliches Gesicht tragen. „Herrchen", wie der Älteste einer Bauernfamilie nicht nur von den Seinen, sondern als ungekrönter König durch seinen Charakter vom ganzen Dorf genannt wird, ist aus eigenen Gnaden und von Peter Webers Gaben eine Persönlichkeit geworden, die wir ohne Scheu Menschen und Persönlichkeiten an die Seite stellen, wie sie aus der Hand unserer besten Dichter als Bewußtseinsbestandteil deutschen Gemütes und deutschen Fühlens geworden sind. Aber weit mehr als Einzelpersonen, die ihre Landschaft tragen und von ihr getragen werden, gibt dieser Roman. Er greift in die letzten Dinge, die über, hinter und unter den Menschen liegen, in die Kräfte, die nur Toren verneinen und die der Kluge oder klug Gewordene in scheuer Ehrfurcht bejaht. Wir wissen, daß in vielen deutschen Gauen, wie im Innviertel und in Ostpreußen, Heidnisches noch unmittelbar neben Christlichem sich erhielt und unheimlich wirksam ist. Auf einem Boden, der schon zur Römerzeit der Geschichte angehörte, kann es nicht anders sein. Aber hier ist in einer Unio mystica eine organische Verbindung des echt katholischen Gottesglaubens mit heidnischem Götterglauben vorgegangen. Und das ist in der meisterhaften und gerade in ihrer Zurückhaltung besonders wirksamen Darstellung Webers das eigentliche Neue und Wesentliche dieses Romans. Man spricht ungern bei der Entwertung auch dieses Begriffes von Magie. Aber hier ist Magie und Mystik, und beide von innen durchleuchtet und mit Ehrfurcht gesehen. „Herrchen" ist in seinem irrationalen Nationalismus, von tiefer Katholizität geadelt, ein Symbol der unbrechbaren Kräfte, die in seinem deutschen Stamm lebendig sind und sich zu neuem Aufbruch rüsten. So grüßen wir die Familie Mattes und ihr Oberhaupt „Herrchen" wie ihren Schöpfer: „Un der Gott un die Götter sollen über ihm sein, wie sie über uns beiden waren in dieser Nacht. Die Welt wird die Mattesen gut gebrauchen. Und ich sag zum drittenmal: . . . in Ewigkeit. Amen." R. P.

Die Schattenlinie

Hier ist an jene Schattenlinie gedacht, die Joseph Conrad entdeckte; an jene Meridiane

der Seele gleichsam, die im Leben des Menschen, nicht fein säuberlich zwar, aber dem rückschauenden Blick doch deutlich erkennbar, die Stationen der Wandlungen bezeichnen. Die Schattenlinie, die wir alle überschreiten müssen, bis wir die letzte Wandlung erreicht haben — da Leben nur Wandlungen, aber kein Ende kennt. — Von den Tagen der Kindheit, den Abenteuern des Knaben und den ersten erregenden Begegnungen mit der Welt der Großen, die so sehr erwachsen und gefestigt erscheinen, spricht bezaubert und bezaubernd der junge Hellmut von Cube (Das Spiegelbild, S. Fischer, Berlin 1936. 264 Seiten), der Landschaft des Herzens wieder ihren unverlierbaren, tröstlichen Glanz gebend. Vor seiner leisen und dichterisch anmutigen Stimme öffnen sich die Verließe, darin die frühen Erinnerungen schlummern; und wie sie nun heraufsteigen und wieder lebendige Gegenwart werden, belächelt er sie nicht hilflos und ironisch, wie die Bitternis tut; vielmehr nimmt er sie mit Recht ernst, da man Achtung haben soll vor den Träumen seiner Jugend. — Peter Dörfler setzt mit seinem neuen Werk „Der Alpkönig" (G. Grote, Berlin 1936, 416 Seiten) den Schlußstein an dem großmächtigen Bau seiner Allgäu-Trilogie, die mit den Büchern „Der Notwender" und „Der Zwingherr" begann. Nun das Werk vollendet ist und die Hand die drei starken, in ihrer epischen Gelassenheit und Schönheit, in ihrer unnachahmlichen dichterischen Geschlossenheit gewaltigen Bücher umschließt und sie spielerisch wägt — und sie hat Mühe, sie zu umschließen — und wie sinnvoll erscheint dies, daß eine ausgewachsene Männerhand diese Fülle kaum zu halten vermag! — nun sehen wir, daß es ein großes und beispielloses Werk geworden ist. Einer deutschen Landschaft, einem ganzen deutschen Stamme ist hier ein unvergleichliches Denkmal gesetzt. Wie ein Mann aus den Bergen, Karl Hirnbein, dem Allgäu seine Kargheit nahm und sie in Fruchtbarkeit und Reichtum wandelte; wie sein vorbildliches Leben die Menschen dieser Berge aus Enge und Verstrickung hob und sie für den größeren Zusammenhang erzog; wie der breite Strom des Lebens, deutsches Leben und deutsche Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts, unablässig und ohne Ende dahingeht, aus der Enge in die Weite deutscher Zukunft; wie Geschlecht um Geschlecht Stein neben Stein setzt zum großen Bau, das lesen wir in dieser wunderbaren Erlösungsdichtung, darin das Unaufhörliche uns anruft und tröstliche Gewißheit wird, mit Ergriffenheit und immer neuer Erschütterung. — In der Maske eines katholischen Geistlichen, der wohl mit dem Erzähler wesensgleich ist, berichtet Franz Evertz mit der Haltung eines der Ergriffenheit fähigen, in seinem Glauben aber unerschütterlichen Mannes über Schicksale von Menschen dieser Zeit, die unter der Zuchtrute Gottes stöhnen und von Wandlung zu Wandlung gehetzt werden, bis sie dennoch mit einem Dank an dieses rauhe Leben an das Herz der Welt zurückkehren (Die Gottestenne. Bohn & Sohn, Leipzig 1936. 249 Seiten). — „Der Mann, der die Gerechtigkeit liebte" von Ronald Fangen (aus dem Norwegischen von Leif und Ilse Buck; Piper, München 1936. 354 Seiten) ist ein tüchtiger Schuhmachermeister, der plötzlich entdeckt, daß ihm die Welt der Bücher nicht verschlossen ist. Er gerät über diese Erfahrung aus dem Häuschen und dünkt sich Besseres als seine nur arbeitsamen, biderben Handwerksgenossen. Mit Bibel und Gesetzbuch will er der Welt das wahre Recht lehren. Die Welt aber setzt ihn ins Unrecht, und er wandelt ein kleines Recht, sein eigenes kleines, ach so kleines Rechtlein, durch eifervolle, blindwütige Verfolgung in ein ungeheures Nichtrecht. Im Zuchthaus erst, arm und zerschlagen, begreift er, daß sein Eifer für die Gerechtigkeit eine hohle Seifenblase war, weil ihm die Liebe fehlte. Weltklug entdeckt er nun, daß es nicht das sture, unerbittliche Gesetz ist, was die Welt zusammenhält, daß es vielmehr die großen Ausgleichungen sind. Nachdem er seine Schattenlinie überschritten hat, kehrt er zurück in dieses Leben, darin es anscheinend klüger ist, nur mit halber Kraft zu leben. Der Norweger Fangen, dessen Anklage gegen die Selbstgerechtigkeit dem lesenden Deutschland die erste Begegnung mit ihm vermittelt, läßt seinen Roman in Deutschland spielen, im Lande Kohlhasens, als sei nur hier eine solche Gestalt möglich. Nach dem Lesen dieses Buches, das großen Maßstab verträgt und nur an ihm gemessen werden darf, scheint es so, als sei das dem Vernehmen nach im Norden Europas noch am reinsten erhaltene germanische Weltgefühl gar nicht mehr so ungebrochen, viel eher schon zugunsten einer weltklügeren angelsächsischen Lebenshaltung aufgelockert.

Immer schon schien uns das Werk des norwegischen Dichters Kristmann Gudmundsson von irgendwie mythenbildender Kraft. Mit seinem letzten Werk „Das neue Land" (übertragen von Else von Hollander-Lossow. Piper, München 1936. 478 Seiten), darin er von der Eroberung der heiligen Insel Island erzählt, scheint er nun vollends in die Reihe der großen Mythenbildner getreten. In barbarischer, mit keinem Maß mehr meßbarer Größe und Herrischkeit besetzen Norweger das jungfräuliche Land, machen es mit Strömen von Blut fruchtbar und wohnlich, und doch ruht kaum Segen auf ihrem Feld. Erst die Begegnung mit der neuen geistigen Weltmacht des Christentums gibt ihrem Leben höheren Sinn und edleren Wert. — Dem deutschen Frontoffizier, dem das aus preußischem Geist geprägte „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten" unwandelbares Gesetz war, setzt Erich Hoinkis ein schönes Mahnmal stolzen Dankes mit seinem Roman einer Kameradschaft im Kriegsjahr 1918 „Er und seine Kompagnie" (Brunnen-Verlag, Berlin 1936, 226 Seiten). Das Bild des Offiziers, der auch unter Verhältnissen, die ihm den Grund seines Seins entzogen und ihn gleichsam außerhalb seiner Welt stellten, nur die treueste Erfüllung seines Eides kannte, hat hier eine gänzlich unliterarische, allgemeingültige Prägung gefunden. — Eine seltsame, zunächst überraschende, dann jedoch Zustimmung weckende Ehrung zur hundertsten Wiederkehr von Grabbes Todestag hat Ewald Keiser unternommen, indem er Grabbes gewaltiges, nach hergekommenen Anschauungen bühnenunfähiges Drama „Napoleon oder die hundert Tage" in Romanform nacherzählt (Zinnen-Verlag, Leipzig 1936, 280 Seiten). Es geschieht dies so, daß er Grabbes Regieanweisungen in Erzählung auflöst, den Grabbeschen Dialog aber wortgetreu übernimmt. Was so entstand, ist ein Buch über die berühmten hundert napoleonischen Tage, mit einem Napoleon nach Grabbes Anschauung, der sich ja ihm selber zwischen Plan und Ausführung vom Heros zum Sterblichen wandelte. Gewiß ist damit Grabbes Werk einem weiteren Kreise lesbarer geworden, wenn auch kaum wirksamer; doch wollen wir hoffen, daß des Verfassers Beispiel, der seine Aufgabe mit Takt und Geschick vollzog, nicht Schule macht. Wenn wir auch nicht gleich an einen romanhaft aufgeputzten Faust denken, so macht die Möglichkeit allein doch grausen. — Eine sommerliche Ferienfahrt zweier junger Menschen, ihre heftige, fordernde Liebe und der müde, wirtschaftlich begründete Verzicht sind der Inhalt einer schmalen, nicht ohne Können und mit dem Blick für die Schönheit und Trauer des modernen Lebens geschriebene Erzählung „Ende eines Sommers" von Ruth Kristekat (Velhagen & Klasing, Bielefeld 1936, 90 Seiten), für die ihr die Leser von „Velhagen und Klasings Monatsheften" einen Tausend-Mark-Preis zuerkannten. Es sind die Dinge des lieblosen Alltags, seine lächerlichen, aber um so schmerzlicheren Nadelstiche, die dieser Liebe ein Ende bereiten. — Aus der eigenen Familiengeschichte weckt der in Westfalen beheimatete Erzähler Heinrich Luhmann die Schicksale eines seiner Vorfahren (Der Bauernreiter, Velhagen & Klasing, Bielefeld 1936, 258 Seiten) wieder zu neuem Leben. Der Bauer am Wasser, Kaspar Jodokus Witthoeft, verließ als junger Bursche aus Trotz und Leidenschaft den väterlichen Hof, folgte der Trommel und wurde Soldat unter den Fahnen des 30jährigen Krieges. Jegliche Bindung zu Heimat und Familie lösend, war er nur noch toller Kerl unter den Soldaten, war er nur noch Mordbrenner und Peiniger der Bauern. Nach vielen Jahren voll Abenteuer und Schande, voll Tat und Untat erst findet er zurück in die verheerte, menschenverlassene Heimat. Vor dem geschändeten Boden fällt sein bisheriges Leben von ihm ab, und mit der gleichen Verbissenheit, mit der er unter die Soldaten lief, nimmt er nun Pflug und Egge in die Hand, um sein Leben neu aufzubauen. Das Geschehen aus einer alten Familienkunde erhält in der Stimme des Dichters den trefflichen, fesselnden und mahnenden Klang einer Chronik aus dem großen Kriege, der zur Schattenlinie Europas wurde. — Es ist ein ungeschriebenes, unablässig wirksames und gewiß auch allerlei Unbehagen in die Welt bringendes — im Menschlichen aber zutiefst verständliches und achtbares — Gesetz, daß die Väter sagen, unsere Kinder sollen es einmal besser haben. Wenn diese väterliche Vorstellung vom „Besserhaben" auch oft nebelhaft ist und oft auf falschen Lebenseinschätzungen beruht, so ist der Wille doch so natürlich, daß er schwerlich mit Recht angegriffen und verkleinert werden

kann. Felix Riemkasten nun nimmt sich diese Seite des Menschlichen zur Zielscheibe seines Angriffes in seinem Roman „Drei Brüder" (Brunnen-Verlag, Berlin 1936. 261 Seiten). Er geht den Lebenswegen dreier Brüder nach, denen der elterliche Wille entgegen seiner Absicht die Wege nicht ebnete, sondern erschwerte, weil seine guten Kräfte nicht ausreichten. Der älteste Sohn durfte studieren; beim zweiten langte es gerade noch zum Volksschullehrer; für den dritten aber blieb nur noch ein Handwerk. Der Erfolg steht nach Riemkasten im umgekehrten Verhältnis zum Aufwand. Glücklich und zufrieden wird allein der Handwerker; der Lehrer geht an fehlgeleitetem Ehrgeiz und voll Neid auf den studierten Bruder zugrunde; der Studierte aber kennt die Welt zu genau, um in ihr noch glücklich zu sein. Durch die Seiten dieses volkswirksamen, überlegen, stellenweise humorig und darum versöhnlicher erzählten Romans geistert etwas von jener rätselhaften Erscheinung, die man den Selbsthaß des Geistes nennen könnte. Und den Titel darf man getrost durch jenes Donnerwort ersetzen, das ein beunruhigter Kirchenmann Jakob Böhme entgegenschrie: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Gewiß ist nichts notwendiger, als daß jeder Mann seine Arbeit lieben lernt, da nichts sich kläglicher ausnimmt, wie schon Nietzsche entdeckte, denn ein Mensch, der beleidigt zu verstehen gibt, daß er eigentlich zu etwas Besserem geboren sei. Doch wohin kämen wir, setzte jeder Schuster nur Schuster und jeder Schneider nur Schneider in die Welt. Es scheint eine kurzsichtige und nicht unangreifbare Propaganda zu sein, die Riemkastens neuer Roman betreibt. — Geschehnisse des bäuerlichen Lebenskreises aus dem hohen Westerwald, Menschliches und über alles menschliche Maß Hinausgehendes beschreibt in kleinen, eindringlichen Geschichten Ludwig Rühle in seinem Bändchen „Menschen zwischen Dorn und Stein" (Oranien-Verlag, Herborn-Dillkreis 1935, 107 Seiten). Geschichten, die nachdenklich stimmen und den Dingen Geheimnis und Gesetz geben. — Der kürzlich verstorbene Rudolf Stratz hat bis an sein Ende Buch auf Buch in die Welt geschickt, die man nur mit Bewunderung für den immensen Fleiß des alten Mannes in die Hand nahm. Vier bis fünf Bücher war die jährliche Ernte seiner unermüdlichen, gewandten Feder in letzter Zeit. Das ist bei einem Siebzigjährigen schon vom Technischen her eine ungewöhnliche Leistung. Eines seiner vorläufig letzten Bücher ist der im Vorkriegsösterreich angesiedelte Roman „Die schwarze Schlange" (A. H. Payne, Leipzig 1936. 283 Seiten). Dieses ungemütliche Tier läuft dem feschen Leutnant Bruckwehr auf dem Karst des Balkans über den Weg, ihn an Tod und Vergänglichkeit mahnend. Aus allerlei Liebeshändel und abenteuerlichen Spionagegeschichten rettet ihn aber die Liebe seiner Frau, die alles zum guten Ende führt. Trotz aller künstlerischen Anspruchslosigkeit muß man schon anerkennen, daß der Verblichene es verstand, eine Geschichte spannend und lebendig zu erzählen und die turbulenten Schauplätze seiner Romane farbkräftig zu gestalten. — Else von Steinkeller gibt in einem netten, ansprechenden Roman „Renates Umweg zur Heimat" (A. H. Payne, Leipzig 1936. 253 Seiten) die seltsame Liebesgeschichte eines jungen, hilflosen Mädchens, das einem alten Manne nach Ceylon folgt, ihn dort an den Tod verliert und schließlich über den Umweg nach Deutschland wieder nach Indien zum Neffen des Verstorbenen heimkehrt. Die Schattenlinie dieses umständlichen Mädchens deckt sich also etwa mit dem Äquator. — Wie eine verwirrte, beziehungslos gewordene, aber von Sehnsucht nach Bindung und Ordnung erfüllte Jugend durch den Arbeitsdienst wieder zu ihrem Volke zurückfindet und als Vorhut einer größeren Zukunft das Leben beginnt, erzählt mit dem Sinn für den größeren Zusammenhang der Dinge der junge Stefan Sturm in seiner Chronik einer Arbeitsdienstgruppe aus dem östlichen Riesengebirge „Mensch auf dem Amboß" (W. G. Korn, Breslau 1936. 391 Seiten). Das geschieht so sinnfällig, erlebt und reflexionslos wirklichkeitserfüllt, die Wandlung aus Unruhe und Leid zur großen, fraglosen Kameradschaft wächst aus den sich mit achtungforderndem Ernst an die Fülle des Erlebnisses herantastenden Worten so sicher und zuversichtlich, gleichsam naturnotwendig, daß sein Buch unbedenklich das bisher schönste Zeugnis für den volkserzieherischen Wert des Arbeitsdienstes genannt werden kann.

Einen Bauernroman sympathischer Art, der mit Recht in Verruf gekommenen Blut-und-Boden-Literatur beglückend fern,

legt Maria Zierer-Steinmüller mit ihren Lebensläufen dreier Bäuerinnen „Die Bäuerinnen vom Waldeckhof" (J. G. Cotta, Stuttgart 1936. 219 Seiten) vor. Hier ist einmal des gegenüber dem des Bauern noch härteren, noch mühseligeren, noch plagereicheren Lebens der Frauen gedacht, die ja so recht eigentlich die großen Erhalterinnen sind. Die Verfasserin ist leider dem Irrtum verfallen, daß es zur größeren Lebensnähe erforderlich sei, bei einer Schilderung bäuerlicher Verhältnisse den landschafts-, oft gar nur ortsgebundenen Dialekt genau wiederzugeben; in der philologisch exakten, lautmalerischen Aufzeichnung der Mundart tut sie ein wenig zuviel des Guten und erschwert damit die Wirkung ihres Buches.

E. K. Wiechmann

Erzählendes

Um unsern Lesern auch in Romanen und Novellen eine Übersicht zu bieten an guten Geschenkbüchern, führen wir eine Reihe von Romanen und Novellen an. wobei wir uns auf eine Empfehlung beschränken, so sehr auch ein Verweilen bei einzelnen Büchern lockte und sich lohnen würde.

Gerhard Ringeling, „Die schöne Gesine" (Berlin, Wichern-Verlag. 153 Seiten). Der Mecklenburger Ringeling bewährt in dieser kraftvollen, echten Bauernerzählung seine Fähigkeit zur Charakterisierung und zum spannenden Erzählen ohne Überspitzung und Künsteleien, die schon in seinen Erzählungen „Seefahrend Volk" sich ankündigte. Die Unruhe der Napoleonischen Kriege zieht auch den Erben eines mecklenburgischen Bauernhofes, der kein leichtes Erbteil im Blute trug, in ihren Bann, und der durch die tüchtige, ganz aus Eigenem lebende Frau von der Last ererbten Leichtsinns Erlöste gerät in tiefere Verstrickung, als er mit schwerer Verwundung am Kopfe aus dem Kriege zurückkehrt. Er droht zu verkommen, und nun setzt die Tragik ein: um den Hof zu retten, des Bauern heilige Pflicht, treibt Gesine, wie schon eine andere Frau der Familie es tat, den unhaltbar verlorenen Mann noch mehr ins Trinken hinein, um sein Ende zu beschleunigen und dadurch den Hof für die Kinder zu retten. Das gelingt ihr um den Preis späteren Lebensglückes und durch den vollen Einsatz der eigenen Person in der Arbeit für die heilige Erde.

Norbert Jacques, „Der Bundschuh-Hauptmann Joß" (Berlin, Ullstein. RM. 4,—). Der große Wurf, den das ergriffene Thema ihm bescherte, ist Robert Jacques vollauf geglückt. Denn aus der Landschaft seiner Wahlheimat wurde ihm die Geschichte der Erhebung der Bauern unter dem Bundschuhhauptmann Joß lebendige Gegenwart. Joß ist eine geschichtliche Persönlichkeit. Daß Jacques diesen fanatischen und mit religiöser Inbrunst für den „Armen Mann" sich einsetzenden Bauern aus der Gegend Bruchsals so blutvoll packen und darstellen konnte mit einer Fülle von scharf und klar erfaßten Nebenpersonen, daß er die Gründe seines tragischen Scheiterns durch den Verrat aus den eigenen Reihen so ohne Gnade und überzeugend hinstellte in einer so atemraubenden Spannung, dazu befähigte diesen Luxemburger unvergessenes bäuerliches Blut, ein tiefes Verwachsensein mit dem deutschen Volke und eine stark reifende visionäre Dichterkraft.

Hans Friedrich „Der Flößerherrgott" (Braunschweig, Vieweg-Verlag. 385 Seiten), die Geschichte eines Flößers, der ein großer Holzschnitzer ist und durch sein immanentes Künstlertum im harten Schicksal und in dem Wirrsal eigenen Herzens hieraus den Weg zu sich und Gott findet.

Willy Seidel, „Der Tod des Achilleus" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 392 S. RM 5,50) ist ein feines und pietätvolles Denkmal, das in ein paar abgerundeten Erzählungen, in Briefen und Gedichten aus seinem Nachlaß Ina Seidel dem verstorbenen Bruder setzte in einer schönen und in der seltenen Tugend der Dankbarkeit begründeten Liebe zu dem Verstorbenen.

Otto Rombach hat in seinem Schelmenroman „Adrian der Tulpendieb" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 5,80) in einer Figur, die sehr vieles mit Till Eulenspiegel gemeinsam hat, die tolle und wilde Narrheit in Bildern von der Einprägsamkeit des Höllen-Breughel festgehalten, die über Holland kam, als holländische Seefahrer die ersten Zwiebeln der neuen Pflanze aus der Türkei nach Europa brachten. Hier ist ein Jahrmarkt menschlicher Torheit entfesselt, in blendender Form erzählt, der eine menschlich tiefe Lösung findet in der Rückkehr des vom Torfknecht zum Tulpenkönig in einer verstörten Zeit gewordenen Adrian nach dem

völligen Zusammenbruch zum Dienst auf dem Torfkahn seines alten Herrn. — Kapitän John Cremer erzählt in einer dem Tulpendieb verwandten Form „Die großmäulige Geschichte" seines Lebens unter dem Titel „See-Stromer Jack". Er hat sie aufgezeichnet, diese Biographie eines echten englischen Seemanns aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, der im Grunde viel zu voll wirklichen Lebens war, um schreiben zu können, in seinem 68. Jahre 1768. Herausgegeben hat sie R. Reynell Bellamy und Erich Franzen übertrug sie ins Deutsche (Berlin, S. Fischer. RM 5,—). Das ist ein Stück Natur, an dem jeder durch Literatur Unverbildete seine helle Freude haben wird.

Die gleiche glückliche Hand bewährte der Verlag S. Fischer in der Auswahl fremder Literatur bei den Romanen von R.C.Sheriff, „Grüne Gartengitter", und von André Fraigneau, „Der Unwiderstehliche" (Sheriffs Roman ist übertragen von Hans Reisiger, RM 6,—; Fraigneaus Roman einer Jugend von Hartmann Goertz). Wir dürfen Sheriffs Roman des Kassierers, der nach dem Ausscheiden aus dem Dienst nun das große und freie Leben genießen möchte und es dank eigener Grenzen nicht dort findet, wo er es zunächst sucht, sondern in neuer Arbeit als Siedler findet — alles dargestellt und übergoldet von reifer, tiefer und humorvoller Menschlichkeit — ebenso als eine Bereicherung unserer Literatur begrüßen wie die Geschichte eines jungen französischen Studenten im Jahre 1924, in der Fraigneau aus allen Enttäuschungen eines das wahre Leben zunächst nicht richtig Sehenden ihn zum echten Leben in der Bereitschaft zum menschlichen Schicksal sich durchringen läßt.

Max Mezger versteht es in seinem sprachlich sehr gepflegten Roman „Der junge Florian" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 2,40) das Schicksal eines jungen Menschen auf der Grenze zwischen Möglichkeit und Wahrheit glaubhaft zu machen, eines jungen Menschen, der seiner in unglücklicher Ehe und unheilbaren Leiden dahinsiechenden Mutter die Möglichkeit gibt, ihre Todesqualen zu verkürzen, der aber aus einer in seinen Jahren begründeten Schwäche dieser furchtbaren Tatsache nicht Herr wird, sondern sein Leben in Selbstmord zu enden versucht und durch letzte menschliche Güte nach seiner Heilung den Weg zum wahren Leben findet.

Ein Buch von ausgesprochener Eigenart, von einer starken und bunten Phantasie getragen, die bedenkenlos, aber durch ihre Dichterkraft bevollmächtigt auch die Grenzen des Wahrscheinlichen und Möglichen kühn überschreitet, ist das Buch von dem hessischen Dichter Hans Stock „Der seltsame Räuber" mit dem Untertitel „Die abenteuerliche Geschichte von Brotzipopel" (A. Goverts-Verlag, Hamburg. RM 5,80). Man freut sich dieser neuen Bekanntschaft eines Dichters, der in der versachlichten Zeit den Mut aufbringt zu einem freien Spiel der Phantasie. Die 44 Federzeichnungen von Werner Luft kann man getrost als kongenial bezeichnen.

Der Siebenbürger Dichter Heinrich Zillich widmet seinen neuen großen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten" der auslanddeutschen Kriegsgeneration (München, Langen-Müller. 646 Seiten). Dieser Roman bedeutet eine neue verheißungsvolle Stufe in dem dichterischen Schaffen unserer Auslanddeutschen. Er geht ganz tief in eine Frage deutschen Schicksals. Dies Buch, das kein Reichsdeutscher schreiben konnte, stellt mit höchster Verantwortlichkeit aus den Kräften der Seele, wie es auslanddeutsche Aufgabe ist, ein Problem, das unser Gesamtvolk angeht, und löst es. Denn in dem Schicksal der Millionen deutscher Menschen in der Habsburger Doppelmonarchie vor, in und nach dem Weltkriege sind Fragen des gesamtdeutschen Schicksals zur Entscheidung gestellt. Diesen Roman sollte jeder Deutsche lesen.

Auf Knut Hamsuns neuen Roman „Der Ring schließt sich" (München, Langen-Müller. 355 Seiten) kann heute nicht gebührend eingegangen werden. Aber unsere Leser sollen wissen, daß hier aus der Hand des 77jährigen eine neue Gabe vorliegt, in der Hamsun mit der ihn auszeichnenden Unerbittlichkeit den letzten Schleier zerreißt, hinter dem gefällige Unwahrheiten des Lebens die harte Wahrheit zu verbergen suchen.

Im Verlag „Das Berglandbuch" (Salzburg. 317 Seiten) sind unter dem Titel „Der Sieger Prinz Eugen" sieben Erzählungen von Kurt Hildebrand Matzak vereinigt, die alle ihren Stoff aus dem 17. und 18. Jahrhundert nehmen. Das Schaffen Matzaks leitete Rupert Rupp verständnisvoll ein.

Endlich sei noch auf das jetzt schon im 26. Tausend in einer Volksausgabe vorliegende Buch

von Kurt Faber hingewiesen „Dem Glücke nach durch Südamerika" (Stuttgart, Robert Lutz Nachf. Otto Schramm), das mit dem gleichen Erfolg wie früher die Leser fesseln wird durch die packende Darstellung der Erlebnisse des jungen Deutschen in Argentinien, Bolivien und Chile, die ihn in Hunger und Not und wechselvollen Schicksalen bewährten als einen, der doch das Leben meistert. D. R.

Bücher zur Kunst

Auch hier sind schöne Bücher erschienen, die nicht nur dem, der die Kunst in seinem Leben nicht mehr missen kann, sondern auch dem, der erst zu ihr hingeführt werden soll, höchst willkommene Gaben bedeuten. Da hat Carl Georg Heise die „Fabelwelt des Mittelalters", deren gotischen Höhepunkt und letzte Steigerung jeder Besucher von Notre Dame in Paris mit innerem Schauer genießt, in den Phantasie- und Zierstücken lübeckischer Werkleute aus drei Jahrhunderten in meisterhafter Form sinndeutend erklärt und in den großen Zusammenhang der nie wieder erreichten Ganzheit des mittelalterlichen Lebens eingeordnet mit den prachtvollen 120 Aufnahmen von Wilhelm Castelli (Berlin, Rembrandt-Verlag. RM 6,50). Ein heute angestrebtes Ideal wurde damals in der Selbstverständlichkeit des mittelalterlichen Lebens ohne Programm und Phrase erfüllt: künstlerische Gestaltung gemeinsamer Bewußtseinsbestandteile und gemeinsamen Empfindens. Dies Buch ist aber zu gleicher Zeit für süddeutsche Überheblichkeit eine recht deutliche Lehre, daß nämlich auch im kolonialen Norden und Osten eine fest im handwerklichen Können begründete Kunst mehr Wirkung und auf einem größeren Raum ausübte, als zur gleichen Zeit süddeutsche Kunst erreichen konnte.

Im gleichen Verlag deutet August Hoff die Sendung und das Werk von „Wilhelm Lehmbruck" (90 Abbildungen, 1 farb. Tafel. RM 6,50). Hoff versteht es, aus der Persönlichkeit des großen Bildhauers das Rätsel ohne Rest zu erklären, wie hier eine späte, aber echte Nachblüte der Gotik sich mit einem strengen klassischen Stil einen konnte aus der künstlerischen Persönlichkeit Lehmbrucks heraus. Die Wiedergabe der Bilder ist so musterhaft, wie wir's beim Rembrandt-Verlag gewohnt sind. — Wir begrüßen auch das Buch von Ernst Adolf Dreyer über Werner Peiner, dem er den Untertitel gab „Vom geistigen Gesetz deutscher Kunst" (Hamburg, Siebenstäbe-Verlag. 48 Bildtafeln, 2 farbige Originalwiedergaben und viele Bilder im Text. RM 11,—). Die Einführung schrieb Karl Koetschau, der in der Zeit seines segensreichen Düsseldorfer Wirkens dem Maler und Professor Werner Peiner auch menschlich nahe stand. Zusammen mit Dreyers tief eindringender Heranführung an das Werk des Malers ist hier eine Musterleistung entstanden, nach der sich auch in Zukunft die Versuche ausrichten sollten, Künstler unserer Zeit dem Volksempfinden nahe zu bringen. — Mit besonderer Freude zeigen wir das Werk von Heinrich Schwarz an „Salzburg und das Salzkammergut" (Wien, Anton Schroll. 163 Bilder. RM 4,80). Denn hier wird eins der Kleinode deutscher Landschaftschönheit und Geschichte in gesamtdeutscher Auffassung in seiner ganzen Herrlichkeit festgehalten. Der klare und verantwortungsbewußte Text von Heinrich Schwarz bringt die im Bilde festgehaltene Begeisterung reichsdeutscher und österreichischer Maler und Zeichner in einem Akkord von vollendeter Harmonie. Hier vereinen sich Künstler wie Schinkel, Huber, Dies, Schlotterbeck, Fohr, Olivier, Schnorr von Carolsfeld, J. A. Klein, J. Chr. Erhard, F. Ph. Reinhold, Jacob Alt, Fendi, Ludwig Richter, F. Loos, L. Gurlitt mit Rudolf Alt, Josef Höger und Waldmüller. Und es ist sehr tröstlich, feststellen zu dürfen, daß auch in Zeiten staatlicher und völkischer Zersplitterung an den gemeinsamen köstlichen Besitztümern in Landschaft und Geschichte die Gefühle der Künder des Volksempfindens, der Künstler, sich doch in gleicher Weise entzünden.

Die beiden neuen Bücher von Wilhelm Müseler „Geist und Antlitz der romanischen Zeit" und „Geist und Antlitz der Gotik" mit ihren fast 150 Abbildungen und 80 ganzseitigen Tafeln, die beide in 2. Auflage vorliegen (Berlin, Safari-Verlag. RM 4,80), bestätigen Müselers Berufensein, die Kunst der Romanik und Gotik aus Volkscharakter und Geschichte verständlich zu machen, denn Müseler hat nicht nur eine überwältigende Sachkenntnis, sondern Einsicht in die tiefen Zusammenhänge.

Das von Justus Bier herausgegebene Gedenkbuch „Tilman Riemenschneider" liegt in 2. Auflage vor (Wien, Anton Schroll & Co. 96 Bildtafeln. RM 5.50). Justus Bier hat in der 2. Auflage die Ergebnisse seiner Forschung seit Erscheinen der 1. verarbeitet und dadurch dieser Meistermonographie ihren hohen Rang erneut gesichert.
Als Auszug aus dem großen Werke von Gustav Glück über Bruegels Gemälde erschien als Volksausgabe „Das Bruegel-Buch" (Wien, Anton Schroll. 39 Farbentafeln und 16 einfarbige Abbildungen. RM 6,50). Der gute Gedanke, das Werk diesen wahren Volksmalers dem Volke wirklich nahe zu bringen, kann nur begrüßt werden, und wir freuen uns, feststellen zu dürfen, daß die Reproduktion der farbigen Blätter in ihrer sorgfältigen Ausführung künstlerisch befriedigend und ganz entfernt von der bösen Öldruckmanier ist. D. R.

Das fleischgewordene Gewissen

Eine meisterhafte Untersuchung ist das Buch von Ralph Roeder „Savonarola", das jetzt in deutscher Übertragung aus dem Englischen erschienen ist (Wien, Bermann-Fischer. 350 Seiten). Mit einer ungewöhnlichen psychologischen Schulung versteht es Roeder, die Gestalt des italienischen Mönches von seiner Jugend bis zu seiner Hinrichtung zu deuten. Der 1. Teil umfaßt 2 Abschnitte: Jugend und Die Eroberung der Beredsamkeit; der 1. Abschnitt des 2. Teils ist überschrieben „Lorenzo de' Medici"; ihm folgen die Abschnitte „Klosterreform", „Die französische Invasion", „Politische Reformen", „Moralische Reformen", „Exkommunikation", „Zersetzung", „Die Feuerprobe" und „Gericht und Tod". Mit innerem Beteiligtsein verfolgt man den Weg, den der 23jährige aus einer Welt, die er verachtet, ins Kloster nimmt und unter einer Berufung oder einer Selbsthypnose verfolgt auf dem Zwischengliede einer moralischen Reformation zu politischer Einflußnahme bis zur Errichtung des Königtums Christi in Florenz, den Kampf mit dem Papste, den inneren Niederbruch des auf der Folter zermürbten Mannes, der den Glauben an sein Prophetentum verlor, und sein Ende am Galgen. Ein nur einer Idee verpflichtetes Leben scheitert nach einem Anlauf von tragischer Größe an den sehr realen Kräften des Lebens, verkörpert in den gefährlichen Gegenspielern, Lorenzo Magnifico und Papst Alexander Borgia. Mit übermenschlicher Energie hat der körperlich Behinderte um seine eigene Vervollkommnung in den Mitteln zur Wirkung gerungen, um zu spät einmal klar zu erkennen, daß die erworbene hinreißende Beredsamkeit sein Verhängnis war. Er trat an und blieb bis auf die Höhe als ein Kämpfer eines unbedingten Glaubens, der keine Kompromisse kennt, und erhob gegen die ganze Welt die unabdingbare religiöse Forderung. Seine eigene Fähigkeit, durch seine Rede die Menschen hinzureißen, täuschte ihn schließlich über seine eigene Wirklichkeit und Möglichkeit bis zur letzten Steigerung im Glauben, ein Prophet zu sein. Der Grund, auf dem er baute, war unsicher: er überschätzte die eigene Kraft aus der Selbsthypnose seiner Beredsamkeit und rechnete nicht mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, die kein menschlicher Wille jemals ändert. Trotzdem gehört er zu den großen Gestalten in der Reihe menschheitlicher Entwicklung, weil er für Gott stritt und seine Hände rein blieben. P.

Große und kleine Kostbarkeiten

Der Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus, bringt wiederum, wie wir es schon gewohnt sind, reizende Geschenkbücher, die jedermann Freude bereiten. Da ist mit 37 Aufnahmen von Walter Müller-Grah eins der beschwingtesten und unvergeßlichen Meisterwerke des deutschen Rokoko „Die Wies" von Adolf Heckel beschrieben, die jedem Besucher zu einem beglückenden Erlebnis wird. Sie ist von München unschwer zu erreichen, und von Oberammergau ist es nur ein Sprung herüber. Dominikus Zimmermann, der begnadete Schöpfer dieser kleinen Herrlichkeit in der großen Reihe deutscher Kirchen, die er schon nahe am biblischen Alter schuf, siedelte sich für seine letzten Lebensjahre bei seiner Schöpfung an. Das wird jeder verstehen, der diesen hellstimmigen und fröhlichen Choral zum Lobe eines gnädigen Herrgotts gesehen hat. Die Kirche wurde aufgeführt in den Jahren von 1746 bis 1754 (RM 1,20). — Das 2. Büchlein „Schnee und Eis" bringt 31 Naturaufnahmen, in denen der Photo-

graph mit sicherem Blick die Wunder des Schnees in der großen wie in der kleinsten Natur festgehalten hat (RM 0,90).

Jedem Bücherfreunde kann man ein hübsches Geschenk machen mit dem schon in 4. Auflage erscheinenden Büchermärchen „Maculaturalia" von Julius Haarhaus (Leipzig, H. Haessel. RM 2,40), das bekanntlich die phantastischen Traumerlebnisse eines mitten im Vorweihnachtsgeschäft in seinem Sortiment eingeschlossenen und eingeschlafenen Buchhändlers mit bester Laune schildert.

Auch das Buch von Oskar Jancke „...und bitten wir Sie" (München, Knorr und Hirth. 123 S., RM 2,50) ist so unterhaltend geschrieben, daß es jeden fesselt, der die Verpflichtung gegenüber seiner Muttersprache fühlt. Jancke versteht es, in unterhaltender Form den Sprachsündern allen ins Gewissen zu reden, getragen von einem Verantwortungsgefühl gegenüber der Sprache, das man gerne allen mitgeteilt sähe.

Von Wilhelm Busch liegen wiederum zwei neue Veröffentlichungen vor. Er ist jetzt auch in Reclams Universalbibliothek eingegangen mit „Die Kirmes und andere Bildergeschichten", mit einem Nachwort von Carl W. Neumann. Die Auswahl, die mit der „Kirmes" beginnt und mit der köstlichen Bildgeschichte „Der Zylinder" endet, bringt richtigerweise auch einige der nicht bebilderten, sehr nachdenklichen Gedichte von Wilhelm Busch und schließt mit der Summa summarum, deren letzte Weisheit lautet: „Denn die Summe unseres Lebens/Sind die Stunden, wo wir lieben." Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer, ist im Inselverlag „Wilhelm Busch, Aus alter Zeit" erschienen mit vielen Handzeichnungen des Dichters. Hier sind, geschöpft aus altem Volksgut seiner Heimat, die Märchen, Sagen und Reime vereint, die er in Wiedensahl gesammelt und aufgezeichnet hat. Diese für die wirkliche Kenntnis von Wilhelm Buschs Art und Wesen unentbehrliche Sammlung gliedert sich in die Teile: Märchen; Sagen; Allerlei alter Glaube; Volkslieder und Kinderreime. Hans Balzer schrieb das Vorwort, in dem er in klarer Knappheit den Dichter, den Zeichner und den Menschen Wilhelm Busch würdigt und dabei mit allerhand törichten Ansichten über ihn, so über die unerhörte Grausamkeit in der Behandlung seiner Geschöpfe, die er mit der inneren Verwandtschaft von Buschs Schaffen mit den Märchen und Sagen unseres Volkes hinreichend erklärt, gründlich aufräumt. Kein Busch-Freund wird diesen wunderhübsch ausgestatteten Band in seiner Bibliothek missen wollen.

Der Inselverlag hat den hübschesten Gaben der Inselbücherei, zu denen wir „Das kleine Kräuterbuch", „Das kleine Buch der Nachtfalter" und die Soldatenlieder rechnen, zwei neue Bändchen zugefügt, die zu verschenken dem Geber die gleiche Freude bereiten wird wie dem Beschenkten: „Das kleine Buch der Meereswunder" und „Das kleine Rätselbuch". Diese kleinen Köstlichkeiten sind auch für bescheidene Möglichkeiten erwerbbar. Das kleine Rätselbuch gab Kurt Brzoska heraus. Die 362 Rätsel, deren Gehalt in einem Nachwort der Herausgeber treffend charakterisiert, führen uns ganz tief hinein in das Seelenleben unseres Volkes und eignen sich sowohl für einsame Stunden wie für gemeinsam verbrachte zu trefflicher Unterhaltung. Am Schluß steht die Auflösung.

Friedrich Schnack schrieb zu dem „Kleinen Buch der Meereswunder" das Nachwort, in dem er die Schönheiten dieser geheimnisvollen Welt im und unterm Wasser mit Begeisterung preist und zu gleicher Zeit die erforderlichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse in einer selbstverständlich eingehenden Form mitteilt, so daß man in Zukunft nicht mehr Muscheln und Schnecken verwechseln wird. Die schlechterdings meisterhaften farbigen Nachbildungen geben die herrlichen bunten Kupferstiche wieder, die Franz Michael Regenfuß im 18. Jahrhundert in frommer Andacht in einem Werke vereinigte, das er König Friedrich V. von Dänemark widmete. Hier hat ein gläubiges Herz in Andacht und Treue die Wunder Gottes festgehalten, deren Schönheit und deren Entstehen über alle Vernunft geht.

Das unsterbliche Kinderbuch des Amerikaners John Habberton, das von den beiden unvergeßlichen Rangen Bob und Teddy handelt und das immer mehr ein Buch für Erwachsene als für Kinder bleiben wird, erlebt eine herrliche Auferstehung: „Helenes Kinderchen und Andrer Leute Kinder" (Leipzig, Philipp Reclam jr. RM 5,—). Denn Ruth Schaumann zeich-

nete 32 Bildtafeln, die sich als Künder des innersten Wesens von Bob und Teddy und — mehr als das — als Künder des Kindes überhaupt ganz organisch dem Buche einfügen. In den zarten Rötelzeichnungen liegt ebensoviel Humor, Innigkeit und Nachdenklichkeit wie im Text, den Ruth Schaumann in ihrem Nachwort wunderhübsch deutet.

D. R.

Grotes Aussaat-Bücher

Als feine kleine Gaben empfehlen wir die neuen Bände dieser Sammlung, deren klare Linie wir hier schon mehrfach anerkannten. Ruth Schaumann schrieb ihre „Ansbacher Nänie" um den armen Kaspar Hauser herum, ohne das unlösbare Rätsel von neuem Standpunkt aus lösen zu wollen. Aber mit der ganzen Tiefe ihres Gefühls und ihrer dichterischen Kraft, die gefangen wurde von dem Geheimnis, wie ein Mensch, für den es in dem äußeren wie im inneren Leben keine Selbstverständlichkeiten gibt, bei seinem Auftauchen aus unbekannter Nacht in grelles Lebenslicht, wie dieser Fremdling sich nun mit der Last, die ihm das Leben bedeuten muß, auseinandersetzt. — Richard Euringer beschreibt in einer Meistererzählung „Öhme Örgelkösters Kindheit" das Werden und das durch unverständige väterliche Liebe erschwerte Ringen eines kleinen Organistensohnes aus Westfalen, in dem trotz allem sein musikalisches Genie in letztem Durchbruch siegt. Euringer zeigt hier einen tiefen und feinen Humor, der uns diese Erzählung besonders lieb macht. — Maria Veronika Rubatscher, die Südtiroler Dichterin, zeigt in ihrer neuen Erzählung „Meraner Mär", daß sie ihr starkes Talent von unheimlicher innerer Dynamik stärker als bisher zu bändigen weiß. Die Erzählung spielt im Österreich Maria Theresias und gibt in Bildern von starker und einprägsamer Kraft das Schicksal eines wilden Holztrifters aus Südtirol, der ein Flüchtling werden mußte und durch Vermittlung seiner Kinder, denen in echt weihnachtlicher Gnade die königliche und mütterliche Frau Maria Theresia erschien, die Heimat wiedergewinnt. Die beiden ersten Bücher kosten RM 1,60, das letzte RM 3,60 in geschmackvollen Einbänden, so daß auch hier die Möglichkeit gegeben ist, für geringes Entgelt etwas sehr Schönes zu verschenken.

P.

Reden des Marschalls von China

Zwölf ausgewählte Reden des Marschalls Chiang-Kaishek sind erschienen, ins Deutsche übertragen von Tao Pung Fai, mit einem Geleitwort von Tai Chi Tao (Heidelberg, Kurt Vohwinckel. 106 Seiten. 3 Abbildungen und ein Faksimile). In diesen Reden, die alle Lebensfragen und Probleme des ringenden Chinas einschneidend und tiefgründend behandeln, erweist dieser wahre Führer seines Volkes überzeugend seine Berufung. Jeder sollte diese Reden lesen, diktiert von einem stählernen Willen, einer klaren Erkenntnis und einem leidenschaftlichen Herzen in der Liebe zu Volk und Heimat, die ihren Verfasser befähigen, eine Aufgabe mit Erfolg anzugehen, die weit über Menschenmaß Kräfte erfordert.

D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Dr. Hilde Herrmann, Berlin — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Dr. Eduard Plietzsch, Berlin — Gerhard Pohl, Wolfshau/Riesengeb. — Prof. Kurt Kluge, Berlin — Edwin K. Wiechmann, Bernau b. Berlin.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 30, Mackensenstraße 11 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. III, 1936: 4566, Auflage dieses Heftes: 10000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Ullstein A. G., Berlin • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %